Am. B. 5057 S

(4430 Spanish)

681.

<366116777500015

<366116777500015

Bayer. Staatsbibliothek

Authentische Geschichte
der
Eroberung von Florida
durch
Ferdinand von Soto.

Aus dem Spanischen des Inka Garzilasso de la Vega von Peter Richelet ins Französische, und aus diesem ins Deutsche übersetzt von

H.

Leipzig, 1794.
in Christ. Willh. Schubarths des ältern Verlage.

J. F. Schmidt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
des französischen Herausgebers.

Man hatte bey nahe seit vierzig Jahren dieses so merkwürdige Buch des Garzilasso de la Vega vergessen. Vielleicht hatte es zu seiner Zeit das nehmliche Schicksal gehabt, als die übrigen Werke dieses Geschichtschreibers, die durch den wohlbekannten Uebersetzer oder Metaphrasten *) Johann Baudouin

*) Dieses Beywort hat Menage ehemals dem Baudouin in der scharfsinnigen und jederzeit vortreflichn Requête des Dictionnaires gegeben. Hier sind seine Worte:

(Balduin) ins Französische gebracht worden sind. Allein, wofern auch wirklich eine Ursache vorhanden wäre, warum man einen berühmten Schriftsteller, welchen Baudouin durch seine Einkleidung in unsere Sprache beynahe unkenntlich gemacht hat, keine gänzliche Gerechtigkeit wiederfahren lassen sollte, so kann man doch, in Anse-

hung

A Godeau le grand Paraphraste,
A Boudouin le grand Metaphraste.
Und dieß ist auch wirklich der Charakter des ehrlichen Baudouins. Da er aber arbeiten muste, um zu leben, und man überdieß seine Werke nach der Elle bezahlte, so muste er bisweilen ausschweifen, und dazu ist nichts geschickter, als die paraphrastische Uebersetzung. Denn eine richtige, genaue und concise kostet Zeit und die Zeit wurde ihm von seinen Verlegern nicht bezahlt. Auch hat er dergleichen von allen Gattungen verfertiget. Wir werden hiervon noch ein Wort weiter unten sprechen. A. d. fr. H.

hung der Geschichte der Erobe-
rung von Florida, nicht das
nehmliche sagen. Der Uebersetzer
ist unter uns nicht weniger berühmt,
als es der Verfasser in Spanien
und in Amerika ist.

Der Inka Garzilasso de la Ve-
ga wurde um die Mitte des 16.
Jahrhunderts zu Kusko *) einer
bischöflichen Stadt des mittägigen
Amerikas, in der Landschaft Peru
geboren. Sein Vater, ein spa-
nischer Edelmaun, heurathete ein
Frauenzimmer des Landes, wel-
ches aus der Familie der alten In-
kas, Könige von Peru, herstamm-
te. Dieses war, wie ich glaube,

*) Kusko war vormals die Hauptstadt von Peru und der Auffenthalt der Inkas, welche darinnen einen Valast und eine Festung hatten. Sie ist noch heut zu Tage eine schöne und wohlgebaute Stadt. Anm. von Ebendes.

Ursache, daß Garzilasso von dem Charakter beyder Nationen etwas an sich hatte. Seine Seelengröße war eines von den Gütern, die ihm sein Vater gelassen hatte, und von seiner Mutter besaß er viel Redlichkeit und eine ausserordentliche Liebe für sein Vaterland und für seine Landesleute. Er trug sogar Belieben, den Namen Inka anzunehmen, der für ihn so glorreich war und ihm seinen Ursprung immer vor Augen stellte. Er ging im Jahr 1560 aus Peru und kam nach Spanien. Hier war es, wo er an den Werken, welche wir von ihm haben, arbeitete. So unpartheyisch er auch in den Geschichten ist, die er uns geliefert hat *), so unterläßt er doch nicht, sich bis-

wei-

*) Man gesteht, daß die Geschichten des Garzilasso de la Vega vortreflich

sind,

weilen wegen des Eifers zu entschuldigen, welchen er für die Peruvianer und die übrigen Amerikaner blicken läßt. Allein er benachrichtigt uns auch sorgfältig, daß seine Neigung zu seinem Landesleuten ihn zu keiner Heucheley, in Ansehung ihrer, verleite. Lobenswürdiger, wenn dieses wahr

 ist,

sind, daß wir über Peru nichts beßres und über die andern Theile der alten und neuen Welt nichts eben so gutes haben. Daß er nicht, um seine Nation auf dem Schauplatze der Welt mit Glanze erscheinen zu lassen, seine Materie ein wenig ausgedehnt haben sollte, das getraue ich mich nicht, zu sehr zu verneinen. Garzilasso lehnet es indessen von sich ab. Allein wie viele wird man wohl finden, die im Stande sind, ihm zu widersprechen? Uebrigens Geschichte gegen Geschichte gehalten, so finde ich die seinige mit eben so vielen Kennzeichen der Wahrheit bekleidet, als alle diejenigen, welche man täglich als ungezweifelt anführt. A. von Ebend.

ist, als die Schriftsteller anderer Nationen, welche sich nicht haben enthalten oder gar wahrscheinlicher Weise in der Folge sich nicht werden enthalten können, zu Gunsten ihrer Freunde oder ihres Vaterlandes, der Wahrheit der Geschichte einigermaßen das Ziel zu verrücken.

Wir haben von diesem Verfaßer 4 beträchtliche Werke *), nehmlich: Die

*) Hier sind die Titel derselben, wie sie in den Originalen lauten: 1) 2) *Commentarios Reales del origen de los Yncas Reyez, que fueron del Peru; Por el Yuca Garcilasso de la Vega*, in Fol. en Lisboa 1609. Idem secunda Parte. In Fol. en Lisboa 1619. Dieser zweyte Theil begreift die Geschichte von den bürgerlichen Kriegen der Spanier.

3) *Historia general del Peru, por el Ynca Garcilasso de la Vega.* In Fol. en Cordova 1606.

4) *La Florida del Ynca, Historia del atelantado Hernando de Soto, escritta por el Ynca Garcilasso de la Vega.*

In

Die Geschichte der Könige in Peru, ingleichen die von den bürgerlichen Kriegen der Spanier in Indien; ferner die allgemeine Geschichte von Peru, und endlich die Beschreibung der Eroberung von Florida. Alle viere waren in Kastillianischer Sprache *) mit

)(5 viel

In Quarto en Lisboa, 1605. Ich habe die Werke des Garzilaßo nicht in der Ordnung, nach welcher er sie verfertigt hat, angeführt. Denn das von Florida wurde im Jahr 1591. geschrieben. Hierauf folgten die allgemeine Geschichte von Peru, die nicht in unsre Sprache übersetzt worden ist. Er endigte den ersten im Jahr 1606. oder 1607 und den zweyten über zehn Jahre hernach. Anm. von Ebend.

*) Eine kleine Nota über dieses Wort. Es ist zwar nur eine Kleinigkeit, aber ich will sie doch immer mit in Anschlag bringen. Ein junger Buchhändler von Paris, Namens Prosper Marschant, ein sehr geschickter Mann, welchen wir den Katalogen der Biblio-

thek

viel mehr Aufrichtigkeit und Genauigkeit als Kunst und Zierlichkeit geschrieben. Er läßt darinnen eine große Kenntniß des (damaligen) Amerikanischen Zustandes blicken. Ich glaube nicht, daß es von thek des Hrn. Giraut verdanken, der mit so vieler Sorgfalt und in einer so schönen Ordnung abgefaßt ist, merket an, daß der königliche Kommentar des Garzilasso von den Baudouin nach einer spanischen Uebersetzung verdollmetscht worden sey. Allein das Spanische dieses Buchs ist ein Original, und keine Uebersetzung. Ich zeige dieses darum an, weil da die Journalisten von Trevoux von diesen Katalogen, und zwar mit Recht eine große Lobeserhebung gemacht haben, dieser Fehler, (der ihnen entwischt ist,) denjenigen, der nicht davon gewarnet worden wäre, leicht überraschen könnte. A. v. Ebend.

O wie viele solche berichtigende Noten ließen sich nicht manchmal bey den Kritiken der deutschen Journalisten anbringen! — A. d. d. Ueb.

von geringern Nutzen sey, seine Geschichte der Könige von Peru zu lesen, als die der Könige von China zu studieren. Er hat sogar den Vorzug, daß, da er seine Geschichte nicht höher, als 400 Jahre vor dem Zuge der Spanier nach Peru hinauf steigen läßt, nehmlich bis ohngefähr aufs Jahr 1125. er die Gelegenheit nicht hat, uns eine eben so lange Tirade von Fabeln zu verhandeln, als die Chineser *) gethan haben.

Sei-

*) Der hat gut lügen, der weit her kömmt. Dieses Sprüchwort bestätigt sich sehr wohl, in Betreff der chinesischen Geschichte, welche nur darum so viele Mährchen enthält, weil sie sehr alt ist. Ich habe vor allen diesen schönen Alterthümern Achtung; aber ich überlasse sie denen, die sich darein schicken können. Ich finde meine Rechnung besser bey der neuen Geschichte. Ich kenne sie alle, die darinnen ein

An-

Seine Geschichte der Inkas, die er Commentarios Reales (königliche Kommentarien oder Nachrichten) nennet, ist mit Verstande und Genauigket geschrieben. Garzilaßo, der seinen Lesern die Langeweile ersparen wollte, welche die fast immerwährende Einförmigkeit der Kriege, die er beschreibt, verursachen möchte, hat Sorge getragen, in denselben mit sonderbaren Anmerkungen über die natürliche Geschichte von Peru abzuwechseln. Dieses in 9 Büchern getheilte Werk enthält alles das, was sich von dem ersten Inka an, bis auf dem Atabaliba, der durch den Franziskus Pizzarro auf eine so grausame und un-

Ansehen haben. Sie stehen mit mir in gleicher Linie; und es läßt sich von ihnen gut sagen: Hier sind Männer, wie wir sie brauchen, um sie zu benutzen. A. d. fr. H.

ungerechte Weise getödtet wurde, zugetragen hat, das ist, von dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, bis auf den Anfang des sechzehenden. Man hat das Vergnügen darinnen, nebst der Geschichte der Könige, die alte Religion, die Gesetze *) die Gewohnheiten und die Reichthümer der Amerikaner wahrzunehmen; alles mit derjenigen Sorgfalt entwickelt, welche man von einem in der Sprache und den Alterthümern des Lan-

des

*) Wenn man das, was Garzilaßo von den Peruvianern erzählt, aufmerksam untersucht, so wird man sagen, daß diese Völker nichts weniger waren, als Barbaren, und daß sie sogar gewiße Gewohnheiten hatten, welche die der Europäer übertrafen. Verschiedene ihrer Fürsten waren an Weisheit nicht geringer, als der Kaiser Antonin, wenn man sich auf die Maximen bezieht, welche Garzilaßo von ihnen anführt. A. d. Ebend.

des erfahrnen Manne, der sich eine Ehre daraus machte, seine Nation kennen zu lehren, erwarten durfte.

Das zweyte Werk enthält die bürgerlichen Kriege, welche die spanischen Eroberer von Peru gegen einander führten, und man bemerket darinne, daß die Vorsehung sich der Spanier bedient habe, um an den Spaniern selber die unermeßlichen Grausamkeiten zu rächen, welche sie bey der Eroberung dieses Landes, dessen Völker sich ohne Mühe ihrer Herrschaft unterwarfen, ausgeübt hatten *). Die gegen-

*) Diese Grausamkeiten giengen so weit, daß die meisten Statthalter, welche die Könige von Spanien nach Indien schickten, die Indianer an der Taufe verhinderten, weil das Christenthum, welches sie angenommen hätten, sie sonst von

gegenseitige Eifersucht und Raub-
begierde, welche sie bey Erblickung
so vieler Schätze hatten, die sie
entdeckten, waren Ursache, daß
sie sich unter einander selbst aufrie-
ben. Und sie legten die Waffen
nicht eher nieder, als bis alle die,
welche diese bis dahin noch unbe-
kannten Barbareyen ausgeübt hat-
ten

von der Sklaverey, worinne diese Statt-
halter sie beständig erhalten wollten; um
in den Bergwerken zu graben, wo sie sel-
bige zu brauchen pflegten, befreyt haben
würde. Und es muste der fromme Bi-
schof von Schiapa (Bartholomäus de
las Kasos) nach Spanien kommen, um
wider diese Grausamkeiten Befehle aus-
zuwirken. Ueberdieß hatten die Indi-
aner gegen die Spanier, ihrer Barba-
rey wegen, einen so großen Abscheu ge-
faßt, daß, wenn man mit ihnen von dem
Paradiese redete, sie zur Antwort gaben,
wenn Spanier darinne wären, so möch-
ten sie nicht hinein. A. von Ebend.

)( )(

ten, entweder durch den Stahl oder das Feuer oder durch die Hand der Henker umgekommen waren.

Diese beyden Werke wurden von dem Johann Baudouin *) Mitglied der

*) Ich will hier noch ein Wort von Baudouin sagen. Er war von Pradelle in Vivaretz. Er ging auf Reisen, wurde Vorleser bey der Königin Margareta, Gemahlin Heinrichs IV. die verstossen im Jahr 1615 starb, und kam nachher zu dem Marschall von Marillac. Er war ein wahrer Schriftsteller, das heist, äuserst dürftig, und sahe sich das zu thun genöthiget, was der Kanzler Bacon so sehr fürchtete. Er studirte um zu leben, und war in dem Solde einiger Buchhändler, welches man eigentlich auf den Galeeren seynnennenkönnte, und verfertigte für selbige Uebersetzungen den Bogen zu 40 Sous, (oder ohngefähr 16 gr. die damals doch wohl eben so viel werth waren, als jetzt 2 Thlr. A. d. d. U.) Er starb gegen das Ende des

der französischen Akademie, in unsre Sprache übersetzt und zu Paris herausgegeben, das erste 1633. und das zweyte 1658 nach dem Tode des Baudouins. Diese Uebersetzung, ungeachtet sie im Grunde

)( )(2

des 165ten Jahres. Wir haben ihm indessen verschiedene gute Bücher zu danken, welche er in unsre Sprache übersetzt hat. Sein Meisterstück ist die Geschichte von Davilla. Hr. Pelisson liefert davon zum Theil das Verzeichniß, hat aber darinne einige, die er vermuthlich nicht kannte, ausgelassen, als z. E. die Geschichte von Malta, herausgegeben im Italienischen durch Bosio und ins Französische gebracht durch unsern Baudouin. Es giebt ihrer noch mehrere, die er darum nicht hat aufzeichnen können, weil sie erst nach der Bekanntmachung seiner Geschichte der Akademie gedruckt worden sind. A. d. f. H. Wer wollte nicht wenn er diese Anekdote von Baudouin und seinen Verlegern liest, sagen, daß sie das Ansehen hätte, als wenn sie zu unsern Zeiten geschrieben worden wäre? — A. d. d. U.

gut war, hatte gleichwohl ein ziemlich ungewöhnliches Schicksal. Der Buchhändler, welcher sahe, daß sie nicht sogleich abgehen wollte, betrachtete sie als ein sehr schlechtes Buch und machte damit eben das, was man mit dem Werken des Pelletier *) gemacht hat, und was man mit hundert andern Büchern **), womit die Welt täglich überschwemmet wird, machen

*) Man kennet hiervon den Vers des Dichters:

Et j'ai tout Pelletier,
Roulé dans mon office, en cornet de Papier. A. d. f. H.

**) Wir wollen hierbey eine schöne Stelle aus den Charakteren des la Bruyere anführen, die nur als zu wahr ist. Hier ist dieselbe; es nütze sie jeder, dem es zukömmt, sie zu nützen.

„Mancher nimmt mit einemmale, und ohne den Abend vorher daran gedacht zu haben, Papier, eine Feder, spricht zu sich selbst: Ich will ein Buch machen

schwemmt wird, machen sollte. Als die Exemplare derselben den Würz-

)( )(3 krä-

machen, ohne daß er ein ander Talent zum Schreiben hat, als das Bedürfniß von 50 Pistolen... Er will schreiben und drucken lassen, und weil man keine weißen Hefte zum Buchdrucker schickt, so beschmiert er sie mit dem, was ihm einfällt; er schriebe gern, daß die Seine in Paris fließt, daß sieben Tage in der Woche sind, oder daß das Wetter regnicht ist; und da dieses Geschwätz weder die Religion noch dem Staate beleidigt, und weiter keinen Schaden im Publiko anrichten wird, als daß es ihm den Geschmack verdirbt und dasselbe an fade und abgeschmackte Dinge gewöhnt, so geht es durch die Censur, wird gedruckt, und zur Schande des Jahrhunderts, so wie zur Demüthigung der guten Schriftsteller, wieder aufgelegt.“ —

In dessen soll ichs sagen? — Diese so kluge Betrachtung des la Bruyere hat in dem Schicksale der Literatur nichts geändert; und ich glaube ohne Mühe, daß die Anmerkung, die ich hier mache, ebenfalls nichts darinne ändern werde.

A. von Ebend.

krämern aufgeopfert worden waren, so wurde sie selten. Ihre Seltenheit war Ursache, daß man sie suchte und schätzte Sie war, vornehmlich die Uebersetzung der königlichen Nachrichten, zu einen so äuserst hohen Preise gestiegen, daß zwölf Thaler kaum zureichten, um dafür die zwey Bände in Quart zu bekommen. Allein die Buchhändler in Holland, die ämsiger und aufmerksamer sind, als die der übrigen Nationen, ließen sie in den Jahren 1705 und 1706 in 4 Bänden in 12 wieder auflegen. Sie erwiesen sogar dem Publiko bey dieser neuen Auflage einen doppelten Dienst. Denn obgleich Baudouin gelehrt war und eine leichte, natürliche und französische Schreibart hatte, so verstattete ihm sein Glück gleichwohl nicht, auf seine Schriften

ten alle die Zeit und die Mühe, die sie verlangten, zu verwenden. Man ist daher in der neuen Ausgabe genöthiget gewesen, der mangelnden Genauigkeit des Uebersetzers zu Hülfe zu kommen. Baudouin war seinen Schrftsteller Schritt vor Schritt gefolgt und hatte alles, bis auf unnütze und bisweilen langweilige Wiederholungen, übersetzt, welche in unsrer Sprache unerträglicher sind, als in einer jedweden andern. Diese hatte man in der neuen Ausgabe, wo es ohne Nachtheil des Textes geschehen konnte, insgesammt hinweg gestrichen. Und weil fast 80 Jahre in der französischen Uebersetzung den Ausdruck der bey uns eben so unbeständig ist, als unsre Gemüther, unsre Characktere und unsre Moden, verändert hatten, so hat man auch die-

sen Fehler abgeholfen, und es hat sich wohl keine Periode darinnen befunden, welche nicht wieder aufgefrischt und erneuert worden wäre.

Man hat bey der neuen Ausgabe, welche man hier von der Eroberung von Florida liefert, die das vierte Werk des Garzilaßo ist, diese Mühe nicht gehabt. Die Uebersetzung ist von der Meisterhand selber. Doch ehe wir von dem Uebersetzer reden, so wollen wir zuvor ein Wort von dem Werke selbst sagen. Man kann nicht mit mehr Genauigkeit, als hier geschiht, alles, was sich bey dem Zuge nach Florida zugetragen hat, entwickeln. Wenn dieses Werk dem Garzilaßo Ehre macht, so ist es nicht weniger rühmlich für die Spanier und die Indianer. Bey den ersten sieht man eine ausserordentli-

dentliche Geduld, die durch nichts, als eine übermäßige Liebe zum Ruhme und zu den Reichthümern hat eingeflößt werden können. Die Indianer lassen darinnen einen Muth und eine Klugheit blicken, die sehr weit über die Vorstellung gehen, welche man sich gewöhnlich von den barbarischen Völkern macht. Diese Geschichte scheinet nicht nach blosen Hörensagen, wie ein neuerer Schriftsteller behauptet hat *), geschrieben zu seyn. Garzilaßo muß, um, wie er thut, in ein schönes De-

*) Mr. de Citri de la Guette, sonst einer unsrer besten Schriftsteller, dem wir die schöne und vortrefliche Geschichte von dem Triumviraten die Uebersetzung von der Eroberung Mexiko und eine von der Eroberung Florida's durch einen Portugiesischen Edelmann, nebst andern guten Schriften zu verdanken haben. In der Vorrede zu diesem Buche ist es eben, wo er,

die-

tail hineinzugehen, genaue und sehr umständliche Nachrichten gehabt haben. Seine Art zu erzählen ist einschmeichelnd. Hat man ihm ja etwas vorzuwerfen, so ist es dieses, daß er oft gar zu umständlich ist, und bey Kleinigkeiten sich aufhält. Doch alles, bis auf die Kleinigkeiten, dienet dem, der sie gut zu ordnen weis, dazu, die Menschen kennen zu lehren. Er begleitet seine Erzählung mit scharfsinnigen Anmerkungen, und diese fließen auf eine natürliche Art aus seiner Materie. Garzilaßo vollendete dieses Werk im Jahr 1591 über dreyßig Jahre hernach, als er in Spanien angekommen war *).

Man

nach der löblichen Gewohnheit der Uebersetzer, von seinem Originale weitschweifige

*) Dieß giebt Garzilasso im 2. Th. B. 2. K. 11

Man weis, was Hr. Richelet, in Ansehung der Reinigkeit unsrer Sprache, für ein Mann war. Und man braucht, wenn man jemanden von etwas genauen und ausgearbeiteten einen Begrif machen will, nur zu sagen, daß diese Uebersetzung von ihm ist. Er ist in der Welt durch sein vortreflich Wörterbuch zu wohl bekannt, als daß man es hier unternehmen dürfte, viel Lobeserhebungen davon zu machen. Aber sollte mans wohl glauben? Ein so geschickter Mann ist gestorbe-

fige Lobeserhebungen macht, und bey dieser Gelegenheit von der Authenticität des Garzilaßo sehr übel urtheilt. — A. d. s. H.

K. 11. selber zu verstehen, wenn er sagt: Dieses Jahr 1591. in welchem ich die Geschichte von Florida wieder aufs reine schreibe, erfahre ich, daß Reinoso noch lebt, und in dem König reiche Leon sich aufhält, wo er geboren worden ist. A. v. Ebend.

gestorben, ohne daß man seiner beynahe Erwähnung gethan hätte. Sein Umgang war, wie sein Gemüth, immer lustig, immer satirisch und bisweilen ein wenig zu frey. Dieser cynischen Freyheit haben wir dem Verlust verschiedener Werke, die er gemacht hat, beyzumessen, weil sie nur allzuviel Leute ergötzt und eine noch größere Anzahl traurig gemacht und von sich entfernt haben würde. Indessen waren dieß jederzeit Werke der Kritik, und wir haben sonst nichts, als diese Uebersetzung, woraus wir von seinem Stile urtheilen und von seiner Reinigkeit der Sprache und von seiner Genauigkeit im Ausdrucke, Nutzen schöpfen könnten.

Garzilaßo redet in seiner Geschichte nur von dem, was durch

die

die Spanier bewerkstelliget worden ist, und zeiget uns den schlechten Erfolg, den ihr Zug nach Florida gehabt hat. Hier wollen wir, jedoch in aller Kürze, noch dasjenige melden, was in der Folge von andern Nationen gethan worden ist. Als Karl V. sahe, daß Soto nicht glücklich gewesen war, so entschloß er sich im Jahr 1549. verschiedene fromme Geistliche und einige Benediktiner-Mönche nach Florida zu senden, um die wilde Gemüthsart dieser Völker zu mildern; allein die Wilden schunden sie alle lebendig und hingen ihre Häute an die Thüre ihrer Hütten. Florida wurde auch in dem nehmlichen Jahrhunderte von den Franzosen entdeckt, und im Jahr 1562. unter der Regierung Karls IX. Königs von Frankreich, baute einer, Namens

Fran-

Franziscus Ribaut, das Fort Karolina an dem May-Fluße, und machte mit den Wilden dieser Gegend ein Bündniß. Er kehrte hierauf nach Frankreich zurück; als er aber daselbst seine neue Kolonie wieder zu besuchen, allzulange zauderte, empörten sich diejenigen, die er zurückgelassen hatte: Ihre Empörung war Ursache, daß Pedro Melendez, ein Spanier, sie im Jahr 1563. verjagte. Sie setzten sich daher auf ein Schif und überließen sich dem Meere. Ihre Fahrt war sehr unglücklich. Sie litten einen so grausamen Hunger, daß sie genöthiget waren, zu loosen, um zu wißen, welcher unter ihnen von den übrigen verzehrt werden sollte, und das Loos fiel gerade auf den, der bey der Empörung der hitzigste gewesen war. Im Jahr 1564.

ging

ging Rene Laudonniere nach Florida und stellte das Fort Karolina wieder her; allein die Kastillianer, darüber eifersüchtig, daß die Franzosen sich so nahe bey Neuspanien ansiedelten, überfielen sie und trieben sie in die Flucht. Laudonniere rettete sich mit Mühe; aber der arme Ribaut, der nach Florida zurückgekehrt war, wurde gefangen genommen und lebendig geschunden, und alle ihre Leute wurden gehangen. Dominigue de Gourgues, vom Berche Marsan in Gascogne, rüstete, als er diese barbarische Handlung erfahren hatte, auf seine Kosten ein Schif aus und ging im Jahr 1567 mit 150 Soldaten und 80 Matrosen begleitet, nach Florida. Die Völker vereinigten sich sogleich mit ihm und halfen ihm, das Fort Karolina nebst zwey an-

dern, die die Spanier erbaut hat-
ten, wieder einnehmen. Die, wel-
che zur Garnison darinnen lagen,
wurden an die nehmlichen Bäume
gehenkt, woran man die Spanier
gebunden hatte. Hierauf kam
Gourgues im Jahr 1568 wieder
nach Frankreich zurück, wo er viel
Mühe hatte, sich vor der Gerech-
tigkeit zu schützen, indem er von den
Spaniern, mit welchen Frankreich
damals Friede hatte, verfolgt wur-
de. Das französische Florida fiel
hierauf wieder in die Hände der
Spanier, welche es bis in das Jahr
1663 behielten, wo sie von den
Engländern, die noch bis auf diesen
Tag die Besitzer davon sind, und
es wahrscheinlicher Weise noch lan-
ge bleiben werden, vertrieben
wurden.

Uebrigens da wir in einem Jahrhunderte leben, wo man alles, was in fremden Ländern sich zugetragen hat, lieber wissen will, als was in seinem eigenen geschehen ist, und wo die unnützen Bücher mit größerer Begierde, als die nützlichen gelesen werden, so hoft man aus diesem Grunde, daß gegenwärtige Schrift gesucht, gelesen und geschätzt werden wird.

Vorbericht des deutschen Uebersetzers.

Da diese Schrift, in Rücksicht auf die Geschichte der neuen Welt, zu welcher sie mit so vollem Rechte gehört, allen blos romanhaften Erdichtungen unsers alten und daran so fruchtbaren Erdtheils, so süß und anmuthig sie auch geschrieben seyn möchten, doch unendlich weit vorzuziehen und mir, ohne von der Seltenheit des Originals und seiner französischen Uebersetzung zu reden, auch noch keine richtige und vollständige deutsche jemals zu Gesichte gekommen ist, so habe ich es gewagt, dieselbe in unsre vaterländische Mundart überzutragen, und dadurch ein Werk

Werk, das eines immerwährenden Lobes würdig ist, der schmachvollen Vergessenheit zu entreissen. Ich habe mich dabey so sorgfältig, als möglich, beflieſsen, den Sinn meines Autors unverfälscht darzustellen, und wo ich hin und wieder ja einem Worte, oder einer Redensart einen andern Ton gegeben habe, als der ist, dem sie im Originale haben, so ist doch solches ohne Nachtheil des Inhalts und blos in der Absicht geschehen, nicht französisch mit deutschen Worten zu reden.

Uebrigens ist die Schreibart des Garzilaſso nicht, nach spanischer Manier, aufgedunsen, voller Blumen und Witzverbrämungen, sondern, wie sie in Erzählung kriegerischer Begebenheiten seyn muß, plan und verständlich und, gleich den Kommentarien des Cäsars, reicher an Sachen, als an Worten. Mich dünkt, daß ich nichts mehr zu sagen brauche, um von ihr zu versichern, daß sie auch ohne eine zu mühsame Hülfe der Kunst, schön ist und, wie ein bescheidenes und wohlge-

bildetes Frauenzimmer, um desto mehr gefällt, je weniger man an ihr gewahr wird, daß sie zu gefallen die Absicht hat.

Ich läugne indessen nicht, daß sehr viele Stellen in dieser Geschichte ganz hätten umgearbeitet werden müssen, wenn ich blos denen hätte gefallen wollen, die nur gewohnt sind, etwas blumenreiches und witziges zu lesen; allein in diesem Falle hätte ich auch nicht sowohl auf das Verdienst eines richtigen und concisen Uebersetzers, als vielmehr, wie Baudouin, auf den Namen eines freyen und weitschweifigen Metaphrasten Anspruch machen können.

Inn-

Inhalt der Kapitel
des ersten Theils.

Erstes Buch.

Kap. 1. Vorhaben des Verfaßers S. 1

Kap. 2. Grenzen von Florida S. 5

Kap. 3. Die, welche die Erobe-
rung von Florida unter-
nommen haben . . S. 7

Kap. 4. Religion und Gewohnheiten der floridanischen Völker . . . S. 16

Kap. 5. Zurüstungen auf Florida S. 24

Kap. 6. Einschiffung nach Florida . . . S. 26

Kap. 7. Was der Armee von St. Lukar bis nach Kuba begegnete . . . S. 30

Kap. 8. Treffen zwischen zwey Schiffen . . . S. 38

Kap. 9. Ankunft des Soto in Kuba . . . . S. 46

Kap. 10. Verzweiflung einiger Einwohner von Kuba S. 49

Kap. 11. Vasko Porkallo von Figueroa nimmt Dienste bey der Armee . S. 52

Kap. 12. Soto kömmt in der Ha-
vana an . . S. 55

Kap. 13. Ankunft Ferdinands
Ponze in der Havana S. 60

Zweytes Buch.

Kap. 1. Ankunft Ferdinands von
Soto in Florida . S. 69

Kap. 2. Tod dreyer Spanier, und
die Martern, welche
Juan Ortis litte . S. 75

Kap. 3. Ortis flüchtet sich . S. 81

Kap. 4. Großmuth des Kaziken
Mukoso . . . S. 86

Kap. 5. Der General läßt den Or-
tis zurück fodern . S. 90

Kap. 6. Zusammenkunft des Or-
tis und des Gallego S. 95

Kap. 7. Mukoso's Besuch bey dem
Generale . . S. 100

Kap. 8. Die Mutter des Muko-
so kömmt ins Lager S. 104

Kap. 9. Vorbereitungen, um in
dem Lande weiter vor-
zurücken . . S. 108

Kap. 10. Verfolg der Entdeckung S. 113

Kap. 11. Unglück des Porkallo S. 116

Kap. 12. Bericht des Gallego S. 120

Kap. 13. Uebergang über den
Sumpf . . S. 124

Kap. 14. Silvester bringt die
Befehle des Generals
dem Moskoso . S. 129

Kap. 15. Wiederkunft des Sil-
vesters . . . S. 136

Kap. 16. Provinz Akuera . S. 140

Kap. 17. Einmarsch der Spani-
er in die Provinz
Okaly . . . S. 143

Kap. 18. Provinz Vitaschuko S. 151

Kap. 19. Der Bruder des Oschi-
lé kömmt ins Lager
und sendet an den Vi-
taschuko . . . S. 157

Kap. 20. Ankunft des Vitaschuko S. 166

Kap. 21. Verfolg der Unterneh-
mung des Vitaschu-
ko . . . . S. 173

Kap. 22. Niederlage der In-
dianer . . S. 177

Kap. 23. Entschluß der Indianer und ihr Herausgehen aus dem Teiche S. 183

Kap. 24 Tod des Vitaschuko S. 192

Kap. 25 Folge des Todes des Vitaschuko . . S. 197

Kap. 26. Provinz Ossaschilé . S. 202

Kap. 27. Von der Stadt und dem Hause des Kaziken und den Hauptstädten der übrigen Provinzen . . S. 205

Kap. 28. Der Verfaßer kömmt einigen Schwierigkeiten zuvor . . S. 208

Drit-

Drittes Buch.

Kap. 1. Ankunft der Truppen in Apalaschê . . . S. 213

Kap. 2. Uebergang über den Sumpf . . . S. 218

Kap. 3. Marsch der Spanier bis an die Hauptstadt S. 225

Kap. 4. Man geht aus, das Land zu erkundschaften S. 230

Kap. 5. Entdeckung der Küste S. 232

Kap. 6. Abreise einer Parthey von dreyßig Lanzen nach der Provinz Hirriga . . . S. 242

Kap. 7. Gefangennehmung des Kopasi . . . S. 252

Kap. 8.

Kap. 8. Kopasi will seine Unterthanen zum Gehorsam bringen und flüchtet S. 256

Kap. 9. Verfolg des Marsches der dreyßig Lanzen S. 262

Kap. 10. Fortsetzung der Reise der dreyßig Lanzen bis nach Hirriga . S. 270

Kap. 11. Ankunft der Parthey in Hirriga . S. 280

Kap. 12. Man vollzieht die Befehle des Generals S. 287

Kap. 13. Was sich um Hirriga in Abwesenheit des Soto zutrug . S. 289

Kap. 14. Abreise aus der Stadt Hirriga . . S. 294

Kap. 15.

Kap. 15. Verfolg des Marsches Kalderons und seine Ankunft im Lager . S. 300

Kap. 16. Entdeckung der Küste S. 312

Kap. 17. Man sendet einen Bericht von der Entdeckung nach der Havana S. 316

Kap. 18. Verwegenheit eines Indianers . . S. 319

Kap. 19. Man erbietet sich, die Spanier an Oerter zu führen, wo man meynet, daß Gold und Silber anzutreffen ist . . . S. 322

Kap. 20. Von einigen besondern Gefechten, und der Fruchtbarkeit in Apalaschée . . . . S. 325

Vier-

Viertes Buch.

Kap. 1. Abreise von Apalaschê S. 332

Kap. 2. Ankunft in den Provinzen Altapaha und Aschalaké S. 337

Kap. 3. Von dem Kaziken Kosa und seiner Provinz S. 343

Kap. 4. Kosacki nimmt die Spanier auf S. 346

Kap. 5. Begebenheit mit einem Indianer S. 352

Kap. 6. Marsch der Truppen S. 356

Kap. 7. Verfolg deßen, was sich in der Wüste zutrug S. 363

Kap. 8. Was die, auf Entdeckung ausgeschickten Hauptleute

leute ausgerichtet ha-
ben . . . . S. 367

Kap. 9. Ankunft des Generals in
Kofazicki, nebst der
Entdeckung des Landes S. 370.

Kap. 10. Betragen der Frau von
Kofazicki . . S. 375

Kap. 11. Die Armee geht über den
Fluß Kofazicki . S. 382

Kap. 12. Man sendet an die
Mutter der Frau von
Kofazicki . . S. 385

Kap. 13. Tod des indianischen
Herrn, nebst der Zu-
rückkunft der Abgeord-
neten . . . S. 388

Kap. 14. Metall, welches man
in Kofazicki fand S. 395.

Kap. 15.

Kap. 15. Tempel, in welchen man die vornehmsten Einwohner von Kosazicki begräbt . . S. 397

Kap. 16. Beschreibung des Tempels von Talomeko S. 40

Kap. 17. Abreise von Kosazicki, nebst dem, was sich auf dem Marsche bis nach Schovala zutrug S. 412

Kap. 18. Großmuth der Frau von Kosazicki . S. 417

Kap. 19. Was den Truppen in der Wüste begegnete S. 421

Geschich-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte von Florida.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Vorhaben des Verfassers. Grenzen von Florida. Durch wen es entdekt worden. Gewohnheiten der Einwohner. Vorbereitungen Ferdinands von Soto, dasselbe zu erobern.

Erstes Kapitel.

Vorhaben des Verfassers.

Ich bin Willens, die Entdeckung von Florida, und die merkwürdigen Begebenheiten zu beschreiben, die dabey vor-

gefallen sind Da aber Ferdinand von Soto große Dinge dabey ausführte, und diese Erzählung ihn insbesondere betrift, so will ich seine Geschichte weiter oben anfangen.

Soto war einer von den zwölf Eroberern Peru's und hatte an der Gefangennehmung des Atabalipa, welcher der letzte König desselben war, Antheil. Dieser Prinz war ein natürlicher Sohn des Inka Huäna Kapak, und hatte das Königreich dem rechtmäsigen Besitzer, der Huaskar hieß, entzogen. Allein, die Grausamkeiten dieses unrechtmäsigen Besitzers brachten die Völker wider ihn in Aufruhr; welches den Spaniern die Eroberung Perus erleichterte, und grose Reichthümer zuwege brachte. Von dem fünften Theile allein bekam der Kayser *) beynahe zwey Millionen, und dreymal hundert tausend Dukaten, und Ferdi-

*) Karl V. zugleich König von Spanien und erster Monarch fast des ganzen südlichen Amerikas. Anmerk. des deutschen Uebersetzers.

dinand von Soto mehr als hundert tausend. Dieser General erhielt über dieses von den Indianern viele Geschenke; ja, von Atabalipa selber, der ihm sehr prächtige überreichen ließ, weil er der erste Spanier war, mit welchem er geredet hatte. Als Soto sich auf diese Art bereichert, kehrte er mit verschiednen andern, welche alle in Kaxa Malka *) ihr Glück gemacht hatten, nach Spanien zurück. Allein, anstatt an den Ankauf eines großen Guts in seinem Lande zu denken, flößte ihm die Erinnerung an die Dinge, die er so glorreich vollbracht hatte, ein weit aussehenderes Vorhaben ein. Deßwegen kam er nach Valladolid, Karl V. um die Erlaubniß zu bitten, die Eroberung von Florida unternehmen zu dürfen, mit dem Versprechen, die Kosten dazu herzugeben, und nichts zu sparen,

*) Ein kleiner Ort in Peru, welcher seinen Namen einer kleinen Gegend giebt. Er liegt bey Quito, und dem Fluße Vagna. Hier wurde Atabalipa 1533. geschlagen, gefangen genommen, und auf eine grausame Art hingerichtet. Anmerk. des franz. Uebers.

was zum Ruhme des Reichs beytragen könnte. Was ihm zu dieser glänzenden Unternehmung am meisten trieb, war die Vorstellung, daß er für sich als eigener Anführer noch nichts erobert, daß Ferdinand Kortes sich Meister von Mexiko, und Pizzarro und Almagre von Peru gemacht hatten. Denn da er ihnen weder an Tapferkeit, noch an einer andern Eigenschaft etwas nachgab, so schmerzte es ihn nicht wenig, daß ihnen das Glück günstiger war, als ihm. Er entsagte daher seinen Ansprüchen auf Peru, und richtete alle seine Gedanken auf die Eroberung von Florida, woselbst er starb. Seher, so haben sich große Feldherrn zum Besten ihrer Fürsten aufgeopfert. Gleichwohl finden sich unter uns Personen, welche boshafter Weise sagen, daß Spanien den größten Theil der neuen Welt der Verwegenheit einiger junger Thoren zu verdanken habe. Allein, sie überlegen nicht, daß sie selbst Kinder von Spanien sind, und daß diese großmüthige Mutter diejenigen, welche sie gebieret,

nur

nur dazu erzieht, um Amerika zu erobern, und das Schrecken ihrer Waffen in den übrigen Theil des Erdbodens zu tragen.

Zweytes Kapitel.

Grenzen von Florida.

Florida hat man darum so genennet, weil es am Palmen-Sonntage *) den 27. Merz **) 1513, entdekt worden ist. Da aber dasselbe ein großes Land ist, von welchem man noch nicht alle Theile weder erobert, noch kennen gelernt hat, so ist es, sie recht genau zu beschreiben,

*) Auf Spanisch Pascua de Flores. A. d. d. U. Folglich irren sich die meisten neuern Schriftsteller, wenn sie sagen, daß Ferdinand von Soto es sey, der Florida diesen Namen beygelegt habe, weil er erst 1539. gegen Ende des Mays daselbst anlandete, in welchem Jahre der Palmen-Sonntag auf den 30. Merz fiel. Anmerk. des fr. Uebers.

**) Ich weis nicht, ob hier nicht vielleicht ein kleiner Fehler seyn möchte? Denn es war das Osterfest, welches auf den 27. Merz des Jahres 1513. fiel. Der Palmen-Sonntag aber war schon den zwanzigsten dieses Monats gefallen. A. von ebend.

schwer. Man weiß in der That nicht: ob Florida gegen Mitternacht *) von der Erde oder vom Meer begrenzt wird. Gewiß ists, daß es gegen Mittag den Mexikanischen Meerbusen, und die Insel Kuba gegen Morgen den Ocean, der nach Afrika zu sieht, und gegen Abend das hat, was man heut zu Tage Neu-Mexiko nennt. Auf dieser Seite liegt die Provinz der sieben Städte, welche von Vasquez Koronado so genennt wurde, der im Jahr 1539 auf die Entdeckung dieser Gegenden ausgieng. Da man sie aber nicht bevölkern konnte, verlor Antonio von Mendoza, welcher dahin geschickt worden war, mit Verdruß alle die Kosten die er auf diese Unternehmung verwandt hatte.

Drit-

*) Florida wird gegen Mitternacht durch Kanada oder Neu-Frankreich begrenzt. Dies ist die Ursache, warum der Verfasser, der unter Florida auch Virginien und Kanada begreift, wie es mehrere Spanier zu machen pflegen, saget: daß man nicht wüßte, welches die Grenzen von Florida gegen Mitternacht wären. Anm. d. fr. Uebers.

Drittes Kapitel.

Die, welche die Eroberung von Florida unternommen haben.

Juan Ponze von Leon *) war der erste, welcher Florida entdeckte. Dies war ein Edelmann, welcher in dem Königreiche Leon geboren, und auf der Insel Porto Riko **) Statthalter gewesen war Da die Spanier damals an nichts anders dachten, als neue Entdekkungen zu machen, so bewaffnete er drey Karavellen ***) und gab sich alle Mühe,

*) Vor Iuan Ponze von Leon war Florida von Sebastian Gabot entdekt worden, welchen Heinrich VII. König von England im Jahr 1496. aussendete, durch den Occident eine Durchfahrt zu suchen, um in den Orient zu schiffen. Gabot sahe blos das Land, hielt sich aber nicht darinnen auf. A. d. fr. U.

**) Oder St. Juan de Porto Riko, eine amerikanische Insel. Sie ist eine von den großen Antillen, und liegt in dem Mexikanischen Meere, 16 Meilen von Hispaniola, gegen Morgen. A. d. fr. U.

***) Karavellen sind runde Schiffe mit dreyeckigten Seegeln. A. d. d. U.

die Insel Bimini *) zu entdecken, weil er gehört hatte, daß es da eine Quelle gebe, welche die Greise wieder jung machen sollte. Allein, nachdem er diese Insel vergebens gesucht hatte, warf ihn der Sturm auf die Küste, welche der mitternächtigen Seite von Kuba gegen über liegt. Dieses feste Land nannte er Florida. Und ohne zu untersuchen: ob es eine Insel, oder festes Land wäre? kam er nach Spanien, um die Erlaubniß zu suchen, dasselbe zu erobern, und erhielt sie auch. Daher rüstete er im Jahr 1513. drey Schiffe aus, und stieg an das Land, welches er entdeckt hatte. Die Indianer aber trieben ihn bey seiner Ankunft muthig zurück, tödteten fast alle seine Leute bis auf sieben Verwundete, aus deren Anzahl er selbst war, welche sich nach Kuba flüchteten, und da alle an ihren Wunden starben. Dies war das Ende des Ponze und seines Kriegszuges. Seit seiner

*) Eine von den Lukajischen Inseln gegen Südwest von Florida. Sie ist wegen ihrer Sandbänke, und der Schwierigkeit ihrer Schiffahrt bekannt. A. d. fr. U.

seiner Zeit scheint die Unternehmung auf Florida denjenigen, die sie versucht haben, noch immer fatal gewesen zu seyn. Einige Jahre nach diesem Unglücke, als der Schiffer Mirvelo, welcher eine Karavelle befehligte, auf den Handel mit den Wilden ausfuhr, trieb ihn der Sturm auf die Küste von Florida, wo er so günstig aufgenommen wurde, daß er sehr vergnügt auf die Insel St. Domingo zurück kam. Aber bey dieser Gelegenheit handelte er nicht als ein kluger Schiffsmann. Denn er bekümmerte sich nicht um die Aufnehmung der Höhen; ein Fehler, der, wie man sehen wird, ihm in der Folge theuer zu stehen kam.

Zu eben der Zeit traten sieben der reichsten Männer von St. Domingo in eine Societät zusammen, und sandten zwey Schiffe nach den Floridanischen Inseln, um daraus Indianer zur Arbeit in den Bergwerken zu holen, welche sie gemeinschaftlich besaßen. Diese Schiffe landeten an einem Vorgebürge, welches St.

Helene genannt wurde, weil sie an dem Feste dieser Heiligen daselbst ankamen. Sie fuhren von da an einem Fluß, welchen sie den Jordan nennten, nach den Namen desjenigen, der ihn entdeckte. Die Spanier stiegen hier ans Land, und die Einwohner dieser Gegend, die noch keine Schiffe gesehen hatten, kamen und betrachteten dieselben als erstaunenswürdige Dinge. Sie verwunderten sich auch über die Kleiderform der Fremden, und über ihre Bärte. Doch hielt sie dieses nicht ab, sie höflich aufzunehmen; denn sie gaben ihnen Marderfelle, einiges Silber und Perlensaamen*). Die Spanier machten ihnen dafür andere Geschenke, und brachten sie durch ihre Liebkosungen dahin, daß sie die Schiffe besuchten. Die Indianer, welche sich auf diesen Schein der Freundschaft verliesen, gingen an der Zahl hundert und dreysig in die Fahrzeuge. Unsere Leute lichteten alsobald

*) Unter Perlensaamen versteht man sehr kleine Perlen, die nach den Gewicht verkauft werden. A. d. fr. U.

bald den Anker, und kamen mit vollen Segeln nach St. Domingo. Allein, von diesen Schiffen gelangte nur eines in den Hafen; und auch dieses hatte von seinem Fange nicht den mindesten Vortheil. Denn die armen Wilden überließen sich aus Verzweiflung, betrogen worden zu seyn, dem Schmerze, und starben alle eines freywilligen Hungers.

Als sich diese Nachricht zu St. Domingo verbreitete, kam Vasquez Lukas von Allion nach Spanien, und bat sowohl um die Erlaubniß, sich von Cikorien, eine von den Floridanischen Provinzen, Meister zu machen, als auch um die Statthalterschaft des Landes, welches er erobern würde. Der Kayser bewilligte ihm seine Bitte, und fügte noch die Gnade hinzu, ihm den Orden von St. Jacob zu ertheilen. Nach seiner Zurükkunft zu St. Domingo rüstete Allion im Jahr 1524 drey Fahrzeuge aus und nahm den Mirvelo mit, der ihn in das Land, wo dieser Steuermann gewesen war, führen sollte;

sollte; Denn man hielt es für fruchtbarer, als alles, was man noch zur Zeit davon entdeckt hatte. Weil aber Mirvelo sich des Orts nicht mehr erinnerte, wo er das erstemal angelandet war, so versuchte er vergebens, dahin zu kommen. Hierdurch wurde er so empfindlich gerührt, daß er Verstand und Leben darüber verlor. Allion unterließ nicht, weiter zu gehen; ja; er setzte sogar, nachdem sein Admiralschiff im Jordane verloren gegangen war, mit den beyden übrigen Fahrzeugen seinen Weg fort, und warf bey Cikorien, an einer sehr angenehmen Küste, Anker, wo er anfänglich sehr gut aufgenommen wurde, so, daß er in der Einbildung, daß es ihm leicht seyn werde, sich dieser Landschaft zu bemächtigen, zwey hundert Mann aussendete, welche dieselbe erkundschaften sollten. Die Indianer, die ihr böses Vorhaben verbargen, führten sie ins Land hinein, und nachdem sie ihnen viele Freundschaft bewiesen, fielen sie, eingedenk des Streichs, welchen ihnen die andern Spanier gespielt

hatten,

hatten, über sie her, und hieben sie nieder. Hierauf kamen sie wütend über Allion und seine Gefährten, welche in den Schiffen geblieben waren, tödteten und verwundeten verschiedene derselben, und zwangen die Uebrigen nach St. Domingo schleunig zurück zu kehren. Die vornehmsten von denen, welche entwischten, waren Allion und ein Edelmann von Badajox, welchen ich in Peru die jetzt beschriebene Niederlage habe erzählen hören.

Dieses Unglück schreckte den Pamphyl von Narbäz nicht ab. Er gieng im Jahr 1529 *) nach Florida, und brachte den jungen Mirvelo, Neffen desjenigen mit, von welchem ich geredet habe. Allein, ob er wohl von der Gegend einige Kenntniß hatte, indem er durch seinen Onkel davon unterrichtet worden war, so war ihm gleichwohl das Glück nicht günstiger, als jenem. Narbäz kam sogar bey dieser Schiffahrt mit seinen Leuten um, bis auf Alvar Nugnez Kabeza de Vaka, und ei-

nen

*) Andere sagen 1528. A. d. fr. H.

nen von seinen Gefährten, welche nach Spanien zurückkehrten, wo sie einige Statthalterschaften zu erhalten hoften. Allein dieses mißlang! denn sie starben auf eine ziemlich unglückliche Weise, und Alvar kam als ein Gefangener nach Valladolid zurück, woselst er seine Tage endigte. Nach diesen, von welchen ich jezt geredet habe, unternahm es Ferdinand von Soto sich Florida zu bemächtigen. Er langte da im Jahr 1539 an. Allein er verlor endlich darinnen Güter und Leben. Als man seinen Tod in Spanien erfuhr, hielten verschiedene um die Statthalterschaft von Falrida und zugleich um die Erlaubniß, die Entdeckung derselben fortsetzen zu dürfen an. Allein Karl V. wollte hierüber Niemanden anhören, so daß er erst im Jahre 1549 Kanzel Ballastro, einen Dominikanermönch, zum Superior seiner Ordensbrüder, welche den Einwohnern von Florida das Evangelium predigen sollten, dahin abschickte. Dieser Pater fieng bey seiner Ankunft in diese Gegenden zu katechisiren an;

an; allein, an statt auf ihn zu hören, tödteten ihn und zweye seiner Kameraden die Indianer, welche sich der von den Spaniern erlittenen Mißhandlungen erinnerten. Die übrigen retteten sich erschrocken auf die Schiffe, und nahmen eilfertigst den Rückweg nach Spanien, woselbst sie, um ihre baldige Wiederkunft zu entschuldigen, vorgaben, daß die Barbaren ein verhärtetes Herz, und nicht die geringste Lust hätten, das Wort Gottes zu hören. Dreyzehen Jahre nachher versprach man die Statthalterschaft von Florida einem von Allions Söhnen, wenn er sich davon Meister machen könnte. Allein da er um seine Abreise anhielt, und man die Ausführung seines Unternehmens von Tage zu Tage aufschob, grämte er sich darüber zu Tode. Pedro Melendez und verschiedene andere giengen in der Folge nach Florida. Da ich aber von dem, was sie ausrichteten, keine hinlängliche Wissenschaft habe, so will ich von ihnen lieber gar nichts sagen.

Vier-

Viertes Kapitel.

Religion und Gewohnheiten der Floridanischen Völker.

Die Völker in Florida sind Abgötter und halten die Sonne und den Mond für Gottheiten, welche sie, ohne ihnen Gebete und Opfer zu widmen, verehren *). Sie haben zwar Tempel; allein sie bedienen sich ihrer nur zu Begräbnissen, und zur Verwahrung dessen, was sie am kostbarsten haben. Sie stellen auch an den Thüren dieser Tempel, in Gestalt der Trophäen, die ihren Feinden abgenommene Beute auf.

Diese Indianer heurathen gewöhnlich nur eine Frau, welche verbunden ist, ihrem Manne, bey Strafe einer schimpflichen Züchtigung, oder bisweilen eines grausamen Todes, treu zu bleiben. Doch haben

*) Das versteht sich nur von den Zeiten des Verfassers. Seit derselben hat sich die christliche Religion gar sehr in dieser Landschaft ausgebreitet. A. d. d. U.

haben die Großen, aus einen besondern Privilegio des Landes, die Erlaubniß, so viel Weiber zu haben, als sie wollen. Demungeachtet haben sie nicht mehr, als eine rechtmäßige, und die andern sind blose Beyschläferinnen. Aus dieser Ursach gehen auch die Kinder, die von diesen leztern gebohren werden, in Ansehung der väterlichen Güter, mit den Kindern der rechtmäsigen Frau nicht in gleiche Theile.

Diese Gewohnheit wird auch in Peru beobachtet. Denn ausser den Inkas und Kaziken, welche als Prinzen und Herren so viel Weiber haben dürfen, als sie verlangen oder ernähren können, ist es sonst Niemanden erlaubt, mehr als eine zu haben. Diese Standespersonen sagen, daß, weil sie genöthiget wären Krieg zu führen, sie mehrere Weiber haben müßten, um viel Kinder mit ihnen zu zeugen, die an ihren Bemühungen Theil nähmen; ingleichen, daß, da die meisten Edlen in den Schlachten stürben,

eine große Anzahl derselben vorhanden seyn müsse; und daß endlich, da die Menge an den Geschäften keinen Antheil haben, und so vielen Gefahren, wie sie nicht ausgesetzt sey, es immer Volk genug gebe, welches arbeiten, und die Lasten des Reichs tragen könne *).

Die Einwohner von Florida, um wieder zu ihnen zurück zu kommen, haben kein Vieh, und unterhalten keine Heerden. Sie essen, statt des Brodtes, Hirsen, an statt des Fleisches, Fische und Zugemüse. Da sie aber doch gewohnt sind, auf die Jagd zu gehen, so speisen sie oftermalen auch Wildpret. Denn sie tödten mit Pfeilschüssen Hirsche, Ziegen und Gemsen, die bey ihnen überflüßig anzutreffen und größer sind, als die in Spanien. Sie erlegen auch allerley Vögel,

*) Vortrefliche Entschuldigungen! Man sieht, daß sich die Vornehmen unter den heidnischen Amerikanern, wenn es auf die Befriedigung ihrer Begierden ankömmt, eben so gut auf Scheinbeweise verstehen, als die Vornehmen unter den christlichen Europäern. Anmerkung von eben demselben.

gel, womit sie einander bewirthen, und deren bunte Federn ihnen zum Kopfputze und zum Unterscheidungszeichen der Edlen von dem Volke und während des Krieges, des Soldaten von dem der keine Waffen trägt, dienen. Sie trinken nichts als Wasser. Sie essen ihr Fleisch wohl gekocht, ihr Obst sehr reif, und ihren Fisch gut gebraten, und halten sich über die Spanier auf, die hierinn eine andere Gewohnheit haben. Ich kann daher denjenigen nicht beypflichten, welche, daß diese Völker Menschenfleisch ässen, berichtet haben. Ich getraue mich wenigstens zu sagen, daß dieses nicht in den Provinzen, die Soto entdeckt hat, geschehen ist; sondern daß vielmehr die Einwohner derselben vor dieser Unmenschlichkeit den äussersten Abscheu tragen. Denn als einstmals Spanier in einer Gegend wohnten, wo sie Hungers starben, und ihre Kameraden sie so, wie sie nach einander den Geist aufgaben, bis auf einen, der sich rettete, verzehrten, so wurden die Indianer hierdurch dermasen beleidigt,

daß sie diejenigen Spanier, die sich an einem andern Ort aufhielten, ermorden wollten.

Die Floridanischen Völker gehen beynahe nacket, und tragen nur eine Art Hosen von Geis- oder Gemsenfellen. Diese Hosen sind von verschiedenen Farben, und dienen das zu verbergen, was die Schamhaftigkeit verborgen haben will. Ihr Mantel ist eine Art Decke, welche vom Halse bis in die Mitte des Fusses reicht. Er ist gewöhnlich von feinen Marder und hat einen sehr angenehmen Bisamgeruch. Sie haben auch welche von Katzen, Gemsen, Hirschen, Bären und Löwen und sogar von Kühen, welche sie so gut zubereiten, daß man sich ihrer, als eines Zeugs oder Stoffs bedienen könnte. Die Haare tragen sie lang, und flechten sie auf dem Kopfe zusammen. Ihre Mütze ist ein buntes Netz, welches sie auf der Stirne feste machen, so, daß die Enden bis über die Ohren herunter hängen. Ihre Weiber sind ebenfals mit

Gemsen-

Gemsen- oder Ziegenfellen bekleidet, und haben den ganzen Leib auf eine bescheidne und anständige Weise bedeckt.

Die Indianer bedienen sich allerley Waffen, ausgenommen der Armbrust und der Flinte *). Sie glauben, daß Bogen und Pfeile ihnen eine besondere Anmuth geben; und führen daher dergleichen immer auf der Jagd, und im Kriege. Da sie aber eine sehr vortheilhafte Leibesgestalt haben, so sind ihre Bogen sehr lang, und nach Proportion dicke. Sie sind gewöhnlich von Eichen- oder andern dergleichen Holze. Deßwegen lassen sie sich schwer biegen, und es kann kein Spanier, durch das schärfste Anziehen der Senne, mit der Hand bis an sein Gesicht kommen **)

*) Ich brauche es nicht weiter zu erinnern, daß hier von Gewohnheiten die Rede ist, die zu Sotos oder des Verfassers Zeiten in Florida herrschten. Anm. von ebend.

**) Ich verstehe dieses so: Weil es so schwer ist, die Senne zu spannen, so kann der Spanier, indem er damit beschäftiget ist, die Hand nicht bis ans Gesicht bringen. Il ne peut

Da hingegen die Indianer diese Senne bis hinter das Ohr führen, und Schüsse thun, die in Erstaunen setzen. Die Senne ihres Bogens ist von Hirschleder, und die Art, wie sie sie zubereiten, ist diese: Sie schneiden von der Hirschhaut einen zwey Finger breiten Riemen ab, von dem Schwanze bis an den Kopf. Alsdenn nehmen sie von diesem Riemen das Harr hinweg, machen ihn naß, drehen denselben, indem sie das eine Ende an einen Baumast, und das andere an ein Gewicht von hundert oder hundert und zwanzig Pfunden befestigen, und lassen diese Haut so lange hängen, bis sie die Gestalt einer Darmsaite bekömmt. Hierauf, um sich nicht den linken Arm mit der Senne zu verletzen, wann sie sich abspannt, bedienen sie sich einer halben Armschiene von starken Federn, welche sie von dem Faustgelenke bis an den Ellenbogen bedeckt, und welche durch ein ledernes Band,

peut, heißt es im Französischen a force de tirer la corde approcher la main de son visage.

A. d. U.

Band, das sie etlichemal um den Arm herum winden, fest gehalten wird. Und auf diese lassen sie die Senne mit einer ganz besondern Stärke los.

Dieß sind mit wenig Worten die Gewohnheiten der Einwohner von Florida. Da ich aber auch kürzlich von denen geredet habe, welche die Entdecker desselben gewesen sind, und Sotos Unternehmen auf dies Land berühmter ist, als die der übrigen, so will ich jetzt die Dinge, welche er in diesen Gegenden vollführt hat, unumständlich erzählen. Ich will die Provinzen, die er darinnen entdeckte, beschreiben, und von den Handlungen seiner Soldaten, bis auf die Zeit, da sie aus Florida ausgiengen, und sich wieder nach Mexiko begaben, Nachricht ertheilen.

Fünftes Kapitel.

Zurüstungen auf Florida.

Soto erhielt die Erlaubniß, Florida zu erobern, und in dem Lande, das er einnehmen würde, ein Markisat von dreyßig Meilen in die Länge, und funfzehen in die Breite zu errichten. Der Kayser, welcher ihm diese Gnade bewilligte, gab ihm auch die Statthalterschaft von St. Jacob in Kuba, um aus dieser Insel dasjenige zu nehmen, was ihm zu seinen Vorhaben nöthig seyn würde. Und nachdem er dasselbe ausgeführt hatte, erhob er ihn zum General-Statthalter von ganz Florida.

Als sich diese Nachricht in Spanien verbreitete, glaubte man daß Ferdinand von Soto mit dieser Krone neue Königreiche verbinden werde. Da er einer von denen war, welche Peru erobert hatten, und sein ganzes Vermögen auf diesen letzten Kriegszug verwendete, so bildete man sich ein, daß selbiger den ersten weit übers-

treffen, und daß man sich, wenn man an seinen Glücke Theil zu nehmen suchte, sehr bereichern werde. Aus dieser Ursache wurden Leute von allerley Ständen zu dieser Unternehmung hingezogen, und in Hoffnung, große Schätze durch sie davon zu tragen, verließen sie, was sie am liebsten hatten, und erboten sich insgesamt, den Soto zu begleiten. Zu gleicher Zeit gesellten sich sieben Edelleute zu ihnen, welche von der Eroberung Perus zurück kamen, und keinen andern Zweck hatten, als sich Reichthümer zu erwerben. Da sie mit dem, was sie hatten, nicht zu frieden waren, und die Begierde zu sammlen sich in ihnen vermehrte, so glaubten sie, daß sie ihrem Geize eine bessere Genüge in Florida, als in Peru thun würden.

Soto fieng also, Kraft der ihm ertheilten Gewalt, an seine Befehle für die Schiffe, und für alles zu geben, was ihm nöthig war. Er laß sich die Personen aus, auf welche er sich einiger seiner

Sorgen entladen konnte. Er warb Truppen, und machte Kapitäne und andere Ofiziere. Unterdessen vollzog man das, was er befohlen hatte, mit solcher Geschwindigkeit, daß in weniger, als funfzehn bis sechzehen Monaten alles im Stande und nach St. Lukar de Barrameda *) gebracht war, wohin die Kriegsleute, mit vielen Stricken, Spaten, Körben und andern zu ihrer Unternehmung dienlichen Sachen sich ebenfals schleunig verfügten, und auf diese Art sich einschiften.

Sechstes Kapitel.

Einschiffung nach Florida.

Man versammelte für Florida zu St. Lukar mehr als neun hundert Spanier, die alle in der Blüte ihres Alters waren; weil man Stärke nöthig hat, um die Strapazen des Krieges zu ertragen, und die

*) Eine spanische Stadt im Königreiche Andalusien am Flusse Guadalquivir, wo er ins Meer fällt, A. d. U.

die Mühseligkeiten zu überwinden, welche bey den Unternehmungen auf die Länder der neuen Welt angetroffen werden. Unterdessen da die Stärke allein hierzu nicht hinlänglich ist, so befahl der General Geld unter die Truppen auszutheilen, und dabey auf das Gefolge, und auf die Geburt derer, denen man welches gab, Rücksicht zu nehmen. Verschiedene Offiziere, die nicht equipirt waren, erhielten diese Gnade, die übrigen, welche den großen Aufwand, den Soto zu machen genöthiget war, in Erwägung zogen, schlugen sie aus. Sie thaten dieses in der Meynung, daß es großmüthiger wäre, ihr Vermögen auf seinen Dienst zu verwenden, als ihm zur Last zu fallen.

Als die Witterung zur Schiffahrt bequem war, schifften sich die Truppen auf zehn Schiffen ein, welche aus sieben grossen und drey kleinen bestunden. Der General begab sich mit seiner ganzen Familie auf den heil. Christoph, ein mit Soldaten und Kriegsvorrath sehr reich-

lich

lich versehenes Schiff. Nugno Tovar, General-Leutenant, schiffte sich mit Karl Henriquez auf die Magdalene ein Ludewig von Moskoso, Obrister der Kavallerie, befehligte das Schiff von der Empfängniß, welches mehr, als fünf hundert Tonnen führte. Andrez Vaskonzelo war Kapitän von der Gallione zum guten Glück, und hatte eine Kompagnie Portugiesischer Edelleute, von denen einige in Spanien gedient hatten. Diego Garzia bestieg das Schiff St. Johannis, und Arias Tinoko das der heil. Barbara. Alonza Romo von Kardenosa war auf der Gallione St. Antonius und führte mit sich den Diego Arias Tinoko, Obrist-Fändrichen der Armee. Pedro Kalderon befehligte eine sehr schöne Karavelle, und hatte in seiner Kompagnie Mißer Espindola, Hauptmann von sechzig Hellebardierern von des Generals Garde. Ueberdieß waren auch zwey Brigantinen dabey, die zu der Entdeckung gebraucht wurden, weil sie leichter waren, als die übrigen Fahrzeuge. Es

schiften sich auch Geistliche, und einige Mönche *) mit ein, lauter Leute von exemplarischer Frömmigkeit.

Zu dieser Armee gesellte sich auch noch die nach Mexiko bestimmte Flotte, die aus zwanzig Schiffen bestund. Soto wurde General derselben bis an die Insel Kuba, wo diese Flotte sich trennen mußte, um nach Vera Kruz zu gehen. Dann mußte er das Kommando über sie dem Gonzalo de Salazar erstem Christen der Stadt Granada, nachdem die Mohren dieselbe verlassen hatten, abtreten. In Betrachtung dieser Eigenschaft haben die katholischen Könige, welche diesen Ort eroberten, gedachtem Edelmann große Privilegien bewilligt, und denselben mit ihren Gunstbezeugungen überhäuft. Diese beyden Flotten reißten von St. Lukar ab, den sechsten Aprill 1538. und waren mit allem versehen, was

*) Franzisko del Pozo, Dionisio de Varis, Louis de Soto, Juan de Gallegos, Franzisko de Rocha, Juan de Tortes.

was sie nöthig hatten. Vorzüglich fehlte denjenigen Truppen nichts, welche nach Florida giengen.

Siebentes Kapitel

Was der Armee von St. Lukar bis nach Kuba begegnete.

Den Tag, an welchem die Flotten unter Segel gingen, befahl Soto ein wenig vor Nachts dem Silvester, dem er sich anvertraute, die Wachen zu visitiren, und ließ zugleich dem Artillerie-Hauptmann sagen, er sollte die Kanonen in Bereitschaft halten, damit man, wenn eines von den Schiffen seine Schuldigkeit nicht beobachtete, auf selbiges feuern könnte. Dieses wurde sogleich vollzogen; aber beynahe wäre gegen Mitternacht ein großes Unglück hierüber entstanden. Denn es sey nun, daß die Matrosen des Schiffes, auf welchem sich Salazar befand, die Leichtigkeit ihres Fahrzeuges zeigen, oder mit demjenigen des Generals an der

Spitze

Spitze der Flotte segeln wollten, oder daß sie sich vielmehr von dem Schlafe hatten übermannen lassen, und der Steuermann von dem, was bey einer Schifsarmee zu beobachten ist, keine genugsame Wissenschaft besaß, genug das Schiff entfernte sich einen Kanonenschuß weit von der Flotte, und segelte vor dem des Soto's, das an der Spitze war, her. Da nun Silvester, an welchen der General seine Befehle ausgestellet hatte, munter war, und das Schiff des Salazar gewahr wurde, weckte er den Artilleriehauptmann auf, und fragte ihn, ob dieses Schiff von der Flotte wäre? und als er zur Antwort erhielt, daß es das Ansehen hierzu nicht habe, weil sonst die Matrosen, die sich so weit vorgewagt, den Tod verdient hätten, so ließ derselbe auf das Schiff Feuer geben. Man riß auf den ersten Kanonenschuß die Segel davon ab. Durch den zweyten nahm man die aus dem Wasser hervorragende Theile *) hin-

*) Im Französischen steht: oeuvres mortes todte

hinweg. Jetzt hörte man die Leute auf dem Schiffe um Quartier bitten und schreyen, daß sie zur Armee gehörten. Unterdessen griffen auf den Schall der Kanonen die andern Schiffe zu den Waffen, und machten sich fertig, auf dieses zu feuern, welches da seine Segel zerrissen waren, der Willkühr des Windes überlassen, auf das Admiralsschiff, von welchem es gejagt wurde, zuschwankte. Dieses Unglück war beynahe noch unangenehmer, als das erste. Einige in der Furcht und in der Unordnung, worinnen sie sich befanden, dachten mehr an die Entschuldigung ihres Fehlers, als an die Leitung ihres Schiffes. Die andern hingegen, in der Meynung, daß die That der Salazarischen Leute ein Zeichen der Verachtung wäre, athmeten nichts, als Rache, und gaben nicht Achtung, weder wo, noch auf was für Art sie segelten? Als sie dem-

unge-

te Werke, und dabey die Erklärung, die ich angegeben habe, mit dem Zusatze, daß oeures vives dagegen diejenigen Schiffstheile wären, die unter dem Wasser sich befänden. A. d. d. U.

ungeachtet endlich gewahr wurden, daß diese beyden Schiffe zusammen stoßen würden, so nahmen sie Stangen und Picken zur Hand, und zerbrachen deren über dreyhundert, um die Heftigkeit des Stoßes abzuhalten, und sich vor die Gefahr zu sichern. Allein, sie konnten dennoch nicht verhindern, daß sich diese Schiffe nicht in ihren Tauwerke verwickelten, und in Gefahr geriethen, zu Grunde zu gehen. Nicht ein einziges Schiff stund ihnen in dieser Verwirrung bey. Der erschrokene Steuermann verzweifelte, das Schiff retten zu können. Die Nacht raubte die Erkenntniß dessen, was man thun sollte. Die Luft hallte von dem vielen Schreyen wieder, und da man sich vor dem Lärme nicht verstehen konnte, so konnte der Kapitän weder kommandiren, noch der Soldat gehorchen. So war der Zustand der beyden Schiffe beschaffen, als Gott den Leuten des Salazars den Gedanken eingab, das Tauwerk auf ihrem Schiffe, welches diesen Vorfall verursacht hatte, abzuhauen.

Denn kaum war dieses geschehen, als sie sich ausser Gefahr sahen und Sotos Schiff durch den Wind begünstiget, sich von jenem entfernte. Demungeachtet gab dieser erzürnte General, es sey nun, weil er sich in Gefahr gesehen hatte, oder weil er glaubte, das sein Unglück eine Würkung der Verachtung wäre, welche Salazar gegen ihn fühlte, demselben einen nachdrücklichen Verweis, ja es fehlte so gar wenig, daß er ihn nicht den Kopf abschlagen ließ. Allein Salazar entschuldigte sich ehrerbietig, und man unterstützte seine Gründe mit solcher Geschicklichkeit, daß Soto seine Entschuldigungen annahm und alles großmüthig vergaß. Salazar hingegen handelte nicht ganz so; Denn wenn er sich bisweilen in Mexiko von dieser Begebenheit unterhielt, so bewies er Bitterkeit gegen dem Soto und wünschte eifrig, Gelegenheit zu finden, ihn den Degen ziehen zu lassen, um sich für die Beschimpfung, welche dieser General ihm angethan habe, zu rächen. Doch ich komme auf die Schiffe zurück!

Nach=

Nachdem die Matrosen des Salazars das Tauwerk wieder ausgebessert hatten, warf die Armee zu Gomere*) Anker, und ruhte daselbst aus. Unterdessen fand der General in der natürlichen Tochter des Herrn dieser Insel so viel Reizungen, daß er ihn um dieselbe mit dem Versprechen ersuchte, sie in dem Lande, das er erobern wolle, reich zu verheurathen. Dieser Herr, welcher den Worten des Soto Glauben beymaß, vertraute ihm seine Tochter, die damals nur sechzehn Jahr alt war. Doch that er dieselbe zuförderst unter die Hände der Isabella von Bovadilla, des Generals Gemahlin, und bat sie inständig, für diese junge Person in Zukunft mütterliche Gesinnungen zu haben. Hierauf reißte Soto von Gomera ab, und wurde bey einem günstigen Winde zu Ende des Mays die Insel Kuba**) gewahr. Alsdann er-

*) Gomere Hafen und Hauptstadt der Insel Gomere, die eine von den Kanarischen in dem Atlantischen Ocean ist. A. d. fr. Ue.

**) Kuba ist eine von den Amerikanischen Inseln, und die größte der Antillen. A. d. f. Ue.

hielt Salazer Erlaubniß, sich von der Flotte zu trennen, uud führte die Armee von Mexiko nach Vera Kruz*). Der General, vergnügt, seine Reise glücklich geendigt zu haben, dachte nun an weiter nichts, als sich in den Hafen zu begeben. Als sie im Begriff waren, einzulaufen, sahen die Truppen einen Reuter mit verhängten Zügel kommen, der aus allen Kräften dem Admiral Schiffe zuschrie: Ababor! (d. i. zur Rechten!) — Dieser Reuter war von der Stadt St. Jacob abgeschickt, um das Schiff des Generals an den Felsen und Sandbänken, welche sich an den Stellen befanden, die er ihnen anzeigte, scheitern zu machen. Und wirklich richteten die Bootsleute, die den Ein-

gang

*) Das muß St. Juan de Ulga, oder das neue Vera Cruz gewesen seyn, welches eine kleine Stadt ist, (sechs Meilen von dem eigentlichen Vera Crux,) im Mexikanischen Meerbusen gelegen. Sie hat einen Hafen, dahin sich alle Schiffe begeben, die aus Spanien nach Mexiko kommen. Ich glaube nicht, daß das alte Vera Cruz, das schlechtweg so genennet wird, hier gemeynet sey, weil die Spanier dieses vom Jahre 1519. an, der Schwierigkeit und Unbequemlichkeit seines Hafens wegen, verlaßen haben. A. d. f. U.

gang des Hafens nicht genau kannten, das Vordertheil des Schiffes schon nach dieser Seite zu. Allein, sobald dieser Reuter erkannte, daß es kein feindliches Schiff war, so kehrte er sogleich wieder um, und schrie: A Estribor! (d. i. zur Linken,) stieg vom Pferde, lief und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie an das andere Ufer fahren sollten, oder umkommen würden. Der Admiral, der die Gedanken dieses Menschen begriff, wandte sich sogleich zur Linken. Demungeachtet gerieth er, bey aller Mühe, die er sich gab, an eine Klippe, so, daß die Bootsleute, welche glaubten, daß das Schiff geborsten wäre, zum Pumpen ihre Zuflucht nahmen; aber, anstatt des Wassers, zogen sie Wein, Eßig, Oel und Honig heraus, weil viele mit solchen Flüßigkeiten angefüllte Tonnen zerbrochen waren Dieser Vorfall verdoppelte ihre Furcht dergestallt, daß, da sie fast alle Hoffnung verloren, sich aus der Gefahr zu ziehen, sie die Schaluppen ins Meer ließen, in welche die Gemahlin des Gene-

rals, nebst den Frauenzimmern ihres Gefolgs, und einigen jungen Leuten, die die erstern waren, welche sich flüchteten, hineinstiegen. Soto hatte sich bey dieser Gelegenheit sehr in seiner Gewalt. Denn, der Bitten seiner Leute ungeachtet, blieb er unbeweglich in dem Schiffe, munterte die einen durch sein Beyspiel zur Arbeit auf, und hielt die andern zurück. Kurz, er gab Befehl zu allem, und ließ in den Schiffsraum steigen, worinnen man nichts zerbrochen fand, als die Tonnen. Die Armee empfand hierüber große Freude. Nur die, welche mit den Damen entwischt waren, hatten den Verdruß, so wenig Entschloßenheit bey der Gefahr bewiesen zu haben.

Achtes Kapitel.

Treffen zwischen zwey Schiffen.

Zehn Tage zuvor, ehe der General in den Hafen zu Kuba anlandete, war Diego Perez mit einem wohlzugerüsteten

Schif-

Schiffe daselbst angekommen. Perez war von Sevilla und wollte mit den Inseln der neuen Welt Handlung treiben. Man weis nicht genau, von welchem Stande er war; man weis nur, daß er sich in allen seinen Handlungen mit so vieler Ehrliebe betrug, daß man von seiner bloßen Aufführung auf seine edle Seele schließen konnte. Er war etwa drey Tage in diesem Hafen, als ein französischer Korsar, der ein sehr gutes Fahrzeug hatte, und von Person sehr brav war, in denselben einlief. Allein, da auch der Spanier viel Tapferkeit besaß, so hatten sie kaum wahrgenommen, daß sie von Nation Feinde wären, als sie sich angriffen und so lange schlugen, bis sie die Nacht trennete. Hierauf ließen sie einander, nebst Wein- und Obst-Geschenken, ihr Kompliment machen, und gaben sich das Wort, daß in der Nacht Stillestand seyn und von beyden Theilen nicht mit Kanonen geschossen werden sollte. Sie sagten, daß es weder Ehre, noch Tapferkeit sey, sich mit Kanonen zu schlagen, daß man mehr

davon habe, wenn man den Sieg blos seinem Arme, und seinem Degen verdanke, und daß man sich außerdem mit der Beute des Ueberwundenen and einem vortreflichen Schiffe genugsam bereichern könne. Sie hielten ihr Wort; doch unterließen sie aus Furcht eines Ueberfalls nicht, des Nachts Wachen auszustellen. Den andern Morgen, beym Anbruche des Tages, fingen sie von neuen das Treffen mit solcher Hartnäckigkeit an, daß blos die Müdigkeit und der Hunger sie trennen konnten. Als sie sich aber wieder erholet hatten, so schlugen sie sich noch bis gegen Abend. Hierauf ließen sie einander besuchen, machten sich Geschenke, und botten einander für die Verwundeten Heilungsmittel an.

Während der Nacht schrieb Perez an die Einwohner von St Jacob, daß ihr Meer von einem so furchtbaren Korsaren, als derjenige sey, den er in Grund zu bohren suchte, gereiniget werden müße, und daß er sie daher, in Rücksicht auf die Bemühungen

mühungen, die er anwendete, ihnen gute Dienste zu leisten, bitte, ihm zu versprechen, daß sie, wofern er den Kürzern zöge, entweder ihm oder seinen Erben den Werth seines Schiffs vergüten wollten. Würden sie ihm dieses zusichern, so wollte er sterben, oder über seinen Feind siegen. Er ersuche sie nur darum um diese Gewogenheit, weil er außer seinem Schiffe kein Vermögen habe. Besäße er andere Reichthümer, so würde er von ganzem Herzen alles, was er auf dem Meere habe, zu ihrem Dienste wagen. Die Stadt St. Jacob *) erkannte den guten Willen des Perez sehr schlecht. Denn weit entfernt ihm das geringste zu bewilligen, gab sie ihm dagegen zur Antwort, daß er thun könnte, was ihm beliebte, und daß sie ihm für gar nichts Bürge wäre. Dieser Kapitän, über ihren Undank betroffen, setzte seine Hoffnung auf seine eigene Tapferkeit, und entschloß sich, auf

*) Die ehemalige Hauptstadt der Insel Kuba. A. d. f. U.

gleiche Weise, sowohl für seine Ehre, als für sein Vermögen zu fechten.

In dieser Absicht machte sich Perez, sobald der dritte Tag anbrach, zum Treffen fertig, und griff seinen Feind mit eben so vieler Herzhaftigkeit an, als vorher. Der Franzose empfieng seiner Seits den Spanier mit Entschlossenheit, und dachte an nichts, als zu siegen, oder zu sterben. Es war in der That mehr die Ehre, als der Gewinn, was diese Kapitäne beseelte, weil, außer ihren Schiffen, die einigen Werth hatten, das Uebrige, was sie besaßen, eben nicht beträchtlich war.

Unterdessen hingen sie sich an einander, fochten als Löwen, und verließen sich nur, um Athem zu schöpfen. Sie gingen hierauf wieder ins Gefechte, aufgebracht, daß keiner über den andern einigen Vortheil davon tragen konnte. Die Nacht trennete sie endlich; jeder begab sich mit seinen Verwundeten und Todten hinweg, und beyde ließen sich hierauf nach ihrer gewöhnlichen

lichen Art bekomplimentiren. Ein so außerordentliches Betragen setzte die Stadt in Erstaunen, da sie sahe, daß zwey Personen, die ihr Glück zu machen suchten, mit solcher Hartnäckigkeit, und solchem Muthe einander das Leben nehmen wollten, ohne daß sie dazu durch irgend eine Pflicht, oder Hoffnung, von ihren Königen belohnt zu werden, verbunden gewesen wären, weil keiner von diesen tapfern Männern auf Befehl seines Fürsten fochte.

Den vierten Tag, als Perez und der Korsar sich mit einigen Kanonen-Schüssen begrüßt hatten, setzten sie ihren Streit fort und hörten nicht eher auf, als bis die Sorge für ihre Verwundeten sie dazu nöthigte. Sie schlugen sich hierauf von neuen mit so vieler Hitze, daß nur die einbrechende Nacht sie wieder trennen konnte. Nachher bekomplimentirten sie sich abermals, und verehrten einander allerley Geschenke. Da aber Perez an seinem Feinde einige Schwäche bemerkt hatte, so ließ

er

er ihm sagen, daß das nächstemal ihr Gefecht so lange anhalten sollte, bis daß der eine oder oder der andere den Sieg davon getragen hätte. Und um ihn dazu zu bewegen, forderte er ihn auf Kriegs-Manier heraus, mit dem Beyfügen, daß, nach dem Muthe, den sein Gegner bewiesen habe, er von ihm hoffe, er werde die Ausforderung willig annehmen. Der französische Kapitän antwortete, daß er sich dieselbe herzlich gern gefallen laße, und an den bestimmten Tage siegen oder sterben wolle. Er bat sogar den Perez inständig, die ganze Nacht hindurch neue Kräfte für den andern Morgen zu sammeln, und ihn nicht etwa mit einer scheinbaren Ausforderung zu hintergehen, indem er seiner Seits die Tapferkeit der französischen Nation zu zeigen wünsche. Nichtsdestoweniger ließ er, als er wahrnahm, daß die Zeit zum Entwischen bequem sey, heimlich den Anker lichten, und ging unter Seegel. Die spanischen Schildwachen hörten zwar einiges Geräusch. Aber in der Meynung, daß ihr Feind sich

zum Treffen rüstete, machten sie keinen Lärm, und als der Tag anbrach, sahen sie mit Erstaunen, daß er sich geflüchtet hatte. Perez, dem diese Flucht sehr unangenehm war, weil er sich des Siegs für gewiß versichert hielt, versahe sich zu St. Jacob mit allen Nothwendigkeiten, und setzte dem Korsaren nach. Allein derselbe war schon weit entfernet, und überhaupt that er wohl, daß er, da der Erfolg für ihm ungewiß war, das Glück des Kampfes nicht weiter versuchte.

In Wahrheit! das Verhalten dieser Kapitäne ist bemerkenswerth. Sie griffen sich als wirkliche Feinde an, und gleichwohl schien es, als ob sie sich nach dem Streite wie Brüder liebten. Sie hatten für einander nichts, als Hochachtung und Güte, und gaben einander die herrlichsten Beweise, daß ihre Höflichkeit ihrer Tapferkeit nichts nachgäbe, und daß sie, sowohl in Frieden, als im Kriege, auf einerley Art großmüthig wären.

Neuntes Kapitel.

Soto's Ankunft in Kuba.

Als die Einwohner von St. Jacob, noch ganz erschrocken über dieses Gefecht, die Schiffe des Generals ankommen sahen, waren sie in Furcht, daß es der Korsar seyn möchte, der mit andern, um ihre Stadt zu plündern, zurück käme. Dieses bewog sie gedachter maaßen, den Ferdinand von Soto, wo möglich, stranden zu machen; allein, nachdem sie ihn erkannten, änderten sie ihren Entschluß, und er kam glücklich ans Land. Das Volk lief ihm entgegen, versprach ihm zu gehorchen, und bezeigte ihm seine Gewogenheit durch häufige Freuden-Geschreye. Sie baten ihn hierauf, wegen ihres, durch das Treffen, wovon sie Zuschauer gewesen waren, entstandenen Irrthums, um Verzeihung. Doch, da sie nichts von ihrer Aufführung gegen den Perez erwähnten, und der General insgeheim davon unterrichtet worden war, so verwies er ihnen

nen ihre Undankbarkeit hart. Er stellte ihnen vor, daß dieser Kapitän zu ihren Diensten sich selbst gewagt habe, daß, da der Sieg vier Tage lang zwischen ihm und seinem Feinde zweyfelhaft gewesen, sie ihm leicht mit einer Barke von dreyßig Mann von diesem Korsaren hätten Meister machen können, daß die Besorgniß, welche sie abgehalten, sich zu erklären, übel gegründet gewesen, weil der Franzose, wofern er gesiegt hätte, sich nicht an alle die Kälte gekehrt haben werde, welche sie gegen einen Menschen, der für ihr Bestes gefochten, zu erkennen gegeben hätten, und daß man endlich nicht zu bald, und nicht mit zu vieler Wärme denen von seiner Parthey beystehen, noch sich seiner Feinde mit zu großer Geschwindigkeit entledigen könne.

Von diesen Worten gerührt, versprachen die Einwohner, ihre Aufführung in Zukunft klüger und großmüthiger einzurichten, und fuhren in ihren Freudensbezeugungen fort. Das aber, was ihre

Freude

Freude verdoppelte, war die Ankunft ihres Bischoffs, des Ferdinands von Moza, der beynahe im Hafen Schiffbruch gelitten hätte. Denn als er aus dem Schiffe in die Schaluppe steigen wollte, fiel er, weil diese von jenem schnell zurück fuhr, ins Meer. Das gefährlichste hierbey war dieses, daß er, da er über dem Waßer wieder empor kam, mit dem Kopfe gegen die Barke stieß. Allein die Matrosen warfen sich sogleich ins Meer, und retteten ihn. Der Verlust dieses Prälaten würde empfindlich gewesen seyn. Man hielt ihn in den Orden des heil. Dominikus, von welchem er war, für einen Mann von außerordentlichen Verdiensten, so, daß das Volk von Kuba, welches sich glücklich schätzte, einen großen Mann zum Bischoffe, und einen berühmten General zum Statthalter zu haben, in der ganzen Stadt einige Tage lang nichts, als Spiele, Tänze, Gastereyen und Maskeraden anstellte. Man gab auch sagar Ringel-Rennen, wobey man eine Menge der schönsten Pferde von allen Farben und Gestalten

stalten sahe. Hierzu kam noch, daß man um die Freude noch mehr zu verherrlichen, mancherley Preise unter diejenigen vertheilte, welche sich am meisten hervorthaten. Sie gaben dem einem Ringe und dem andern seidne Stoffe. Im Gegentheil spottete man derer, welche weder die Geschicklichkeit, noch den Muth hatten, sich achtungswürdig zu machen. Diese ehrenvollen Belohnungen bewogen mehrere geschickte Kavaliere von der Armee, sich mit unter die Kämpfer zu mischen; welches die Schönheit des Festes vermehrte, und der ganzen Stadt ein besonderes Vergnügen gab.

Zehntes Kapitel.

Verzweiflung einiger Einwohner von Kuba.

Da die Soldaten mit dem Volke der Stadt St. Jacob in Friede lebten und einander Gefälligkeiten zu erweisen suchten, so ließen sie ihre Lustbarkeiten fast

drey Monate hindurch dauren. Unterdessen besuchte der Gouvernör alle Plätze der Insel, setzte Richter hinein, denen er die Eigenschaft seiner Stellverweser gab, und kaufte zum Behufe seiner Unternehmung Pferde. Die vornehmsten Offiziere thaten das nehmliche, so daß ihn dieses nöthigte, Geld unter sie auszutheilen, und die Einwohner der Insel bewog, ihm mit einigen Pferden ein Geschenk zu machen. Denn sie unterhielten dergleichen sehr sorgfältig und verkauften sie nach Peru und Mexiko. Wirklich befanden sich Privatpersonen in Kuba, welche deren zwanzig auch wohl funfzig bis sechzig hatten, weil damals diese Insel reich, fruchtbar und mit Indianern angefüllt war. Allein die meisten erhingen sich kurz nach der Ankunft des Soto. Die Ursache ihrer Verzweiflung war diese: Da die kubanischen Völker von Natur träge sind, und der Erdboden ergiebig ist, so wenden sie nicht viel Mühe an, denselben zu bauen. Sie säen blos ein wenig Hirsen, welchen sie jährlich für ih-

re

re Bedürfnisse sammlen, so, daß diese armen Indianer, vergnügt mit dem, was die Natur zu ihrer Erhaltung fodert, das Gold, als unnöthig zum Leben, verachteten und nicht vertragen konnten, daß die Spanier sie zwingen wollten, dasselbe aus den Orten, in welchen es anzutreffen war, herauszuziehen. Um also nicht genöthiget zu seyn, etwas zu thun, das sie so sehr verabscheueten, erhingen sie sich fast alle; und man fand des Morgens in einem einzigen Dorfe funfzig Familien, welche auf diese Art in Verzweiflung gefallen waren. Die Spanier, von diesem greulichen Schauspiele erschreckt, suchten die übrigen Barbaren von einem so grausamen Entschluße *) abzubringen;

*) Ein anderer Geschichtsschreiber berichtet eine sehr sinnreiche Handlung, deren sich ein Spanier, Intendant des Vasko Porkallo, bediente, um einige dieser kubanischen Indianer von dem Entschluße, sich zu erhengen abzubringen. Er nahm nehmlich einen Strick in die Hand und suchte sie an den Orte auf, wo er wußte, daß sie sich dieser Verrichtung wegen versammlen sollten. Als er sie traf, sagte er zu ihnen, daß er sich mit ihnen zugleich hengen wollte, um

allein vergebens! Denn der größte Theil der Insulaner, und fast alle ihre Nachbarn endigten ihr Leben auf eben dieselbe Todesart. Daher kömmt es, daß man heut zu Tage die Negern, welche man zu den Bergwerken gebraucht, sehr theuer kaufen muß.

Eilftes Kapitel.

Vasko Porkallo von Figueroa nimmt bey der Armee Dienste.

Soto, (daß ich auf denselben wieder zurück komme) nachdem er Truppen zur See unter der Anführung eines seiner Kapitäne *) abgeschickt hatte, um die Stadt Havana wieder zu bauen, welche die fran-

um sie in der andern Welt hundertmal mehr zu quälen, als er in dieser gethan habe. Auf diese Rede ließen sie ihren Entschluß fahren, und kamen mit ihm zurück, um alles zu thun, was er ihnen befehlen werde. Dieses giebt zu erkennen, wie verhaßt bey ihnen die Spanier waren. A. d. fr. U.

*) Mateo Aseituno. A. d. B.

französischen Korsaren ausgeplündert hatten, versahe sich mit allem, was er zur Eroberung von Florida nöthig hatte, und wurde durch Vasko Porkallo von Figueroa, von welchem ich jetzt reden will, in dieser Unternehmung unterstützt. Porkallo war ein Edelmann, der Stand, Vermögen und Tapferkeit besaß. Er hatte die Waffen schon lange getragen und in Europa und Amerika viele Strapazen ausgestanden, so, daß er sich nun, im Alter und des Krieges müde, nach Ea Trinidad, einer Stadt auf der Insel Kuba, begab. Aber auf die Nachricht, daß Soto mit einer Armee zu St. Jacob angekommen sey, hielt er sich einige Tage daselbst auf, und als er so brave Truppen und vortrefliche Zurüstungen für Florida sahe, wurde er, ungeachtet seines Alters, seine Waffen wieder zu nehmen, in Versuchung geführt. Er bot also sich und alle seine Reichthümer dem Generale an, der ihn mit Freuden empfieng und seinen Entschluß lobte. Ja, um mit Ehren für das Anerbieten, welches ihm die-

dieser Kapitän, in Betreff seiner Person und seines Vermögens, gethan hatte, erkenntlich zu seyn, machte er denselben zu seinem Generalleutenante *) an die Stelle des Nugno Tovar, der sich ohne seine Einwilligung mit der Tochter des Hrn. von Gomere verheurathet hatte. Also vermehrten sich die Truppen mit dem ganzen Gefolge des Porkallo; welches von einem ausnehmenden Nutzen war. Denn er hatte eine große Menge Spanier, Indianer, Negern, verschiedene Bediente, und mehr als achtzig Pferde bey sich, dreyßig für seinen besondern Dienst, und funfzig, die er den Reutern der Armee gab. Er hatte auch einen großen Vorrath von Brode, gesalzenen Fleische und andern Dingen, und munterte durch sein Beyspiel noch mehrere auf der Insel wohnende Spanier auf, dem Generale zu folgen, welcher nachdem er alles in Ordnung gebracht hatte, eilfertigst den Weg nach der Havana nahm

Zwölf-

*) Mag wohl damals so viel gewesen seyn, als jetzt Generaladjutant. A. d. d. U.

Zwölftes Kapitel.

Soto kommt in der Havana an.

Gegen das Ende des Augusts im Jahr 1538. reißte der General, von funfzig Pferden begleitet, von St. Jacob ab, um sich nach der Havana zu begeben, und befahl der übrigen Kavallerie, die drey hundert Mann stark war, ihm zu folgen, und sich in kleine Schwadronen, jede von funfzig Mann, zu vertheilen, mit dem Befehle, daß die eine allemal acht Tage nach der andern abreisen sollte, damit wenn sie in kleiner Anzahl wären, sie das, was sie nöthig hätten, besser antreffen möchten. Doch ließ er das Fußvolk, und seine Familie den Weg, längst der Küste von der Havana, nehmen, wo sobald er angekommen war und die Zerstöhrung der Stadt gesehen hatte, er gegen die Einwohner sich sehr freygebig bewies, um ihre Häuser und Kirchen, welche die Seeräuber verwüstet hatten, wieder ausbessern zu können.

Er beorderte hierauf den Juan von Aniasko, einen in der Schiffahrt sehr erfahrnen Offizier, zwey Brigantinen auszurüsten, auf die Entdeckung der floridanischen Küsten damit auszugehen, und die darinne befindlichen Flüße und Menschen zu erkundschaften. Aniasko gehorchte; und nachdem er zwey Monate an verschiedenen Orten der Küste herum gesegelt war, so kam er mit einen genauen Berichte von den Dingen, welche er gesehen hatte, wieder, und brachte auch zwey Eingebohrne des Landes mit.

Soto, mit seiner Eilfertigkeit zufrieden, schickte ihn von neuen dahin ab, um sich nach einem Orte umzusehen, an welchem die Armee anlanden könnte. Aniasko nimmt den nehmlichen Weg wieder, untersucht die Küsten und merkt die Oerter an, wo es möglich sey, ans Land zu setzen. Doch wiederfuhr ihm bey dieser zweyten Fahrt, von welcher er ebenfalls mit zwey Indianern zurück kam, das Unglück, daß er und seine Gefährten, wel-

che sich in einer wüsten Insel verirrt hat-
ten, einander in zwey Monaten nicht
wieder finden konnten, und unterdessen
nichts als Vögel zu essen hatten, die sie
mit großen Muschel-Schaalen tödteten.
Nachher liessen sie auf der See so große
Gefahren, daß, als sie in der Havana
anlandeten, sie beym Aussteigen aus den
Schiffen auf den Knien bis in die Kirche
gingen, wo, nachdem sie Gott für ihre
Errettung gedankt hatten, die Armee sie
mit desto größrer Freude empfing, da sie
glaubte, daß sie insgesamt Schifbruch
gelitten hätten.

Unterdessen erhielt der General, der
sich ganz seiner Unternehmung widmete,
Nachricht, daß Mendoza Vize-König
von Mexiko, für die Eroberung von Flo-
rida Truppen würbe. Da er nun befürch-
tete, daß ihr Zusammentreffen Verdrüß-
lichkeiten verursachen möchte, so entschloß
er sich, ihm den von Kayser empfange-
nen Bestallungsbrief mitzutheilen. Er
sandte also eilfertigst an den Mendoza und

bat ihn, keine Werbung, die ihn in der Eroberung, mit der er umgienge stören könnte, zu veranstalten. Worauf der Vize-König antwortete, daß Soto seine Reise in aller Sicherheit fortsetzen könnte, daß er seine Truppen an Oerter schickte, die denen gerade entgegen lägen, wo er (Soto) seine Flotte hinführen wollte, daß Florida ein weitläuftiges Land wäre, worinne ein jedweder seiner Ehrbegierde eine Genüge thun könnte, und daß er, weit entfernt, dem Gedanken zu haben, dem Soto zu schaden, vielmehr wünsche, daß das Glück ihm Gelegenheit verschaffen möchte, ihm Dienste zu leisten, und daß er zu diesem Ende weder sein Vermögen, noch die Macht, die ihm die Eigenschaft eines Vize-Königes gäbe, sparen wollte. Zufrieden mit dieser Antwort, dankte der General dem Mendoza für seinen guten Willen.

Um diese Zeit waren die Reuter, welche Befehl gehabt hatten, von St. Jacob nach der Havana zu reisen, daselbst an-

ge-

gekommen und hatten einen Weg von mehr, als zweyhundert Meilen zurückgelegt, welches die Weite der einen Stadt von der andern ausmacht. Als nun Soto sahe, daß seine Reuterey, und sein Fußvolck beysammen waren, und die Jahreszeit, sich aufs Meer zu begeben, heran nahete, so ließ er, als Befehlshaberin, während seiner Abwesenheit, die Isabella von Bovadilla, seine Gemahlin, zurück, und gab derselben den Juan von Rochas zum Rathe. Er setzte auch in der Stadt St. Jacob den Franziskus Gusmann ein, weil diese beyden Edelleute schon vor seiner Ankunft im Lande befehligt hatten, und auf den Bericht, den man ihm von ihrer guten Aufführung erstattete, bestätigte er dieselben in ihren Aemtern. Er kaufte zu gleicher Zeit ein schönes Schiff, welches in der Havana angekommen und damals zum Admiral-Schiff gebraucht worden war, als Kuniga die Entdeckung des Stromes de la Plata *) gemacht hatte. Die-

*) Dies ist einer der größten Ströme des mittägigen Amerika. A. d. f. U.

Dieses Schiff hieß St. Anna, und war so groß, daß es achtzig Pferde nach Florida führte.

Dreyzehendes Kapitel.

Ankunft Ferdinands Ponze in der Havana.

Während daß der General auf einen günstigen Wind wartete, um unter Segel zu gehen, wehrte sich Ferdinand Ponze, der auf der See war, vier bis fünf Tage lang hartnäckig, um nicht in der Havana ankern zu müßen; endlich aber zwang ihn der Sturm dennoch dazu. Er wollte darum nicht in diesen Hafen einlaufen, weil er und Soto zu der Zeit, da letzterer von Peru nach Spanien reiste, Gutes und Böses mit einander zu theilen, einsgeworden waren.

Soto's Entschluß, als er aus Peru ging, war, wieder dahin zurück zu kehren, um daselbst die Belohnungen zu genie-

nießen, welche er sich durch seine Dienste bey der Eroberung dieses Reiches erworben hatte. Da er hernach diesen Entschluß änderte, so erhielt Ponze von dem Pizaro, auf Befehl des Kayfers, eine Gegend, in welcher er sich viel Gold, Silber und Edelgesteine sammelte. Er ließ sich auch einige Schulden bezahlen, deren Empfang ihm Soto aufgetragen hatte, und nahm also bereichert seinen Weg wieder nach Spanien. Allein, auf die Nachricht, die er zu Nomber de Dios empfieng, daß Soto zur Eroberung von Florida sich anschickte, versuchte er weiter zu gehen, aus Furcht, er möchte entweder mit ihm theilen müßen, oder es möchte sich Soto, unter dem Vorwande seiner Unternehmung, seiner Reichthümer, oder wenigstens eines Theils derselben bemächtigen.

Sobald Ponze im Hafen war, ließ ihm der General sein Compliment machen, und alles, was von ihm abhieng, anbieten. Er gieng hierauf selbst zu ihm, um

ihn

ihn zu nöthigen, zu seiner Erholung ans Land zu kommen. Nachdem sie sich mit vieler Höflichkeit unterhalten hatten, sagte Ponze zu Soto, daß er sich vom Sturme so übel befände, daß es ihm an Kräften fehle, aus dem Schiffe zu steigen. Sobald er sich aber wieder ein wenig erholt haben werde, so werde er kommen, ihm für die verbindlichen Anerbietungen, die er ihm gethan habe, seinen Dank abzustatten. Soto drang aus Gefälligkeit nicht weiter in ihm. Da er aber etwas argwohnte, so wollte er ihn auf die Probe stellen. Unterdeßen dachte Ponze, der nichts als seinen Geiz zu Rathe zog, und dem General ebenfalls nicht trauete, nur daran, wie er ihm unbesonnener Weise die Kenntniß von seinen aus Peru mitgebrachten Reichthümern entziehen möchte. Er befahl daher, daß man um Mitternacht aus seinem Schiffe das Geld, die Perlen, und die Edelgesteine, die mehr als 40,000 Thaler *) werth waren, heraus-

*) Zu unserer Zeit, wären sie vielleicht zweymal so viel werth gewesen. A. d. D. M.

ausnehmen, und in das Haus eines seiner Freunde tragen, oder allenfalls nicht weit von der Küste verscharren sollte, damit er es von da, nach seinen Gutbefinden, wieder abholen laßen könnte, ohne daß Soto einige Wißenschaft davon bekäme. Allein, dies gelang nicht; denn als die, welche die Leute des Ponze beobachteten, die Ankunft eines Schiffes gewahr wurden, verbargen sie sich sorgfältig, und in aller Stille. Da sie aber sahen, daß der Schatz ausgeschifft war, und daß diejenigen, die ihn in Verwahrung hatten, sich näherten, so fielen sie über dieselben her, verjagten sie, machten sich Meister von der Beute und brachten sie zu dem Generale. Dieser befahl, die Sache geheim zu halten, bis daß man sähe, auf was für eine Art sich Ponze, der ihm nicht getrauet habe, benehmen werde.

Des andern Morgens kam Ponze, welcher die Traurigkeit, die er über den Verlust seines Schatzes empfand, verhehlte, in des Generals Wohnung, wo

sie

sie sich beyde, sowohl von gegenwärtigen als vergangenen Dingen, lange unterhielten. Da aber das Gespräch zuletzt auf das Unglück fiel, welches sich in der vorigen Nacht zugetragen hatte, so beklagte sich Soto gegen den Ponze, daß er ein Mißtrauen in ihm gesetzt habe, und um zu zeigen, wie gegründet diese Klagen wären, ließ er die Edelgesteine herbeyholen und stellte sie ihm mit der Versicherung wieder zu, daß, wofern eines davon mangelte, er ihm denselben wieder erstatten, oder vergüten wollte. Hieraus möchte er einsehen lernen, daß, da er sich an den Gütern der Societät nicht vergriffe, sein Betragen von dem seinigen sehr verschieden wäre. Außerdem, fuhr er fort, sey der Aufwand, welchen er, um die Erlaubniß zu erhalten, Florida zu erobern, gemacht habe, in der Absicht geschehen, das ganze Vermögen, welches ihm diese Eroberung eintragen dürfte, mit ihm zu theilen. Er habe deßhalb seine Erklärung in Gegenwart einiger Personen von Ehre von sich gegeben; nichtsdestoweniger stehe

es blos bey ihm, ob er sich mit nach Florida einschiffen wollte oder nicht. Ja, er werde so gar, wofern er es wünschte, auf die Titel, die man ihn bewilligt habe, Verzicht thun, und es ihm Dank wissen, wenn er ihm das, was er zu ihrem gemeinschaftlichen Besten für gut befinde, anzeigen wolle. Mit einem Worte, er werde bey ihm alle die Treue, welche man nur von einer großmüthigen Person erwarten dürfe, antreffen.

Ponze, über sein Betragen beschämt und bestürzter noch über die Art, auf welche er so eben mit sich hatte reden hören; bat den General inständig, ihm seinen Fehler zu verzeihen und in seiner Liebe gegen ihn fortzufahren. Er beschwor ihn auch, sowohl es zu genehmigen, daß jeder von ihnen seine Reise fortsetzen dürfte, als auch die Societät, welche sie mit einander aufgerichtet hätten, zu erneuern. Zu welchem Ende er der Isabella von Bovadilla 10000 Thaler, theils im Golde, theils im Silber einhändigen wolle,

worüber der General, zum Besten der Societät disponiren könne. Diese Art zu handeln hatte ein so rechtschaffenes Ansehen, daß man ihm das, was er verlangte, bewilligte Als hierauf die Witterung zur Schiffahrt bequem zu seyn schien, ließ Soto die Vorräthe nebst 250 Pferden, in die Schiffe bringen, welche, ohne die Matrosen zu rechnen 1000 Mann trugen, lauter wohlgestaltete, und wohl equipirte Leute. Nie hatte man noch bis dahin für Indien eine so große und prächtige Kriegsrüstung gesehen, als diese. Sie begaben sich aufs Meer den 12. May des Jahres 1539. Allein, während dem, daß sie auf selbigen von dem Winde herum getrieben worden, will ich das erzählen, was Ponze indessen in den Hafen machte. Dieser Kapitän blieb nach des Generals Abreise, unter dem Vorwande, sich erholen zu wollen und zu seiner Rükkehr nach Spanien, eine günstige Witterung abzuwarten, in der Havana. Acht Tage hernach stellte er den Rochos, als dem Richter des

Orts

Orts eine Bittschrift zu, in welcher er demselben anzeigte, daß er, ohne dem Soto das geringste schuldig zu seyn, und blos in der Furcht, daß er sich alles dessen, was er von Peru mitgebracht bemächtigen möchte, seiner Gemahlin 10000 Thaler im Golde und im Silber eingehändiget habe, und daher die Wiedererstattuug dieser Summe verlange, widrigenfals betheure er, daß er sich hierüber bey dem Kayser beklagen werde. Wie diese Bittschrift der Dame zugefertiget worden war, ertheilte dieselbe darauf zur Antwort, daß zwischen Ponzen und ihrem Manne, zufolge des Kontrakts welchen sie mit einander aufgerichtet hätten, noch Rechnungen abzuthun wären, daß Ponze noch über 50,000 Dukaten zu bezahlen habe, und daß sie daher bäte, man möchte ihn so lange anhalten, bis daß man diese Rechnungen, die sie aufs baldigste produziren wollte, für richtig erkannt habe. Ponze, welcher der Societät in der That eine große Summe schuldig war, gieng bestürzt über diese

Antwort schleunig unter Segel, so daß man seiner nicht habhaft werden konnte. Klug handelte er indessen, daß er diese Sache, worin er sich so zur Unzeit verwickelt hatte, nicht weiter trieb. — So verblendet die Menschen der Geiz und gewährt ihnen nichts, als Mühe und Beschämung.

Ende des ersten Buchs von Florida.

Geschichte
von
Florida.

Zweytes Buch.

Was sich bey der Entdeckung der acht ersten Provinzen zugetragen.

Erstes Kapitel
Ankunft Ferdinands von Soto in Florida.

Soto, der, weil er keine günstige Witterung gehabt hatte, neunzehn Tage auf dem Meere gewesen war, entdeckte Florida nicht eher, als zu Ende des Mays, und warf in einer sehr guten Bay, von heiligen Geiste genannt, Anker *). Da

*) Herr Semson nennt diese Bay: den heil. Geist-Fluß, und setzet die Bay dieses Namens von selbigem gegen Abend. A. d. fr. U.

es aber sehr spät war, so schiffte man nicht aus, sondern schickte des andern Morgens die Kähne ans Land. Diese kamen mit wilden Weintrauben zurück, die noch ganz grüne waren. Denn die Indianer, welche sie wenig achten, tragen nicht die geringste Sorge, sie zu pflanzen, doch essen sie davon, wenn sie reif sind. Der General nahm diese Frucht mit Freuden an, weil sie den spanischen Weintrauben ähnlich waren, und er dergleichen weder in Mexiko, noch in Peru gefunden hatte. Er urtheilte hieraus von der Vortreflichkeit des floridanischen Erdbodens und befahl, daß dreyhundert Mann, im Namen des Kayfers, davon Besitz nehmen sollten. Diese schifften sich auch ungesäumt aus und nachdem sie den ganzen Tag marschiert waren, ruheten sie in der Nacht von den Strapazen, die sie gehabt hatten. Des Morgens aber schlugen die Indianer, welche sie herzhaft angriffen, sie in die Flucht und verfolgten sie bis ans Meer. Porkallo, um sie zu unterstützen, stieg hierauf an

der

der Spitze einiger Truppen ans Land und würde die Feinde sogleich niedergemacht haben, woferne nicht die Unordnung seiner Soldaten, von welchen einige, ihrer geringen Erfahrung wegen, verwundet worden waren, es verhindert hätte. Demungeachtet brachte er sie wieder in Ordnung, und fiel, nachdem er ihnen wieder einen Muth zugesprochen hatte, über die Barbaren her, und verfolgte sie hitzig Als er sie verjagt hatte, kehrte er ins Lager zurück, wo sein Pferd an einem Pfeilschuße, den es mitten durch den Leib bekommen hatte, augenblicklich starb.

Zu gleicher Zeit ließ der General ausschiffen, und nach neun Rasttagen marschirte derselbe, nachdem er für die Bewachung der Schiffe seine Befehle zurückgelassen hatte, ohngefähr zwey Meilen ins Land, bis an die Hauptstadt Hirriga oder Hirrihigua, die nach den Namen der Landschaft und ihres Herrn also genennt wird. Denn in Florida führet die

Provinz, die Hauptstadt und der Kazike gemeiniglich einerley Namen. Als nun der General auf diese Art vorgerückt war, verließ der Kazike, welcher sich in der Hauptstadt der Provinz befand, aufgebracht über die Spanier darum, daß sie ihm vorher die Nase abgeschnitten und seine Mutter den Hunden vorgeworfen hatten, und noch überdieß durch die Ankunft so vieler Leute in Furcht gejagt, den Ort und begab sich in die Wälder, aus welchen man ihn so eine gute Behandlung man ihn auch hoffen ließ, durchaus nicht wieder herausbringen konnte. Denn er sagte voller Zorn wider diejenigen, die man an ihn abschickte, um ihn zu bewegen, mit den Christen ein Bündniß zu schließen, daß, weit entfernt, mit ihnen einige Gemeinschaft zu haben, seine Ehre ihm nicht einmal erlaubte, davon reden zu hören, daß es Feige und Treulose wären, und daß man ihm keinen größern Gefallen thun könnte, als wenn man ihm ihre Köpfe brächte. Er sähe dieses für eine so große Gewogenheit an, daß

er sie niemals gnugsam zu erkennen, im Stande seyn werde. — So viele Gewalt haben die Beschimpfungen, daß sie einen solchen Haß in den Herzen derer erregen können, welche durch dieselben beleidiget worden sind. — Damit man aber noch besser einsehen möge, wie weit der Kazike seine Empfindlichkeit trieb, so will ich die Grausamkeiten erzählen, welche er an vier Spaniern ausübte. Einige Zeit nach der Abreise des Narbäz aus der Provinz Hirriga, erschien eines von seinen Schiffen, welches zurück geblieben war und ihn suchte, vor der Reede. Der Kazike, der davon Nachricht erhielt, beschloß, die, welche im Schiffe wären, zu fangen, und ließ ihnen daher sagen, daß ihr Kapitän ihm bey seiner Abreise seine Befehle an sie aufgetragen habe, im Fall sie etwa von ohngefähr im Hafen ankommen würden. Er zeigte ihnen auch etliche Blätter weiß Pappier, nebst einigen Briefen, die er von Narbäz, als sie noch gute Freunde waren, erhalten hatte. Allein dies war vergebens; denn sie wa-

ren beständig auf ihrer Hut, ohne ans Land steigen zu wollen, bis daß Hirriga ihnen vier seiner vornehmsten Unterthanen zu Geißeln schickte. Diese List gelang. Es stiegen dafür eben so viel Spanier in das Fahrzeug, worinnen die Indianer waren, welche die Geißeln gebracht hatten. Der Kazike, der sie gewahr wurde und sich ärgerte, daß ihrer so wenig waren, wollte eine größere Anzahl derselben verlangen; allein, aus Furcht, es möchten die Ankommenden sein Vorhaben merken und ihm entwischen, ließ er sich diesen Gedanken vergehen. Als sie ausgeschifft waren, und die Geißeln merkten, daß ihre Feinde in der Gewalt ihres Herren wären, warfen sie sich, zufolge des hierzu erhaltenen Befehls, ins Meer, und schwammen glücklich davon Die Spanier, welche sahen, daß sie ihre Kameraden auf eine so traurige Art aufgeopfert hatten, lichteten hierauf den Anker und nahmen mit vollen Segeln die Flucht.

Zweytes Kapitel.

Tod dreyer Spanier, und die Martern, welche Juan Ortis leiden muste.

Hirriga verwahrte die Gefangenen sorgfältig, um durch ihren Tod die Schönheit eines Festes zu vermehren, welches, nach der Gewohnheit des Landes, in wenig Tagen gefeyert werden sollte. Da die Zeit der Ceremonie gekommen war, befahl er, daß man die Spanier gantz nacket öffentlich vorführen und von Zeit zu Zeit indem sie wechselsweise von einem Ende des Platzes bis zum andern laufen musten, mit Pfeilen auf sie schießen sollte, damit ihr Tod langsamer, ihre Quaalen fühlbarer, und die Lust der Zuschauer herrlicher und von längerer Dauer wäre. Man gehorchte sogleich, und der Kazike, der bey dem Schauspiele gegenwärtig war, sahe mit Vergnügen, daß dreye dieser Spanier von einer Seite zur andern liefen und den Tod vergebens zu entgehen suchten. Was den vierten anbetrift, der

Juan

Juan Ortis hieß, nur achtzehn Jahr alt und von Person wohlgebildet war, so verwendeten sich zum Besten desselben die Gemahlin und die Töchter des Kaziken. Sie sagten, sein Alter verdiene Mitleiden er habe keinen Antheil an der Treulosigkeit seiner Landsleute, und, da er also kein todeswürthiges Verbrechen begangen habe, so müße man ihn blos als einen Sklaven behandeln. Der Kazike willigte darein Doch diente diese Gnade dem Ortis nur dazu, ihn eines tausendfachen Todes sterben zu laßen. Man zwang ihm, unaufhörlich Holz und Wasser zu tragen, er aß und schlief wenig, und wurde mit so viel Schlägen überhäuft, daß, hätte ihn nicht die Furcht vor Gott zurückgehalten, er sich selbst getödet haben würde. Hierzu kam noch, daß die Barbaren bey öffentlichen Lustbarkeiten seine Martern verdoppelten, und ihn zwangen, ganz nacket auf einem großen Plaße zu laufen, um welchen sie mit ihren Bögen bereit stunden, ihm, im Fall er Mine machte, ein wenig ausruhen zu wollen, zu durch-

bohren. Er fing mit dem Tage zu lau-
fen an, und hörte nicht eher auf, als mit
der Nacht. Sogar während der Mahl-
zeit des Kaziken litt man nicht, daß er sei-
nen Lauf unterbrach. Daher war er am
Ende des Tages in einem erbärmlichen
Zustande, auf der Erde ausgestreckt, mehr
todt, als lebendig. Die Gemahlin und
die Töchter des Hirriga, vom Mitleiden
gerührt, warfen ihm alsdann einige Klei-
dungsstücke zu, und kamen ihm so gele-
gentlich zu Hülfe, daß sie seinen Tod ver-
hinderten. Doch ihr Mitleiden war für
ihm grausam. Denn es diente nur, die
Barbarey des Kaziken zu vermehren,
welcher rasend vor Zorne, daß Ortis so
vielen und mannigfaltigen Mühseligkeiten
widerstünde, an einem Festtage befahl,
daß man mitten auf dem Platze ein Feu-
er anzünden, auf das Feuer einen Rost
setzen, und seinem Sklaven, um ihn le-
bendig zu verbrennen, darauf legen sollte.
Dieser Befehl wurde schleunig vollzogen,
und Ortis blieb auf dem Roste ausgestreckt,
bis die Frauenzimmer, durch sein Ge-

schrey

schrey herbeygezogen, ihm zu Hülfe eil-
ten. Sie beschworen den Kaziken, seine Rache nicht weiter zu treiben. Sie verwiesen ihm seine Grausamkeit und nahmen den armen Ortis, halb verbrannt, mit sich hinweg. Denn das Feuer hatte schon auf seinem Leibe große Blasen gezogen, wovon ihm etliche, da sie aufbrachen, mit Blute bedeckten und bey den meisten Zuschauern Mitleiden erregten. Hierauf ließen ihn diese liebreichen Mädchen in ihr Haus tragen, wo sie ihn mit Kräutern rieben, deren sich die Indianer in ihren Krankheiten, da sie weder Aerzte, noch Wundärzte haben, zu bedienen pflegen. Endlich, nach Verlauf einiger Tage, genas Ortis von seinen Wunden, und es blieb ihm nichts davon übrig, als die Narben. Der Barbar, froh, daß er ihm wieder im Stande sahe zu leiden, erfand damit seine Rache desto länger dauern möchte, eine neue Art von Marter, durch die er sich vollkommene Genugthuung zu verschaffen und von dem Ungestüm seiner Töchter zu befreyen hofte. Er befahl ihm

nem-

nemlich, Tag und Nacht die todten Leichname der Einwohner der Stadt zu bewachen. Diese Leichname befanden sich mitten in einem Walde *) in hölzernen Särgen, auf welchen Bretter lagen, die nicht daran befestigt waren, sondern worauf man nur, um sie fest zu halten, einige schwere Steine und Stücken Holz gelegt hatte. Weil nun die Löwen, die in der Gegend sehr häufig anzutreffen sind, bisweilen kommen, die Leichname aus den Särgen ziehen, und sie mit sich hinweg nehmen, so befahl der Kazike dem Ortis, bey Strafe lebendig verbrannt zu werden, Sorge zu tragen, daß sie sie nicht hinwegschleppten, und gab ihm vier Pfeile, um sich damit gegen alle Arten von wilden Thieren zu vertheidigen. Der arme Spanier empfing diesen Befehl mit Freuden, in der Hoffnung, daß er künftig ein etwas glücklicheres Leben führen werde, als zuvor. Er ging also in den Wald,

wo

*) Diese Gewohnheit, die Todten in einem Walde zu begraben, war besonders den Völkern der Provinz Hirriga eigen. A. d. Verf.

wo er sich seines Auftrags sorgfältig entledigte, vornehmlich in der Nacht, weil da mehr zu befürchten war, als bey Tage. Unterdessen trug sichs zu, daß einst, da er sich, von vielen Strapazen ermüdet, durch den Schlaf hatte übermannen laßen, ein Löwe einen Sarg aufdeckte, und ein Kind herauszog, welches er mit sich fortschleppte. Der Sklave, durch den Fall der Bretter erweckt, läuft, nähert sich dem Sarge, findet darinnen keinen Leichnam mehr und glaubt, daß es nun endlich um sein Leben geschehen sey. Von Furcht und Schmerz durchdrungen, sucht er den Löwen auf, entweder um in den Kampf mit ihm zu sterben, oder um seinen Raub ihm wieder abzujagen. Er wuste, daß beym Anbruche des Tages die Unterthanen des Hirriga kommen würden, die Särge zu untersuchen, und daß er, wenn sie das Kind darinne nicht fänden, auf eine grausame Art verbrant werden würde. Diese Besorgniß nöthigte ihn, hier und dahin zu laufen, bis er sich mitten im Walde auf einer Hauptstraße befand

fand und da ein Geräusch hörte, so wie von einem Hunde, der an einem Knochen naget. Er horcht und in den Gedanken, daß es der Löwe sey, schleicht er durch die Gebüsche hindurch und sieht ihn, durch Hülfe des Mondenscheins, wie er seinen Raub verzehrt. Er faßt daher Muth und und schießt einen von seinen Pfeilen nach ihm ab. Weil er ihn aber nicht fliehen hört, so glaubt er, denselben getödet zu haben, und verweilet da, um davon vergewißert zu seyn, bis zum Morgen, indem er zugleich Gott mit Thränen bittet, daß er ihn in seinen Unglücke nicht verlaßen solle.

Drittes Kapitel.

Ortis flüchtet sich.

Sobald der Tag anbrach, fand Ortis den Löwen getödet, und vor Freuden darüber außer sich, las er das, was von dem Kinde noch übrig war, zusammen, that es in den Sarg, faßte den Löwen bey

der Klaue, und, ohne ihm den Pfeil, der ihn durchstach, heraus zu ziehen, schleppte er denselben nach Hirriga. Da es etwas wunderbares ist, in diesem Lande einen Löwen zu tödten, wo sie gleichwohl nicht so wütend sind, als in Afrika, so wurde dem Ortis von der ganzen Stadt Ehre erwiesen und der Kazika von seinen Töchtern gebeten, einen so beherzten Sklaven in seinen Diensten zu behalten, und wegen einer so schönen Handlung, seine Empfindlichkeit zu ersticken. Der Barbar bewies sich auch bey dieser Gelegenheit wirklich etwas gefälliger, und behandelte den Ortis, einige Tage lang, mit mehrerer Menschlichkeit. Weil aber die empfangenen Beleidigungen jederzeit einigen Haß zurück lassen, so dachte auch er, so oft er sich der unwürdigen Behandlungen von Seiten der Spanier erinnerte, an nichts, als wie er sich an dieser Nation in der Person des Ortis rächen möchte; und sein Zorn, der wie erloschen zu seyn schien, entzündete sich plötzlich mit größrer Heftigkeit. Daher, als er dem Verlangen

nach

nach Rache, von welchem er eingenommen war, unterlag, erklärte er seiner Gemahlin und seinen Töchtern, daß, weil der Anblick seines Sklaven die empfangene Schmach in sein Gedächtniß zurückrufe, er ihn an dem nächsten Feste mit Pfeilschüßen tödten lassen wolle, und daß sie, bey Strafe seiner Ungnade, nun nicht weiter für ihn bitten sollten. Es sey zwar wahr, daß er ein wenig Herzhaftigkeit bewiesen habe; allein dieses sey, um seine Empfindlichkeit zu überwinden, nicht beträchtlich genug. Seine Gemahlin und seine Töchter, die ihn kannten, bequemten sich nach seiner Laune, und bezeugten ihm, daß es wohlgethan sey, sich von einen Menschen zu befreyen, gegen welchen man einen so großen Widerwillen habe und dessen Gegenwart nur dazu diene, die mißvergnügten Regungen immer zu erneuern. Unterdessen benachrichtigte, entschlossen ihn zu retten, die Aelteste den Ortis von allem; was sich zutrug. Da er nun bey dieser Nachricht halb todt zu seyn schien, sagte sie zu ihm, er müsse

hierüber nicht verzweifeln; sie wolle ihn, wenn er zum Entfliehen Entschlossenheit genug habe, retten. In der folgenden Nacht, um die und die Stunde, und an dem und dem Orte, werde sich ein Indianer einfinden, auf welchem sie sich verlassen könnte. Dieser werde ihn, zwey Meilen von der Stadt, an eine gewiße Brücke führen. Bey derselben werde der Indianer wieder umkehren, um ehe es Tag würde, wieder zu Hause zu seyn, damit der Kazike von dem allen keine Wissenschaft bekäme und keine gegründete Ursache hätte, sich, seiner Flucht wegen, an Jemanden zu rächen. Sie fügte hinzu, daß er sechs Meilen jenseit der Brücke eine Stadt antreffen werde, deren Herr Mikoso heiße, für sie Achtung habe und sie sogar zu heurathen wünsche. Diesem möchte er sagen, daß sie ihn absende, bey ihm Zuflucht zu suchen, indem er versichert seyn könnte, daß er von demselben, in Rücksicht ihrer, werde in Schutz genommen werden. Uebrigens solle er den Gott um Beystand anflehen, wel-

welchen er anbete. Sie ihrer Seits, könne nun weiter nichts für ihn thun. Kaum hatte sie aufgehört zu reden, so warf sich Ortis zu ihren Füßen, und sagte für alle die Güte, welche sie für ihm gehabt habe, demüthigst Dank. Hierauf machte er sich zu seiner Flucht in der folgenden Nacht fertig und während dem, daß die Leute zu Hirrigo im ersten Schlafe lagen, ging er aus, seinen Führer zu suchen, welchen er auch an den bestimmten Orte antraf und mit ihm in der Stille abreißte. Sobald sie aber bey der Brücke angekommen waren, bat ihn Ortis, ihn auf den rechten Weg zu bringen und dann wieder nach Hause zu gehen. Hierauf bezeugte er ihm seinen herzlichen Dank, gab ihm tausend Versicherungen seiner Dienstgefliſſenheit und gieng auf das eilfertigste nach Mukoso zu.

Viertes Kapitel.

Großmüthigkeit des Kaziken Mukoso.

Ortis langte noch vor Tage bey der Stadt Mukoso an. Demungeachtet getrauete er sich nicht, aus Furcht eines Zufalls, vor Sonnen Aufgange hinein zu gehen. Zwey Indianer, die ihn entdeckt hatten, kamen um diese Zeit heraus und machten Mine nach ihm zu schießen. Er, seiner Seits, setzte sich ebenfalls in Bereitschaft, sich gegen sie zu vertheidigen. Denn die Ehre, von einer schönen und großmüthigen Dame begünstiget zu seyn, machte ihn beherzt und bewog ihn zu sagen, er sey von einem Frauenzimmer von Stande an dem Mukoso abgeschickt. Zu gleicher Zeit erreichten ihn die Indianer und kehrten dann mit einander zu ihrem Herrn zurück, um denselben, daß ein Sklave des Hirriga ihm Neuigkeiten überbringe, zu benachrichtigen. Mukoso, welcher aus seinem Hause kam, trat herzu, um zu hören, was man ihm zu

sa-

sagen habe. Sobald ihn Ortis gewahr wurde, näherte er sich demselben mit Ehrerbietung, und sagte zu ihm, daß Hirriga den Entschluß gefaßt habe, ihn auf das nächste Fest grausamer Weise hinrichten zu lassen, daß seine Töchter sich nicht mehr ihm das Wort zu reden, getraueten, daß die Aelteste ihn zur Flucht bewogen, ihm dazu einen Führer mitgegeben und befohlen habe, sich ihm in ihrem Namen darzustellen, und daß sie ihn endlich bey der Liebe, die er zu ihr trage, ersuche, ihn in seinen Schutz zu nehmen, welches sie mit vielen Dank erkennen werde. Nachdem Mukoso den Ortis freundlich angehört hatte, bedauerte und umarmte er ihn und gab ihm die Versicherung, daß er bey ihm nichts zu befürchten haben solle. Er werde vielmehr in seinem Gebiete ein von dem, welches er dort geführt habe, ganz verschiedenes Leben führen. Denn er werde ihn, aus Achtung für die Schöne, die ihn sende, öffentlich beschützen, und es solle sich, so lange er lebe, Niemand erkühnen, ihm das geringste Leid

zuzufügen. Mukoso hielt dem Ortis Wort und behandelte ihn weit besser, als er es jemals zu hoffen gewagt hatte. Er behielt ihn Tag und Nacht in seinem Zimmer bey sich und überhäufte ihn, als er erfuhr, daß er mit einen Pfeilschuße einen Löwen getödtet habe, vollends ganz mit Gnadenbezeugungen. Unterdessen bekam Hirriga Nachricht, daß sein Sklave bey dem Mukoso wäre. Er schickte daher einen Kaziken *) ihrem gemeinschaftlichen Freund, an ihn ab und ließ selbigen zurückfodern. Allein Mukoso antwortete, daß da Ortis sich sein Haus zur Freystatt erwählet habe, er niemals ihn heraus zu holen erlauben werde, und daß der Verlust eines Menschen, welchen Hirriga habe wollen umbringen laßen, für denselben eben nicht sehr beträchtlich seyn könne. Auf diese Antwort verfügte sich Hirriga selbst zu den Mukoso; allein ebenfalls vergebens; Denn nach einigen Worten, welche die Höflichkeit erforderte bezeugte ihm Mukoso, es sey

gar

*) Uribarrakuxi. A. d. V.

gar nicht rechtschaffen, ihn wider seine Ehre zu etwas nöthigen zu wollen; ja! woferne er eine Person, die unter seinem Schutze wäre, verließe, würde er der ehrvergessenste unter allen Menschen seyn.

Diese Antwort entzweyete den Kaziken und Mukoso, welcher lieber auf seine liebe Verzicht thun, als seine Treue verletzen wollte, so daß Ortis bey diesem Herrn, der in seiner Gewogenheit gegen ihn fortfuhr, verblieb. Er lebte bey ihm bis auf die Zeit, da Soto nach Florida kam, und war in allen zehn Jahre unter den Indianern, anderthalb Jahr bey dem Kaziken, der ihn peinigte und die übrige Zeit bey dem, von welchem er alles Gute genoß Wirklich verhielt sich Mukoso gegen Ortis wohl, und sein Betragen beschämte gewisse christliche Fürsten, welche diejenigen auf eine schändliche Art verrathen, denen sie ihr gegebenes Wort zu halten verbunden sind. Doch man muß hoffen, daß die Groß-

muth des Kaziken sie künftig rühren werde. Seine Handlung entsprang in der That aus einer großen Seele. Jemehr man die Person, für welche er so viel gethan, diejenigen, welchen er widerstanden und die Leidenschaft welche er für die Tochter des Hirriga gehabt hat, in Betrachtung zieht, um desto lobenswürdiger ist derselbe, daß er seine Gebieterin und seine Freunde auf eine so großmüthige Weise seiner Ehre aufgeopfert hat. — Also gefället es Gott, daß er in barbarischen Gegenden ausserordentliche Personen geboren werden läßt, um die Christen die in einen Lande leben, wo die Wissenschaften und die Religion herrschen, zu beschämen.

Fünftes Kapitel.

Der General läßt den Ortis zurück fodern.

Als Soto in der Stadt Hirriga war, erfuhr er die Begebenheiten des Ortis,

von

von denen er schon in der Havana durch einen der Indianer, die Aniasko, als er auf die Entdeckung der floridanischen Küste ausgieng, angetroffen, etwas vernommen hatte; denn dieses waren Unterthanen des Kaziken Hirriga. Da aber der, welcher die Nachrichten von den Ortis erzählte, Orotis, statt Ortis, aussprach, so glaubten die Spanier, ihrer Dolmetscher ungeachtet, daß dieser Barbar von dem vielem Golde redete, welches in seinem Lande wäre, und freuten sich daher recht herzlich, das Wort Orotis zu hören, weil ihr Zweck nur dahin gieng, das Gold von Florida zu suchen.

Endlich auf die Versicherung, welche der General erhielt, daß Ortis bey dem Mukoso wäre, glaubte derselbe, daß er hinsenden, und ihn zurückfodern müße, sowohl um ihn in Freyheit zu setzen, als um sich seiner statt eines Dolmetschers zu bedienen. Er gab also dem Balthosor von Gallego, Obristwachtmeister der Armee, Befehl, den Mukoso aufzusuchen

und

und ihm zu sagen, daß die Spanier an den Gnadenbezeugungen, die er dem Ortis erwiesen, Antheil nähmen, daß sie ihn im Vertrauen auf die Güte die er für sie gehabt habe, ersuchten, ihnen diesen Sklaven, der ihnen sehr nothwendig sey, wieder zu geben, und daß sie in Betrachtung dieser neuen Gewogenheit, welche sie von ihm hoften, alles mögliche für ihn unternehmen wollten. Wolle er sich die Mühe selbst geben, sie zu besuchen, so werde er finden, daß er sich keinen Undankbaren verpflichtet habe. Es werde daher auch endlich, nach den ihnen gegebenen Merkmalen von Großmuth, ihr größtes Vergnügen seyn, ihn für ihren Freund zu erkennen, und auch ferner zum Freunde zu behalten.

Gallego reißte unverzüglich mit sechzig Lanzen ab. Um diese Zeit erfuhr Mukoso, daß die spanischen Truppen in Hirriga angekommen wären, um dieses Land einzunehmen. Da er sich vor dieser Armee fürchtete, so redete er davon mit dem Or-

tis

tis und sagte zu ihm, daß er sich seinetwegen mit mächtigen Kaziken überworfen habe. Gegenwärtig aber zeige sich eine schöne Gelegenheit, gegen diese Gnade nicht unerkenntlich zu seyn. Er habe ihn in Wahrheit ohne Hofnung verpflichtet, aber es scheine, als verlange das Glück, daß die guten Dienste, welche er in seiner Person den Spaniern erwiesen habe, nunmehr erkannt werden sollten. Er sey also Willens ihn mit funfzig seiner vornehmsten Unterthanen an den General abzuschicken, um demselben ein Bündniß anzutragen und ihn zu bitten, sein Land in Schutz zu nehmen. Ortis, voller Freuden über diese Nachricht, antwortete dem Mukoso, daß es ihm höchst angenehm sey, ihm seine Erkenntlichkeit bezeugen zu können. Er wolle den Spaniern seine Großmuth erzählen. Diejenigen unter ihnen, welche den Ruhm haben wollten, gegen die ihren Landsleuten erwiesenen Gunstbezeugungen sehr empfindlich zu seyn, würden ihn jetzt und in Zukunft hochachten. Kurz, er werde gewiß

die

die Frucht von den Gütigkeiten, die er für ihn gehabt, genießen. Kaum hatte er ausgeredet, so erschienen funfzig Indianer, denen man, zu seiner Begleitung sich bereit zu halten, anbefohlen hatte. Sie nahmen den Weg, der von Mukoso nach Hirriga führt, und reißten den nehmlichen Tag ab, an welchem Gallego, aus dem Lager marschierte, um zu den Kaziken zu kommen. Allein es trug sich zu, daß, nachdem sie drey Meilen auf der Hauptstraße fortgeritten waren, der Wegweiser der Spanier sich einfallen ließ, sie irre zu führen Er fieng also an, sie als Feinde zu betrachten, welche kämen, sich Indiens zu bemächtigen und den Einwohnern Vermögen und Freyheit zu rauben. Von diesen Vorstellungen eingenommen, verließ er seinen Weg, folgte dem nächsten, den er antraf, und führte die Spanier einen guten Theil des Tages in der Irre herum. Er wendete sich mit ihnen nach dem Meere zu, in der Absicht, sie in einen Sumpf zu locken, worinne sie umkommen müsten. Diese

Bosheit des Barbaren merkten sie, da sie vom Lande ganz und gar keine Kenntniß hatten, auch nicht eher, als bis einer von ihnen zwischen den Eichen des Waldes, in welchen sie waren, die Mastbäume ihrer Schiffe gewahr wurde. Man gab hierauf von der Leichtfertigkeit des Führers dem Gallego Nachricht, welcher sich in Bereitschaft setzte, denselben mit der Lanze zu durchstechen. Der hierüber ganz erschrockene Indianer gab sogleich durch Zeichen zu verstehen, daß er die Spanier auf den rechten Weg zurück bringen wolle. Er hielt auch Wort, allein sie musten gerade wieder dahin, wo sie hergekommen waren, zurück kehren.

Sechstes Kapitel.

Zusammenkunft des Ortis und des Gallego.

Ortis, der von Mukoso nach Hirriga gieng, betrat den nehmlichen Weg, den Gallego genommen hatte, und erkannte

an

am den Fußstapfen der Spanier, daß ihr Wegweiser sie aus Bosheit irre geführt hatte. Um nun der Unruhe zuvor zu kommen, welche sie in der Stadt verursachen würden, wenn sie da anlangten, ehe er mit ihm geredet hätte, beschloß er, denselben mit seinen Truppe zu folgen. Nachdem er eine Zeit lang gegangen war, entdeckte er den Gallego mit seinen Gefährten auf einer großen Ebene, die auf einer Seite mit einem dicken Walde begrenzt wurde. Die Indianer waren alsobald der Meynung, sich eiligst in das Gehölze zu begeben, weil man sich sonst der Gefahr aussetzte, von den Christen gemißhandelt zu werden, wenn man nicht, von denselben für Freunde erkannt würde, ehe man sich ihnen näherte. Allein Ortis ohne auf diesen Rath zu hören, bildete sich ein, daß es genug wäre, ein Spanier zu seyn, und daß ihn seine Landesleute nicht verkennen würden. Unterdessen, da er wie ein Indianer gekleidet war, eine Mütze aufhatte, mit Federn bedeckt, kleine Hosen, Pfeile und in der Hand eis-

nen

nen Bogen trug, so gieng die Sache so nicht, wie er sich vorgestellt hatte. Denn sobald ihn die Spanier, in Begleitung seiner Leute, sahen, verdoppelten sie ihre Schritte, verließen ihre Glieder und stürzten, ohne dem Gallego, der sie zurück rief, zu gehorchen, über die Barbaren her, welche Ortis führte, und trieben sie mit Lanzenstößen in die Gehölze. Demungeachtet wurde, weil dieselben nicht Stant hielten, nur ein einziger mit der Lanze in die Lenden verwundet. Dieser Barbare, der kühn scheinen wollte, war bey dem Ortis zurück geblieben, auf welchen Nieto mit Lanzenstößen, die er anfänglich mit seinen Bogen ausparirte, heftig eintrang. Als aber Nieto, der stark und feurig war, noch einmal ansetzte, fürchtete Ortis, unterzuliegen, und fing an zu schreyen: Xibilla, an statt Sevilla! Er machte sogar mit seinen Bogen das Zeichen des Kreuzes, damit man daran erkeñen möchte, daß er ein Christ wäre, weil er es nicht auf Spanisch sagen konnte. Denn er hatte, seit dem

Bayerische Staatsbibliothek München

er unter den Indianern war, die Gewohnheit, seine Sprache zu reden, dermaaßen verloren, daß er sie, bis auf dem Namen seines Geburtsorts, Sevilla, denn er nicht mehr aussprechen konnte, vergessen hatte. Das nehmliche ist mir selbst begegnet; denn da ich mich in Spanien mit Niemanden in meiner Muttersprache, welches die peruvianische ist, unterhalten konnte, habe ich Fertigkeit, sie zu reden, dergestalt verloren, daß ich, um mich verständlich zu machen, nicht sechs bis sieben Worte hinter einander sagen konnte. Gleichwohl habe ich mich sonst auf Indisch mit solcher Anmuth ausdrücken können, daß, die Inkas ausgenommen, die es am besten reden, kein andrer seine Gedanken zierlicher, als ich, vorzubringen wußte.

Um wieder auf den Ortis zu kommen. Nachdem Nieto denselben Sibilla hatte aussprechen hören, so fragte er ihn, wer er wäre? und sobald er geantwortet hatte: Ortis! nahm er ihn bey dem Arme, warf

ihn hinter sich aufs Pferd und brachte ihn voller Freuden zu dem Gallego, der seine Leute, die auf die Indianer Jagd machten, schleunig wieder versammeln ließ. Ortis gieng selber in den Wald, rufte seine Gefährten und schrie ihnen so sehr er konnte, zu, daß sie in völliger Sicherheit zurückkommen könnten. Allein einige flohen vor Schrecken bis in die Stadt Mukoso, wo sie von allem, was vorgefallen war, Nachricht gaben. Die andern aber, die sich nicht so gefürchtet und so weit verlaufen hatten, kamen auf die Stimme des Ortis, einer nach den andern, aus dem Walde heraus. Sie verwünschten alle sein schlechtes Verhalten und würden ihm, ohne die Gegenwart unserer Leute, übel mitgespielt haben. Um sich indessen einiger maaßen Genugthuung zu verschaffen, brachen sie in Schimpfworte aus, welche Ortis, so gut er konnte, den Spaniern verdolmetschte, die ihn ebenfalls tadelten und Befehl gaben, daß man für den verwundeten Indianer Sorge tragen sollte. Un-

terdessen fertigte er eiligst jemanden an den Kaziken Mukoso ab, um ihm aus der Unruhe worein ihn die Flüchtlinge gestürzt hatten heraus zu reißen, worauf sie insgesammt den Weg nach dem Lager zu nahmen.

Siebendes Kapitel.

Mukoso's Besuch bey dem Generale.

Es war schon tief in die Nacht hinein, als Gallego in dem Lager ankam. Der General, über eine so baldige Zurückkunft bestürzt, stellte sich deswegen ein großes Unglück vor. Allein er wurde sogleich durch den Anblick des Ortis beruhiget, welchen er freundlich aufnahm, und dem er ein schwarzsammtnes Wams verehrte, das aber Ortis, weil er sich gewöhnt hatte, nacket zu gehen, nicht anziehen konnte. Seine Kleidung bestund blos in einem Hemde, in leinwandnen Schlafhosen, in einer Mütze und in einen paar Schuhen. In diesem Zustande blieb er

länger, als zwanzig Tage, bis er nach und nach die Gewohnheit, sich zu bekleiden, wieder erlangte. Soto gewährte auch den Indianern eine günstige Aufnahme und fertigte alsdann einen Eilboten an den Kaziken ab, um demselben für die Zusendung des Ortis zu danken. Er befahl, ihm zu melden, daß er sich für das ihm gethane Anerbieten, sich unter dem Schutz der Spanier begeben zu wollen, verbunden fühlte und dasselbe mit Freuden im Namen Karls des Vten, seines Herrn, des ersten allerchristlichen Fürsten, annähme.

Unterdessen kamen die Spanier aus Verlangen, den Ortis zu sehen, herbey, umarmten denselben, wünschten ihm zu seiner Ankunft Glück und brachten die Nacht mit Freudensbezeugungen zu. Hierauf rufte der General ihn zu sich, um sich von den besondern Umständen des Landes Florida und der Lebensart, die er unter dem Kaziken geführt habe, zu unterrichten. Ortis sagte ihm, daß ihn Hirriga grausam gequält habe. Er zeigte ihm

noch die Merkmale davon, und man sahe, daß aus den Wunden, die ihm das Feuer gebrannt hatte, Würmer kamen. Mukoso hingegen habe ihn sehr rechtschaffen behandelt. Nichtsdestoweniger habe er es nicht gewagt, sich zu entfernen, aus Furcht, von den Unterthanen dieses Kaziken getödtet zu werden. Daher habe er von der Gegend fast gar keine Kenntniß. Er wiße blos, daß je tiefer man in das Land hineinkomme, desto fruchtbarer dasselbe werde.

Während dem, daß Ortis den General unterhielt, ward gemeldet, daß Mukoso, von verschiednen Indianern begleitet, sich dem Lager nähere. Wirklich sahe man ihn auch fast in dem Augenblicke, als man von seiner Ankunft Nachricht erhielt. Man brachte ihn sogleich vor den General, welchen er, so wie alle Officiere von der Armee, einen jeden nach dem Range, welchen ihm Ortis von denselben bekannt machte, ehrerbietig grüßte. Hierauf wendete er sich wieder zu dem Genera-

le, ihm seine Aufwartung zu machen, und wurde von demselben, wegen seines gütigen Betragens gegen den Ortis, mit vieler Freundschaft empfangen. Dagegen bezeugte Mukoso, daß man ihm für das, was er gethan habe, keinen Dank schuldig sey, weil er, als Kazike, dazu verbunden gewesen, daß er hierinnen blos auf sich gesehen, und sogar den Ortis nur deßwegen abgeschickt habe, um die Truppen an der Verheerung seiner Ländereyen zu verhindern. Seine Dienste hätten also so wenig zu bedeuten. Demungeachtet sey es ihm angenehm, daß sein Betragen von dem Generale, gegen welchen er eine ganz besondere Hochachtung trage, günstig ausgelegt werde. Er bäte ihn inständig bey dem Eifer und der Seelen-Größe, welche den Spaniern so natürlich wäre, ihn unter seinen Schutz zu nehmen. Er erkennte Karl den Vten, und Ferdinanden von Soto von nun an für seine rechtmäßigen Oberherren. Als ihr Vasall betrachtet, sey er über sein Verdienst belohnt und werde ihnen in Zukunft nach

seinem ganzen Vermögen dienen. Porkallo und die übrigen Hauptleute, über das vernünftige Betragen dieses Kaziken erstaunt, erwiesen demselben viel Ehre, und machten nicht nur ihm, sondern auch seinem sämmtlichen Gefolge, sogar Geschenke.

Achtes Kapitel.

Ankunft der Mutter des Mukoso im Lager.

Zwey Tage nach der Ankunft des Mukoso, langte seine Mutter, die bey seiner Abreise nicht zu Hause gewesen war, und die es nimmermehr zugegeben haben würde, daß er sich der Gewalt der Spanier hätte überliefern dürfen, bey dem Soto an. Sie hatte die Traurigkeit auf ihrem Gesichte gemahlt und schien von der Unruhe, die sie für ihren Sohn hatte, dermaaßen bewegt zu seyn, daß sie den General, indem sie sich ihm näherte, beschwor, ihr den Mukoso wieder zu geben;

denn sie fürchtete, er möchte eben so behandelt werden, wie Hirriga. In diesem Falle wäre sie, wie sie sagte bereit, für ihren Sohn zu sterben Der General empfieng dieselbe höflich, und gab ihr zur Antwort, daß, weit entfernt, dem Mukoso das geringste Leid zuzufügen, er ihn vielmehr jeder Art von guter Behandlung würdig schätzte. Er wolle sogar, um eines so großmüthigen Sohnes willen, seiner Mutter mit aller Ehrfurcht begegnet wißen. Aus dieser Ursache habe sie nichts zu befürchten, sondern von der Großmuth der Spanier vielmehr alles zu erwarten. Diese Worte beruhigten die gute Matrone ein wenig und bewogen sie, in dem Lager zu bleiben. Allein sie war doch noch so voller Mistrauen, daß sie an des Generals Tafel, an welcher sie speiste, vergiftet zu werden besorgte. Sie kostete deswegen nichts, wovon Ortis nicht zuvor versucht und sie, daß sie es ohne Gefahr eßen könnte, versichert hatte. Dieses veranlaßte einen von den Reutern des Generals zu sagen, daß er sich wun-

dere, daß sie ihr Leben für ihren Sohn ha-
be laßen wollen, sie sich doch so sehr, es
zu verlieren, fürchtete. Als man ihr sol-
ches hinterbracht hatte, erwiederte dieselbe, es sey zwar wahr, daß sie das Leben auserordentlich liebte, allein sie liebe ihren Sohn noch mehr und wolle gern alles was sie habe, zur Erhaltung desselben hingeben. In Betrachtung deßen ersuche sie den General inständig, ihr den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit wieder zu schenken. Sie trage ein recht leidenschaftliches Verlangen, ihn mit sich hinweg zu nehmen, und könne, mit einem Worte, nicht so viel über ihr Gemüth gewinnen, um sich auf das Wort der Christen zu verlaßen.

Der General versetzte ihr hierauf, sie sey frey, wieder nach Hause zu gehen, was aber ihren Sohn anbelange, so finde derselbe ein Vergnügen, bey den Spaniern zu bleiben, von welchen die meisten von seinem Alter wären. Sobald er Willens seyn werde, wieder abzureisen, so werde sich demselben Niemand wiederse-

ken. Endlich betheuerte er ihr, daß ihr Sohn vielmehr Ursache haben werde, die Spanier zu loben, als über sie zu klagen.

Auf dieses Versprechen reiste die Mutter des Kaziken aus dem Lager ab. Vorher aber bat sie noch den Ortis, sich zu erinnern, daß ihr Sohn sich ihm verbindlich gemacht habe, und ihm daher in der Gefahr worinnen sie ihm laße, gleiches mit gleichen zu vergelten. Der General und sein ganzer Hof lachten über dieses Mißtrauen, welchem Mukoso so eine witzige Wendung gab, daß er noch zu diesem Vergnügen beytrug, und, um zu zeigen, daß er den Spaniern trauete, unterhielt er den Soto und seine Offiziere noch acht Tage. Bald erkundigte er sich nach dem Kayser, bald nach den Damen, bald nach den Gewohnheiten und den Großen von Spanien. Nach Verlaufe dieser Zeit reiste er, unter einem anständigen Vorwande, wieder ab und verließ die Spanier höflich. Doch besuchte er sie seitdem

dem verschiedene mal wieder und machte ihnen insgesammt mancherley Geschenke.

Mukoso war damals sechs bis sieben- und zwanzig Jahr alt. Er hatte ein wohlgebildetes Gesicht, einen schönen Wuchs und eine, ich weis nicht, was für eine Art von Größe in allen seinen Handlungen, welche die Hochachtung und Freundschaft derjenigen gewann, welche sich ihm näherten

Neuntes Kapitel.

Vorbereitungen, um weiter in das Land hinein zu gehen.

Mittlerweile gab der General seine Befehle zu allem. Denn nachdem man die Lebensmittel und Kriegsvorräthe zu Hirriga, als der nächsten Stadt von der Bay des heil. Geistes ausgeladen hatte, sandte er seine größten Schiffe nach der Havana, nebst der Vollmacht an seine Gemahlin, darüber nach ihrem Gefallen zu

dispo-

disponiren. Die übrigen behielt er in der Absicht, sich ihrer im Nothfalle zu bedienen, und gab das Commando darüber dem Pedro Kalderon, einem wachsamen und erfahrnen Kapitäne. Er versuchte hierauf, den Kaziken Hirriga zu gewinnen, in der Meynung, daß er alsdenn keine Mühe mehr haben werde, sich bey den übrigen Herren des Landes, denen die Spanier keine Gelegenheit zum Mißvergnügen gegeben hatten, in Gunst zu setzen. Ueberdieses werde ihm solches bey den Indianern Zutrauen erwerben, und seine Ehre bey seinen Landsleuten vermehren. Wenn man daher einige Gefangene machte, so schickte er sie an den Hirriga mit Geschenken zurück, und ließ ihm sagen, daß er eifrigst wünsche, mit ihm in guten Vernehmen zu stehen, und daß er ihm für die ihm zugefügten Gewaltthätigkeiten Genugthuung geben wolle. Allein der Kazike antwortete blos, daß ihm die empfangenen Beleidigungen nicht erlaubten, den geringsten Vorschlag von Seiten der Spanier anzuhören. Gleich-

wohl unterließ das Betragen des Soto's nicht, sehr gute Wirkungen hervor zu bringen. Denn als die Knechte der Armee täglich, unter einer Bedeckung von dreyßig bis vierzig Soldaten fouragiren gingen, so geschahe es, daß, da sie einmal nicht auf ihrer Hut waren, die Indianer mit großen Geschreye über sie herfielen, sie in Unordnung brachten, einen Spanier, Namens Grajales, gefangen nahmen, und sich schleunig wieder zurück zogen. Inzwischen sammelten sich unsere Leute wieder, fertigten eiligst einen Bothen an den General ab, der sogleich einige Reuter dem Feinde nachsetzen ließ, welche denselben auch noch zwey Meilen an einem mit Rohre eingeschloßnen Orte überfielen. Da indessen diese Barbaren an nichts anders dachten, als sich mit ihren Weibern und Kindern lustig zu machen, brachen unsere Soldaten wütend in diesen Ort ein, erschreckten sie, trieben sie in die Flucht und nahmen Weiber und Kinder gefangen. Grajales, welcher in dieser Verwirrung die Stimme seiner Landesleute hörte, eil-

te

ke, sich ihnen in die Arme zu werfen. Anfänglich wurde er zwar nicht von ihnen erkannt, weil er schon indisch gekleidet war: bald hierauf aber erkannten sie ihm, und kamen höchstvergnügt mit den Gefangenen, ins Lager zurück. Dieß erfreuete den Soto ausnehmend, welcher alle Umstände dieser Begebenheit zu wissen verlangte. Grajales erzehlte ihm daher, daß die Indianer nicht willens gewesen wären, den Spaniern zu schaden, und daß sie nur, um sie zu erschrecken, mit Pfeilen geschoßen hätten. Da sie die Spanier in Unordnung angetroffen hätten, so wäre es ihnen leicht gewesen, einen Theil derselben zu tödten, sie hätten sich aber blos damit begnüget, einen Gefangenen zu machen. Weit entfernt, ihm etwas zu leide zu thun, hätten sie ihm vielmehr höflich begegnet, ihm nach und nach Muth zugesprochen, und auf eine verbindliche Art zum Eßen genöthiget. Der General ließ unverzüglich seine Gefangenen kommen, und schickte sie, nachdem er ihnen für ihr gutes Betragen bey dieser Gelegenheit gedankt

dankt hatte, wieder zurück. Er betheuerte ihnen auch, daß für sie von Seiten der Spanier nichts zu fürchten wäre, und daß er sie, ihrer Seits, gegen seine Leute eben so zu handeln, und unter einander in guten Einverständnisse zu leben, ersuchte. Er wäre nicht in ihr Land gekommen, um sich ihren Haß zu erwerben, sondern ihre Freundschaft. Der General begleitete diese Worte noch mit einigen Gunstbezeugungen, und die Indianer gingen voller Zufriedenheit wieder nach Hause.

Einige Zeit hernach trafen diese nehmlichen Indianer zwey Spanier an, denen sie so viel Freyheit ließen, daß sie entwischen konnten. Ohne Zweifel waren diese Völker nur durch das freundliche Bezeugen des Soto gegen ihren Kaziken so sanftmüthig geworden. Und in der That macht auch nichts mehr Eindruck auf die Menschen, als die Gefälligkeiten, die auf eine gute Art erwiesen worden sind.

Zehntes Kapitel.

Verfolg der Entdeckung.

Nachdem Ferdinand von Soto mit den Vorbereitungen zu seinem Fortzuge ohngefähr drey Wochen zugebracht hatte, so befahl er dem Gallego, mit sechzig Lanzen und eben so vielen Füselieren in die Provinz Urribarakuri zu gehen. Gallego reiste auch sogleich ab und begab sich nach Mukoso, wo er von dem Kazicken, der die Spanier eine Nacht beherbergte und herrlich bewirthete, mit Freuden aufgenommen wurde. Des andern Morgens, als sie im Begriff waren, weiter zu marschiren, baten sie ihn um einen Wegweiser. Allein Mukoso sagte zu ihnen, er halte sie vor zu rechtschaffne Leute, als daß sie seine Freundschaft mißbrauchen und ihn, etwas wider seine Ehre zu thun, nöthigen sollten. Da Urribarakuri sein Vetter wäre, so würde er von jedermann getadelt werden, wenn er ihnen jemanden mitgäbe, der sie in seine Landschaft führte. Ja,

wäre auch dieser Kazike nicht sein Anverwandter, so dürfte er ihnen hierinnen dennoch nicht willfahren, weil er sonst für einen Verräther seines Vaterlandes gehalten werden würde, und er lieber sterben, als ein solches Verbrechen, das einer Person seines Standes so unanständig wäre, begehen wollte. Ortis, der Geleitsmann der Spanier, antwortete ihm, auf Befehl des Gallego, daß sie seine Freundschaft nicht mißbrauchen wollten; er verlange von ihm blos einen Indianer, zu welchem Urribarakuri Zutrauen habe, um denselben mit der Nachricht an ihn abzusenden, daß er von ihrer Ankunft nichts zu besorgen habe, und daß, wenn er auch weder Friede, noch Bündniß wollen würde, sie gleichwohl beordert wären, seine Provinz, in Ansehung des großmüthigen Mukoso, gegen deßen Freunde und Verwandte sie Achtung hätten, nicht zu verwüsten. Ja, um seinetwillen hätten sie selbst in der Gegend des Hirriga, ihres erklärten Feindes, nicht den geringsten Unfug angerichtet.

Mukoso versetzte hierauf, daß er den Spaniern sehr verbunden sey, und ihnen nunmehr, da er ihr Vorhaben kenne, einen solchen Wegweiser, wie sie ihn verlangten, mitgeben wolle. Sie reisten also von Mukoso ab, äuserst zufrieden mit diesem Kaziken, und begaben sich binnen vier Tagen in die Gegend des Urribarakuri, welche ohngefähr siebzehn Meilen von der Stadt Mukoso entfernet war. Da Urribarakuri und seine Unterthanen in die Wälder geflüchtet waren, fertigten die Spanier eiligst ihren Führer an ihn ab, der ihm ein Bündniß mit ihnen anbieten mußte. Allein sie schickten ihn, nachdem sie ihn freundlich angehört hatten, ohne etwas zu beschließen, zurück.

Man traf von Hirriga bis Urribarakuri, welches ein Weg von fünf und zwanzig Meilen ist, verschiedene Weinstöcke, Fichten, Maulbeer- und andere Bäume an, welche denen in Spanien ähnlich waren. Man zog auch durch gewiße Gegenden, wo sich einige Moräste, Hügel,

Wälder und sehr angenehme Ebenen befanden, wovon Gallego einen Bericht aufsetzte, den er mit der Versicherung, daß die Armee zwey bis drey Tage um Urribarakuri herum unterhalten werden könnte, an den General schickte. Mittlerweile, da man auf dem Wege ist, zum Soto zu gehen, achte ich es für gut, das zu erzählen, was sich in dem Lager zutrug.

Eilftes Kapitel.

Unfall des Porkallo.

Auf die Nachricht, daß Hirriga in einem Gehölze nahe bey dem Lager wäre, entschloß sich Porkallo, der Bitten des Generals ungeachtet, auf den Fang dieses Kaziken auszugehen. Er zog daher mit einiger Infanterie und Kavallerie aus dem Lager, in Hoffnung, ihn entweder zum Gefangenen zu machen, oder zu nöthigen, um Friede zu bitten. Hirriga, von dieser Unternehmung benachrichtiget, ließ dem Porkallo verschiedenemal sagen, er möch-

te ja nicht weiter gehen, weil ihn die Morräste und die übrigen Schwierigkeiten des Weges, durch die er sich hindurch arbeiten müßte, um bis zu ihm zu kommen, in Sicherheit setzten. Er gäbe ihm diesen Rath, nicht aus Furcht, sondern aus Erkenntlichkeit für das Vergnügen, welches man ihm gemacht habe, weder seine Länder verwüstet, noch seine Unterthanen gemißhandelt zu haben. Porkallo spottete dieser Warnungen. Er glaubte daß der Kazike sich fürchtete, und ihm nicht entwischen könnte. Daher beschleunigte er seinen Marsch, machte seinen Soldaten Muth und kam nahe an einen sumpfigten Orte an, wo er, als sich ein jeder schwierig bezeugte hinein zu gehen, zuritt und bey immer weitern Vordringen verschiedene seiner Leute, ihm zu folgen, nöthigte. Aber er war noch nicht sehr weit gekommen, als sein Pferd über den Haufen fiel, so, daß er mit seinen Waffen darunter stecken blieb, und weil man wegen des tiefen Morastes nicht bis zu ihm gelangen konnte, so geschahe es durch ein

außerordentliches Glück, daß er nicht ums Leben kam. Da er nun also sahe, daß er ohne Gefecht und ohne alle Hoffnung, den Kaziken in seine Gewalt zu bekommen, überwunden worden war, so kehrte er voller Zorn ins Quartier zurück, indem er dabey über die Annehmlichkeiten, die er in den Hafen La Trinitad genoßen, und über die Strapazen nachdachte, welche die Spanier, die mit ihrer Eroberung nur noch beym Anfang wären, auszustehen hätten. Ueberdies, als er noch überlegte, daß er sich schon Ruhm genug erworben, und daß er in dem Alter, worinnen er wäre, sich nicht so unbedachtsam der Gefahr auszusetzen brauche, so glaubte er, daß es ihm keine Schande sey, wenn er von der Armee abgienge und die Ehre der Unternehmung jüngern überließe, welche sich durch die Waffen noch erst Ruhm zu erwerben nöthig hätten. Sein Unglück beschäftigte ihn in der That so sehr, daß er sich ganz allein davon unterhielt und bisweilen auch mit denen, die ihn begleiteten. Er sprach sogar ganz laut

Sils

Silbe vor Silbe den Namen Hirriga und Urribarakuxi aus. Er versetzte auch manchmal die Buchstaben davon und sagte: Huri, Harri, Siga, Siri, Barrakoxa, Huri, *) und fügte hinzu, daß der Teufel das Land holen möchte, wo die ersten Namen, die er gehört hätte, so erschrecklich wären. Man dürfe von denen, welche sie führten nichts gutes erwarten. Jeder könne für seinen besondern Vortheil arbeiten, was ihn aber anbelange, so rühre das Glück ihn gar nicht mehr. Mit diesen heftigen Gemüthsbewegungen kam Porkallo im Lager an, und nachdem er hier um die Erlaubniß, nach la Trinidad zurück zu kehren, angesucht hatte, so gab man ihm ein Schiff. Ehe er aber hineinstieg, theilte er seine Equipage unter einige Soldaten, die er liebte. Er ließ den Truppen die Lebensmittel, nebst dem Kriegsvorrathe, welchen er hatte, und verlangte, daß Suarez von Figueroa,

*) Dieser Vorfall muß den Kopf des alten Helden äuserst geschwächt haben. Man sieht es aus diesem Unwitze, den ich sonst vielleicht nicht hätte übersetzen sollen. A. d. d. U.

sein natürlicher Sohn, welchen er sehr wohl equipirte, den Soto bey seiner Unternehmung begleiten sollte. Figueroa gehorchte dem Willen seines Vaters mit Freuden und ließ keine Gelegenheit, Merkmale seiner Tapferkeit zu geben, vorbey streichen. Allein er war unglücklich. Die Indianer tödteten ihm seine Pferde, und verwundeten ihm selbst. Von der Zeit an gieng er zu Fuße, ohne, weder von dem Generale, noch von seinen Kapitänen, etwas annehmen zu wollen. Diese Aufführung mißfiel dem Soto, welcher verschiedene mal in ihm drang, neue Equipage von ihm anzunehmen. Allein Figueroa war zu stolz hierzu, und man konnte über sein Gemüth nie etwas gewinnen.

Zwölftes Kapitel.

Bericht des Gallego.

Porkallo gab, indem er von der Armee abgieng, von seiner Unbeständigkeit Beweise, so wie er dergleichen, als er,

um

um dem Generale zu folgen, sein Haus und seine Ruhe verließ, von seinem Ehrgeize gegeben hatte. So machen bey wichtigen Vorfällen diejenigen Entschliessungen, welche nicht mit Klugheit gefaßt worden sind, denen, welche sie ausführen, Schande. Wenn Porkallo, ehe er sich zu dieser Reise verbindlich gemacht hätte, bey sich selbst wohl zu Rathe gegangen wäre, so würde er einen Theil seines Vermögens und seines Ruhmes nicht verloren haben. Allein die Reichen bilden sich oft ein, daß sie die Andern durch die Eigenschaften des Verstandes nicht weniger übertreffen, als durch die Vortheile des Glücks, und von diesem Wahne eingenommen, lassen sie sich von Niemanden rathen, er sey, wer er wolle.

Kaum war Porkallo abgereißt, als der Bericht des Gallego ankam. Er verursachte Freude im Lager, weil er die Eroberung von Florida hoffen ließ. Unter andern bemerkte derselbe, daß drey Meilen jenseit Urribarakuri ein sehr ge-

fährlicher Sumpf wäre. Allein dieses diente nur, den Spaniern Muth zu machen. Sie sagten, Gott habe den Menschen zu ihrem Antheile das Herz und die Geschicklichkeit gegeben, um die Hindernisse zu überwinden, welche sich ihren Vorhaben entgegen stellten. Es ließ also der General auf diese Nachricht bekannt machen, daß man sich in drey Tagen zum Marsche bereit halten sollte, und sandte, unter der Anführung des Silvesters, dreyßig Reuter ab, um den Gallego davon, daß er ihm folgen werde, zu benachrichtigen. Inzwischen ließ er in der Stadt Hirriga eine Garnison von vierzig Lanzen und achtzig Füselieren zurück, bestellten den Kalderon zum Aufseher über die Schiffe und die Kriegsvorräthe und befahl ihnen, mit seinen Nachbarn in Friede zu leben, die Freundschaft des Mukoso zu unterhalten und ohne seinem Befehl den Platz keinesweges zu verlassen. Hierauf reiste der General mit dem Reste seiner Truppen von Hirriga ab, nahm den Weg nach Mukoso zu

und entdeckte die Stadt am Morgen des dritten Tages, nachdem er ausmarschirt war. Der Kazike, von seiner Ankunft benachrichtigt, ging heraus, ihm entgegen, empfing ihm mit Freuden und bot ihm sein Haus an. Allein aus Furcht, ihm Ungelegenheit zu machen, versicherte ihn der General, daß er weiter gehen müßte, empfahl ihm die Garnison von Hirriga und dankte ihm für alle den Spaniern erwiesene Gütigkeiten. Mukoso küßte ihm ehrerbietig die Hände und sagte zu ihm mit thränenden Augen, daß er das, was ihm am empfindlichsten wäre, ob das Vergnügen ihn kennen gelernt zu haben, oder das Mißvergnügen, ihn, ohne ihm folgen zu können, abreisen zu sehen, nicht auszudrücken vermöchte. Er beschwor ihm auch, seiner eingedenk zu bleiben und ließ den vornehmsten Offizieren der Armee seine Komplimente vermelden. Bey seinem Ausmarsche von da, setzte der General seinen Weg bis Urribarakuri fort, ohne das geringste, was aufgezeichnet zu werden verdiente,

ange-

angetroffen zu haben, und hielt sich dabey immer nach Nord-Westen. Nichts destoweniger muß ich gestehn, daß seine Marschroute mir nicht so genau bekannt ist, daß man nicht einstens finden sollte, daß ich in der Anzeige derselben gefehlt habe. Nicht, als ob ich mich nicht bemüht hätte, die Höhen des Landes zu erfahren; sondern, weil ich davon keine so richtige Kenntniß, als ich wünschte, habe erlangen können, indem die Spanier nicht sowohl darauf bedacht waren, die Lage der Oerter aufzunehmen, als vielmehr das Gold und das Silber von Florida zu suchen.

Dreyzehendes Kapitel.

Gang über den Sumpf.

Als der General zu Urribarakuxi, wo ihn Gallego erwartete, angekommen war, erfuhr er, daß der Kazike in die Wälder geflüchtet wäre. Alsobald fertigte er Boten an ihn ab, die ihn, mit

den

den Spaniern in ein Bündniß zu treten, bitten muſten. Da aber dieſer Barbar davon nichts hören wollte, ſo ließ Soto einen großen und breiten Sumpf, den er auf ſeinem Wege antraf, unterſuchen. Er erfuhr, daß die Ufer deſſelben keinen guten Grund hätten, und daß in der Mitte ſo viel Waßer wäre, daß man zu Fuße unmöglich durchkommen könnte. Demungeachtet ſuchte man ſo lange, bis man, nach Verlaufe von acht Tagen, einen Durchweg fand, wo der General, der mit der Armee ſich dahin begeben hatte, ſich leicht heraus zog; allein weil der ſchmale Paß lang war, ſo hielt er ſich einen Tag bey dem Uebergange auf und kampirte eine halbe Meile jenſeits in einer großen Ebene. Den folgenden Tag ſchickte er aus, den Weg zu erkunden, und man berichtete ihm, daß man wegen der Waſſer, die das Land überſchwemmten, nicht weiter fortkommen könnte. Auf dieſe Nachricht nahm er hundert Reuter und eben ſo viel Fußgänger, ließ die übrigen Truppen unter der Anführung

des Moskoso, seines Obristen, gieng über den Sumpf zurück und ließ einen andern Durchweg suchen. Unterdessen fielen die Indianer, die in einem Gehölze waren, über den Soto und seine Leute her, schossen auf sie und zogen sich geschwind wieder in den Wald hinein. Die Spanier trieben sie zurück und tödteten immer einige, oder nahmen sie gefangen. Die, welche das letztere Schicksal hatten und sich gern aus den Händen ihrer Feinde frey machen wollten, erboten sich, ihnen den Weg zu weisen, und liessen sie mitten durch den Hinterhalt der Barbaren ziehen, welche sie mit Pfeilschüßen durchborten. Als man diese Bosheit erkannte, ließ man viere der strafbarsten unter ihnen von den Hunden zerreißen. Hierdurch erschreckt, fingen die übrigen an, ihre Schuldigkeit zu thun, und brachten die Leute des Generals auf einen Weg, wo sie, nach einem Marsche von vier Meilen, sich über den grossen Sumpfe auf einen Durchwege befanden, dessen Eingang und Ausgang trocken

cken waren. Doch hatte man über eine Meile, Wasser bis unter die Arme, und in der Mitte der Ueberfahrt war in einer Strecke von hundert Fußen gar nicht durchzukommen. Die Feinde hatten an diesem Orte eine schlechte Brücke von zwey dicken ins Wasser gefallenen Bäumen verfertigt, die auf einigen in die Erde gestoßenen Pfählen und hölzernen Querbalken ruhete und eine Art von Lehne hatte.

Sobald der General diese Brücke sahe, befahl er dem Pedro Moron und dem Diego von Oliva Meris, die grose Schwimmer waren, die Baumzweige, welche der Brücke hinderlich waren, abzuhauen und alles zu thun, was sie zur Bequemlichkeit der Ueberfahrt dienlich fänden. Sie vollzogen ihren Befehl; wie sie aber am eifrigsten arbeiteten, kamen die Indianer, welche sich zwischen dem Schilfe verborgen hatten, auf kleinen Kähnen hervor und schoßen so gewaltig nach Ihnen, daß sich Moron und sein Gefährte von der Brücke herab war-

fen,

sen, unter dem Wasser fortschwimmen, (wobey sie leicht verwundet wurden,) und sich flüchten musten. Gleichwohl wagten die über die Entschloßenheit dieser beyden Männer erstaunten Indianer es nicht mehr zum Vorschein zu kommen; und die Spanier errichteten die Brücke zwey Flintenschüsse weiter oben, wo sie einen Ort fanden, durch welchen die Reuterey paßiren konnte. Der General gab hiervon seinem Obristen Moskoso Nachricht, mit Befehl den Rest der Armee marschieren zu lassen, und ihm schleunig Lebensmittel zu senden. Silvester, der deßhalb eiligst abgefertigt wurde, erhielt den Auftrag, den Mundvorrath unter einer Bedeckung von dreyßig Lanzen, herbey zu führen und den andern Tag gegen Abend wieder zurück zu kommen. Denn Soto versprach, ihn zu erwarten, und sagte zu ihm, daß, obgleich der Weg lang und beschwerlich sey, so hoffe er demungeachtet alles von ihm. Silvester bestieg also ein vortrefliches Pferd, welches man für ihn bereit hielt, und begegnete dem Lo-

pez

pez Kascho, den er, im Namen des Generals, ihn zu begleiten, beorderte. Kascho entschuldigte sich mit seiner Müdigkeit und ersuchte ihn, statt seiner, einen andern zu wählen. Da aber Silvester immer stärker in ihm drang, so gab er nach, stieg zu Pferde und reiste bey Sonnen Untergange mit ihm ab.

Vierzehndes Kapitel.

Silvester bringet die Befehle des Generals dem Moskoso.

Silvester und Kascho, von denen jeder kaum zwanzig Jahr alt war, setzten sich entschlossen allem aus, was ihnen begegnen konnte. Sie machten anfänglich ohne Mühe vier bis fünf Meilen, weil der Weg gut war und sie keine Indianer antrafen. Hierauf befanden sie sich, wegen des Morasts, in sehr beschwerliche Wege verwickelt, aus welchem sie verzweifelten, heraus zu kommen. Da sie von dem Lande keine gewiße Kenntniß hatten,

so musten sie aufs Geradewohl reuten und sich der Oerter, durch welche sie das erstemal mit ihrem Generale gezogen waren, zu erinnern suchen. Hierinne leisteten ihnen ihre Pferde die treflichsten Dienste. Denn sie nahmen, ohne einen andern Wegweiser, als ihren Instinkt, eben die Straße, auf welcher sie sich bey ihrer Herkunft gehalten hatten, und bückten sich immer mit den Köpfen nach dem Geruche der Spur. Kascho und sein Gefährte, die nichts hiervon begriffen, zogen sie bey dem Zaume, allein die Pferde suchten sogleich nach ihrer Art den Weg wieder. Sie schnaubeten so heftig, wenn sie ihn verlohren hatten, daß zu befürchten war, das Geräusch, welches sie machten, möchte die Reuter entdecken. Das Pferd des Silvesters war zum Wegweisen das sicherste und ganz vortreflich gezeichnet. Es war braunroth am linken Vorderfuße weiß, und auf der Stirne eben so gefleckt. Das des Kascho war feuerfarbicht mit schwarzen Extremitäten; aber es kam dem des Silvesters

vesters nicht bey, welcher, nachdem er hinter die Weise seines Pferdes gekommen war, dasselbe gehen ließ, wie es wollte. — Dies war der Zustand des Silvesters und Kaschos; ein Zustand, der sich ohne Zweifel besser denken, als beschreiben läßt.

Diese Reuter marschirten also die ganze Nacht, ohne sich auf einer gewissen Straße zu halten; von Arbeit und Schlaf überwältigt, und vom Hunger gepeinigt, weil sie seit zwey Tagen weiter nichts, als ein wenig Hirsen gegessen hatten. Ihre Pferde waren überdieß äuserst abgemattet; denn sie arbeiteten nun schon drey Tage lang, ohne auszuruhen und ohne daß man sie, als auf einige Augenblicke, um sie zu weiden, abgezäumt hatte. Denn das Bild des Todes, welches diesen beyden Reutern vor Augen schwebte, nöthigte sie, sich der Spornen zu bedienen, und alle Arten von Schwierigkeiten zu überwinden. Auf beyden Seiten ihres Weges erblickten sie

bey dem Scheine der Feuer, welche die Indianer angezündet hattn, ganze Haufen solcher Barbaren, die, indem sie um selbiges herumsprangen, alles von ihrem Geschreye ertönen ließen. Man weis nicht, feyerten sie damals ein Fest, oder hielten sie einen bloßen Schmauß. Genug, ihr Geschrey dauerte die ganze Nacht hindurch und verhinderte sie, den Fußtritt der Pferde zu hören und auf ihre Hunde, welche stärker als gewöhnlich bellten, Achtung zu geben. Denn hätten sie den Silvester und Kascho entdeckt, so würden sie gewiß gesucht haben, sie in ihre Gewalt zu bekommen.

Nachdem diese Reuter mit vieler Angst und Noth zehn Meilen marschirt waren, bat Kascho den Silvester, ihn entweder zu tödten, oder schlafen zu lassen, und betheuerte ihm, daß er unmöglich weiter gehen, noch sich auf dem Pferde erhalten könnte. Trotzig erwiederte ihm Silvester, er möchte schlafen, weil er dem Schlummer, mitten in der Gefahr,

die

die sie bedrohete, nicht eine Stunde wie-
derstehen könnte. Der Uebergang über
den Sumpf sey nicht mehr weit und wo-
fern sie denselben nicht vor Tage paßirten,
so würden sie den Tode schwerlich entge-
hen können. Kascho, ohne auf diese
Worte zu hören, fiel wie todt, zur Erde.
Sogleich nahm Silvester den Zaum des
Pferdes und die Lanze seines Gefährten
und in den nehmlichen Augenblicke ver-
breitete sich eine große Finsterniß, mit ei-
nen sehr starken Regen begleitet, der
gleichwohl, so groß ist die Gewalt des
Schlafs! den Kascho nicht aufweckte.
Als der Regen aufgehört hatte, ward
das Wetter heiter, der Tag brach an und
Silvester gerieth in Verzweiflung, daß
er das Helle nicht eher wahrgenommen
hatte. Doch vielleicht hatte er, während
daß sein Kamrad ausruhete, auf dem
Pferde selber geschlafen. Denn ich erin-
nere mich, einen Reuter gekannt zu ha-
ben, der schlafend ohngefähr vier Meilen
ritt, und ungeachtet man mit ihm redete,
und er sogar in Gefahr war, durch sein

Pferd getödtet zu werden, doch keineswe-
ges aufwachte.

Als Silvester gesehen hatte, daß es Tag war, rufte er den Kascho, stieß ihn mit der Spitze der Lanze an, um ihn aufzuwecken und sagte zu ihm, daß, weil sie lange geschlafen hätten, es ihnen beynahe unmöglich wäre, nicht in die Hände der Barbaren zu fallen Kascho stieg wieder aufs Pferd und ritt mit dem Silvester den kleinen-Galopp. Allein, der Tag entdeckte sie, und plötzlich hörte man zu beyden Seiten des Sumpfes nichts als Geschreye, Trompeten, Pauken und andere Instrumente. Die Indianer kamen auf Kähnen aus dem Schilfe hervor, erreichten den Durchweg und erwarteten da die beyden Spanier, welche, weit entfernt, den Muth zu verlieren, sich durch das Andenken an die Gefahr ermunterten, welcher sie so eben auf der Erde ausgesetzt gewesen waren und warfen sich herzhaft ins Wasser, durch welches sie paßiren musten. Man bedeckte

sie dann mit Pfeilen; weil sie aber geschwind ritten und wohl bewaffnet waren, so entwischten sie, ohne eine Wunde zu bekommen; welches, in Betrachtung der Menge Pfeile, die man auf sie abschos, ein großes Glück war. Inzwischen wurde der Lärm, welchen die Barbaren machten, von den Truppen gehört, welche von dem Sumpfe nicht weit entfernt waren; und weil man etwas muthmaßte, so machten sich dreißig Reuter auf und begaben sich an den Durchgang. Tovar, der vortheilhaft beritten war, befand sich an der Spitze. Er war kühn und liebte den Ruhm; denn ungeachtet er wußte, daß er bey dem Soto übel angeschrieben stund, und daß seine Handlungen nicht geachtet werden würden, so unterließ er dennoch nicht, als ein beherzter Mann zu dienen. Allein dieß konnte ihn bey dem Generale nicht wieder in Gunst setzen. Im Gegentheil schien es, als ob es ihm schmerzte, so viel Tugend bey einem Menschen zu sehen, gegen welchen er so vielen Wiederwillen hatte. Es wä-

re also beßer gewesen, daß Tovar den Dienst verlassen hätte, als daß er hartnäckig darauf bestund, die Freundschaft Sotos wieder gewinnen zu wollen. Selten geschiehet es, daß die Großen verzeihen, wenn sie sich einmal einbilden, daß man sie beleidigt habe.

Funfzehendes Kapitel.

Silvesters Zurückkunft.

Da die Indianer die beyden Spanier zum Wasser hinaus verfolgten, so wurden sie den Succurs gewahr, und eilten aus Furcht, gemißhandelt zu werden, wieder zurück. Silvester kam daher bey dem Moskoso im Lager an, welcher, nachdem er den Befehl des Generals vernommen hatte, in aller Eil Lebensmittel zusammen holen ließ und dreyßig Reutern, sie zu decken, befahl. Indessen hielt sich Silvester ohngefähr drey viertel Stunden auf, um ein wenig Hirsen und Käse zu essen; denn weiter fand man da nichts

nichts, und nachdem alles fertig war, trat er, von seiner Bedeckung begleitet, seinen Rückweg an, und führte zwey mit Käse und Zwieback beladene Mauleſel mit sich. Kaſcho, den man nicht beordert hatte, wieder mit umzukehren, blieb bey dem Moſkoſo, welcher seinen Leuten, sich zum Marſche bereit zu halten, Befehl gab. Mittlerweile giengen Silveſter und seine Bedeckung durch den Sumpf, ohne daß der Feind, sie anzugreifen, Miene machte und kamen um zwey Uhr des Nachts da an, wo der General sie erwarten wollte. Da sie ihn aber daſelbſt nicht fanden, so waren sie hierüber äuſerſt mißvergnügt, und kampirten da auf folgende Weiſe: Einen Theil der Nacht ritten zehn Reuter auf Kundſchaft aus, eine gleiche Anzahl wachte und ließ die Pferde völlig geſattelt weiden, während dem, daß die übrigen ein wenig Ruhe genoßen, damit ein jeder arbeiten, wechſelsweiſe ſchlafen, und man nicht von dem Feinde überfallen werden möchte. So bald es Tag war, entdeckte man die

Spur des Generals in dem Sumpfe *), über welchen man setzte, ehe sich die Indianer von dem Durchwege Meister machten. Denn hätten dieselben sich dessen einmal bemächtigt gehabt, so würden die Spanier, ihn zu gewinnen, Mühe gehabt haben, weil sie alsdenn genöthigt gewesen wären, in dem Wasser bis an die Schuldern zu fechten, ohne sich weder zurück ziehen, noch mit Vortheil angreifen zu können, an statt, daß die Feinde welche Kähne hatten, die sie sehr geschwind führten, nach ihren Gefallen von nahem und von weitem schießen konnten. Gleichwohl bedienten sich selbige dieser Gelegenheit nicht, wovon man die Ursache nicht anzugeben weiß; es müste denn darum geschehen seyn, weil sie gewiße, zum Streite glückliche Tage beobachten. Endlich nach einem Marsche von sechs Meilen fand die Bedeckung den Soto in Thälern voller Hirsen, der so hoch war, daß man ihn zu Pferde abpflücken konnte.

Da

*) Dies konnte darum geschehen, weil der Sumpf an einigen Stellen trocken war. A. d. V.

Da sie aber gewaltig hungerte, so aßen sie ihn roh und dankten Gott, daß sie ihn hatten. Der General empfieng den Silvester mit Freuden, und als er von ihm erfuhr, was für Widerwärtigkeiten er ausgestanden hatte, so lobte er ihn öffentlich und versprach ihm, sich für seine Dienste erkenntlich zu beweisen. Er sagte ihm hierauf, daß er darum nicht an dem verabredeten Orte geblieben wäre, weil seine Leute den Hunger nicht mehr hätten ertragen können, und weil er geglaubt habe, daß die Barbaren ihn unterweges getödtet hätten. Als er aufgehört hatte zu reden, meldete man ihm, daß Moskoso den Sumpf paßirt sey, ohne daß sich der Feind widersetzt habe, und daß nachdem er in drey Tagen an einem zweyten auf der andern Seite befindlichen Durchweg gekommen, er abermals drey Tage zugebracht habe, um sich aus demselben, weil er lang und voller Wasser war, heraus zu ziehen. Er erhielt auch Nachricht, daß Moskoso und seine Truppen Mangel an Lebensmitteln litten, und schickte

ih-

nen Hirsen; worüber sie sehr erfreut waren. Nach diesen begaben sie sich in die Provinz Akuera, wo der General war.

Sechzehendes Kapitel.

Provinz Akuera.

Die Landschaft Akuera liegt, in Ansehung der von Urribarakuri, von welcher sie ohngefähr zwanzig Meilen entfernt ist, gegen Norden. Da aber der Kazike von Akuera, bey der Ankunft der Truppen in seiner Provinz, sich geflüchtet hatte, so fertigte man eiligst einige gefangene Indianer an ihn ab, welche Befehl hatten, ihn zu einem Bündniße mit den Spaniern, die tapfer, und sein Gebiete und seine Unterthanen zu ruiniren, im Stande wären, zu vermögen. Inzwischen hätten dieselben diesen äußersten Schritt bis jetzt noch nicht gethan, weil ihr Vorhaben blos wäre, die Einwohner des Landes durch Gelindigkeit unter den Gehorsam ihres Herrn des Königs von

Spa-

Spanien, zu bringen. Dieß sey die Ursache, warum sie mit ihm zu reden und ihn von dem Befehle den sie hätten, mit den Kaziken zu unterhandeln, zu belehren wünschten. Akuera antwortete, daß, da die Spanier bereits ins Land eingerückt wären, er dieselben für nichts, als Landstreicher erkennete, die von Straßenraube lebten und diejenigen ums Leben brächten, die ihnen nichts zu Leide gethan hätten. Mit einer so verabscheuungswürdigen Nation wolle er weder Friede noch Gemeinschaft haben, und so brav sie auch seyn möchten, so würden sie Leute finden, die es eben so wohl wären, als sie. Er erkläre ihnen von nun an den Krieg, ohne es gleichwohl mit ihnen zu einer Schlacht kommen zu lassen; er werde ihnen aber so viele Hinterhalte legen, daß er sie gänzlich aufreiben werde. Er habe so gar befohlen, daß man ihm alle Wochen zwey Christenköpfe bringen sollte; ein Mittel, sie um desto leichter auszurotten, da sie noch dazu keine Weiber hätten.

Was den Gehorsam anbeträfe, den man ihren Fürsten erweisen sollte, so sollen sie wissen, daß es für freye Leute die äusserste Niederträchtigkeit wäre, sich unter eine fremde Bothmäßigkeit zu begeben. Er und seine Unterthanen würden lieber das Leben, als die Freyheit verlieren, und man dürfe von einem Souveräne keine andere Antwort erwarten. Sie möchten also seine Landschaft unverzüglich verlaßen. Sie wären Elende, welche sich zu Gunsten eines andern aufopferten. Er schätzte sie also seiner Freundschaft unwürdig, und wolle weder ihre Befehle sehen, noch sie länger auf seinem Gebiete dulden. Der General, über diese trozige Antwort bestürzt, gab sich alle Mühe, den Kaziken zu gewinnen, aber vergebens. Die Armee verweilte in seiner Provinz, welche man sehr gut fand, zwanzig Tage, und man nahm daraus Mundvorräthe, um weiter zu gehen. Während dieser Zeit zwackten die Indianer die Spanier dermaaßen, daß sich ein Soldat nicht hundert Schritte, ohne

von ihnen getödtet zu werden, vom Lager entfernen durfte. Sie schnitten ihnen sogleich, daferne man ihnen nicht schleunig nachsetzte, den Kopf ab und brachten ihn ihrem Kaziken. In der That, waren sie äusserst aufgebracht. Des Nachts gruben sie die todten Christen heraus, theilten sie in Viertel, hingen sie an die Gipfel der Bäume und vollzogen die Befehle ihres Herrn mit solcher Herzhaftigkeit, daß sie ihm von siebzehn Soldaten die Köpfe brachten, ohne von denjenigen zu reden, die durch sie umkommen musten, oder die sie mit Pfeilschüßen verwundeten. Sie hingen retteten, nach geschehenen Angriffe, sich öfters so, daß die Unsrigen nur ohngefähr funfzig derselben niedermachten.

Siebzehendes Kapitel.

Einmarsch der Spanier in die Provinz Okaly.

Die Armee marschirte aus Akuera, ohne etwas anders darinnen gethan, als

ei-

einige Indianer getödtet zu haben. Sie nahm ihren Weg nach der Provinz Okaly, die von jener zwanzig Meilen entfernt war, und marschirte gegen Nord-Westen. Sie zog zwischen den beyden Landschaften durch eine Wüste, die zwölf Meilen lang, und mit Nußbäumen, Fichten und andern, in Spanien unbekannten Bäumen angefüllet war, die aber in einer so gleichen Weite von einander geordnet stunden, daß sie zum Vergnügen gepflanzt zu seyn schienen und einen angenehmen Wald bildeten.

Man fand in Okaly nicht so viele Sümpfe und schlechte Wege, als in den übrigen Gegenden. Da dieses Land höher und von der Küste weiter ablag, so konnte das Meer nicht so dahin kommen, wie in die übrigen Provinzen, welche niedriger und dem Meere näher lagen, wo dasselbe an gewissen Orten, bald dreyßig, vierzig, funfzig, bald sechzig und bisweilen gar hundert Meilen hinein drang. Es formirte darinnen große

Sümp

Sümpfe und machte das Erdreich dermaaßen schwankend, daß es fast unmöglich war, darüber hinweg zu gehen. Wirklich haben sich die Spanier auf solchen gefährlichen Wegen befunden, daß, sobald sie den Fuß auf den Erdboden setzten, er zwanzig bis dreyßig Schritte um sie herum schwankte. Und doch schien es, als wenn ein Pferd darüber hinweg galoppiren könnte. Man hätte niemals geglaubt daß es sonst nichts, als hartgewordener Schlam und darunter Waßer und Koth wäre. Nichtsdestoweniger, wenn das Obere einbrach, so versanken Menschen und Pferde und ertranken ohne Rettung. Daher hatten sie viel auszustehen, als sie diese Oerter paßiren musten.

Ich komme auf die Landschaft Okaly zurück. Hierinne fanden die Spanier mehr Lebensmittel, als in den andern Provinzen; der Boden war darinnen beßer und das Land angebauter. Sie bemerkten auch, daß je weiter die Gegenden von dem Mee-

re lagen, um desto bevölkerter waren sie, und einen desto größern Ueberfluß hatten sie an allen Arten von Früchten.

Da die Truppen durch die Wüste zwischen den beyden Provinzen hindurch marschieret waren, machten sie noch sieben Meilen. Sie trafen auf ihrem Wege zu beyden Seiten einige Häuser an und kamen alsdenn in die Hauptstadt, welche Okaly hieß und in welcher der Kazike Hof hielt. Allein er und seine Unterthanen hatten sich mit den besten Sachen, die sie hatten, in die Wälder begeben. Die Stadt Okaly bestund aus sieben hundert Häusern, in welche sich die Spanier einquartierten, weil sie darinne viel Hülsenfrüchte, Nüße, Rosinen und andere Früchte fanden. Zu gleicher Zeit schickte der General Indianer an den Kaziken, die ihn, Freundschaft mit ihm zu machen, bitten musten; allein er entschuldigte sich, daß er nicht so bald ausgehen könnte, und kam erst sechs Tage hernach zur Armee, wo, ungeachtet man ihm wohl aufnahm,

und er über das Bündniß Unterhandlung pflog, man gleichwohl, daß er etwas Böses im Schilde führete, urtheilte, welches man ihm aber, aus Furcht, ihn böse zu machen, nicht merken ließ. Das, was ich so eben erzählen werde, wird zu erkennen geben, daß man ihm in keinen falschen Verdachte hatte.

Es war bey Okaly ein tiefer Fluß, dessen steile Ufer eine Höhe von zwey Piken hatten. Diesen Fluß mußte man gleichwohl paßiren, und weil keine Brücke da war, so ward man einig, daß die Indianer eine von Holzwerk verfertigen sollten. Der Kazike und der General, von mehrern Spaniern begleitet, erwählten einen Tag, um den Ort zu besehen, wo man diese Brücke errichten wollte. Als sie den Entwurf dazu machten, so kamen über fünf hundert Barbaren, die sich an dem jenseitigen Ufer des Flusses im Gebüsche verborgen hatten, hervor und fiengen an, den Spaniern zuzurufen: Feige Spitzbuben! ihr wünschet eine Brücke zu haben,

aber wir werden euch keine bauen; und hiermit bedeckten sie dieselben mit Pfeilen. Der General dem diese Handlung verdroß, sagte hierauf, daß dieselbe, in Betracht des Bündnißes, welches man sich geschworen habe, gezüchtiget werden müße. Der Kazike hingegen suchte sich mit der Antwort zu entschuldigen, daß seine Unterthanen, sobald sie gesehen, daß er sich auf die Seite der Spanier neige, gegen ihn den Gehorsam verlohren hätten. Es stehe nicht in seinem Vermögen, sie zu bestrafen, und man könne ihm ohne Ungerechtigkeit ihren Fehler nicht beymeßen. Auf das Geschreye, welches die Barbaren machten, entwischte ein Windspiel, Brutus genannt, welchen ein Page des Generals an dem Stricke führte, und sprang ins Waßer. Die Spanier riefen ihn zwar zu, aber dies ermunterte ihn nur noch mehr auf die Indianer loszuschwimmen, welche ihm Kopf und Schultern mit mehr, als funfzig Pfeilen durchbohrten. Er schwamm jedoch bis an das andere Ufer, wo er beym Herausſteigen aus dem Waßer todt nie-

ders

derfiel. Die Christen wurden hiervon empfindlich gerührt, weil er ihnen, wie ich sogleich erzählen will, viel Dienste erwiesen hatte.

Einsmals kamen vier Indianer aus Neugierde ins Lager, um die Truppen, ihre Waffen und vornehmlich ihre Pferde, welche sie am meisten fürchteten, zu besehen. Der General, der ihr Vorhaben wußte und sie als die Vornehmsten der Provinz kannte, empfieng sie mit Höflichkeit, machte ihnen einige Geschenke und befahl, sie in einen besondern Zimmer zu bewirthen. Als sie sich satt gegessen hatten und sich von Niemanden beobachtet sahen, entflohen sie mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Spanier alle Hoffnung verlohren, sie einzuholen, und ihnen daher nicht folgten. Unterdeßen kömmt Brutus, setzt den Indianern, welche in einer Reihe hinter einander flohen, nach, springt, nachdem er sie erreicht hatte, vor dreyen vorbey und wirft sich auf den weitesten, den er zur Erde streckt.

Hierauf läßt er den folgenden heran kommen, reißt ihn ebenfalls nieder, und so macht er es auch mit den übrigen, als sie ihn nahe waren. Indem er sie nun alle auf einer Stelle beysammen hatte, sprang er auf den ersten, der Miene machte, sich aufzurichten, und hielt ihn unter vielen Bellen fest. Kurz, er machte ihnen so viel zu schaffen, daß sie bis zur Ankunft der Spanier, die sich ihrer bemächtigten und sie wieder ins Lager führten, liegen bleiben musten. Man sonderte sie sogleich von einander ab und fragte sie um die Ursache einer so wenig vernünftigen Flucht. Sie antworteten, daß sie sich blos in der Meynung, daß es ihnen bey ihren Landsleuten rühmlich seyn werde, sich auf diese Art den Händen der Christen entzogen zu haben, geflüchtet hätten, und daß ihnen daher Brutus eine sehr große Ehre raube. — Man erzählet noch ferner von diesem Windspiele, daß, als einstmals die Spanier und Indianer mit einander an dem Ufer eines Flußes gewesen, ein Indianer mit seinen Bogen einen Spanier geschla-

gen

gen sich sodann, nebst den übrigen Barbaren, ins Wasser geworfen und Brutus, der dieses gesehen, sie verfolgt, sich an ihn angehangen und ihn mitten im Waßer erwürgt habe. —

Auf diese Art haben die Windspiele bey der Eroberung der neuen Welt, bewundernswürdige Thaten gethan. So diente Becerillo auf der Insel Porto Rico den Spaniern so treflich, daß sie seinetwegen die Hälfte ihres ganzen Gewinnes seinem Herrn gaben. Nugnez von Balboa wollte ebenfalls, daß man mit fünf hundert Schildd'oren denjenigen belohnen möchte, dem Leoncillo gehörte, wegen der guten Dienste, die dieser Hund bey der Entdeckung des stillen Meeres geleistet hatte.

Achtzehendes Kapitel.

Provinz Vitaschuko.

Als Soto sahe, daß der Kazike ohne Nutzen im Lager blieb, sagte er zu dem-

selben, er fürchte, daß, wofern er länger darinne verweilte, seine Unterthanen sich völlig empören, oder, wenn sie glaubten, man hielte ihn gefangen, immer noch aufgebrachter werden möchten. Er bäte ihn also, wieder nach Hauße zu gehen. Wolle er ihn künftig wieder besuchen, so werde er ihm jederzeit viel Ehre erweisen. Okaly antwortete, daß er blos in der Absicht zu seinen Unterthanen zu gehen wünsche, um sie zu bewegen, sich dem Generale zu unterwerfen; falls er sie aber nicht dazu vermögen könne, wolle er gleichwohl wiederkommen und der ganzen Armee seine Ergebenheit bezeugen. Mit diesen Worten gieng er davon und hielt keins von allen seinen Versprechungen. Hierauf verfertigten die Spanier, durch Hülfe eines Genuesischen Ingeniers, Namens Franz, eine Brücke von Balken mit starken eichenen Bolen, die queer über mit Stricken zusammen gebunden waren. Da sie keinen Mangel an Holze hatten, so brachten sie ihr Vorhaben glücklich zu Stande, daß die Menschen und die Pferde sehr bequem

quem hinüber gingen. Allein, ehe dies noch geschahe, befahl der General seinen Leuten, sich in einen Hinterhalt zu legen, um einige Indianer zu fangen. Sie erwischten deren auch dreyßig, welche sie durch viele Versprechungen und Drohungen in eine Provinz führten, die sechzehn Meilen von Okaly entfernt lag. Das Land durch welches sie marschierten, war nicht bevölkert, aber angenehm, eben, voller Bäume und Bäche und schien sehr fruchtbar zu seyn.

Die Armee reiste acht Meilen in zwey Tagen. Am dritten, nachdem sie bis an den Mittag marschirt war, zog Soto, nebst hundert Reutern, und eben so viel Fußgängern, voraus, und indem er seinem Weg den übrigen Tag und die ganze Nacht hindurch fortsetzte, langte er gegen Morgen zu Oschilé an, welches eine von den Städten der Provinz Vitaschuko war. Diese Landschaft war bey zweyhundert Meilen lang und unter drey Brüdern vertheilt. Vitaschuko, der älteste von ihnen, führ-

te den Namen der Provinz und der Hauptstadt. Von zehen Theilen, welche diese Strecke Landes ausmachten, besaß er fünfe. Der zweyte, deßen Name nicht bekannt ist, hatte deren dreye, und der letzte, den man Oschilé hieß, von den Namen der Stadt deren Gebieter er war, hatte zweye. Man weiß die Ursache dieser Theilung nicht; denn in den übrigen Provinzen, die man entdeckte, waren die ältesten Söhne jederzeit die einzigen Erben. Aber vielleicht waren diese Theile durch eine Heyrath vereinigt und nachher unter die Kinder vertheilet worden. Oder Eltern, die ohne Erben gestorben waren, hatten sie dem Vater dieser drey Brüder unter der Bedingung hinterlaßen, daß sie auf diese Art unter seine Söhne getheilt werden sollten, um hierdurch das Andenken ihrer Wohlthäter zu erhalten. So natürlich ist dem Menschen das Verlangen, sich unsterblich zu machen, ja, so mächtig ist sogar dasselbe über die Gemüther der barbarischsten Nationen.

Die

Die Stadt Oschilé bestund aus funfzig Häusern, welche, um ihren Nachbarn zu widerstehen, befestigt wären, denn die meisten floridanischen Landschaften sind unter einander Feinde. Der General kam durch eine Ueberraschung in die Stadt Oschilé, indem er, um die Indianer in Erstaunen zu setzen, die Trompeten blasen und die Pauken schlagen ließ. Wirklich verließen, durch einen so unerwarteten Lärm erschreckt, verschiedene ihre Wohnung, in Willens sich zu retten, und fielen in die Hände der Spanier, welche, nachdem sie einige Gefangene gemacht hatten, auf die Wohnung des Kaziken losgingen. Dies war ein ziemlich schönes Gebäude, das eigentlich nur einen achtzig Fuß langen, und vierzig Fuß breiten Saal, mit vier Thüren, in den vier Ecken, und rings herum verschiedene Zimmer hatte, in welche man durch den Saal hinein ging.

Der Kazike, welcher Feinde auf dem Halse hatte, befand sich in diesem Hause, nebst einigen Kriegsleuten, zu welchen sich

schleu-

schleunig die meisten von seinen Unterthanen gesellten, als sie die Spanier Meister von der Stadt sahen Sogleich ergriffen sie sämmtlich die Waffen und machten sich zur Vertheidigung fertig. Allein vergebens! Man hatte schon die Thore gewonnen, uud suchte sie bald durch die Drohung, sie zu verbrennen, bald durch das Versprechen einer guten Behandlung zu nöthigen, sich zu ergeben. Nichts destoweniger blieb der Kazike unbeweglich, bis daß man verschiedene seiner Unterthanen, welche gefangen worden waren, zu ihm geführt hatte. Diese versicherten ihn, daß so viel Spanier vorhanden wären, daß er nicht daran denken dürfte, ihnen zu widerstehen. Sie hätten bisher noch Niemanden gemißhandelt; er werde also wohl thun, wenn er ihren Versprechungen trauete. Der Kazike ließ sich überreden, und wurde vom Soto, der ihn bey sich behielt und allen übrigen Indianern die Freyheit gab, höflich aufgenommen. Da aber dieser auf der andern Seite der Stadt ein Thal voller starkbewohnter und in einiger

Ent-

Entfernung von einander abstehender Häuser sahe, so glaubte er, daß es für ihn ganz und gar nicht sicher wäre, die Nacht in Oschilé zuzubringen, weil, wenn die Barbaren der Landschaft sich mit ihren Nachbarn vereinigten, sie ihn den Kaziken leicht entführen könnten. Er kehrte also eiligst zu seinen Truppen zurück, welche drey Meilen davon stunden und über sein Ausbleiben sehr bekümmert waren. Allein ihre Traurigkeit verwandelte sich in Freude als sie ihn, den Oschilé mit sich führend, wiedersahen, welchen sein Gesinde und verschiedene indianische Soldaten, die seinem Schicksale freywillig folgten, begleiteten.

Neunzehendes Kapitel.

Der Bruder des Oschilé kömmt ins Lager und sendet an den Vitaschuko.

Den Morgen drauf, nachdem Soto wieder zu seinen Truppen zurück gekommen war,

war, zogen sie in Schlachtordnung in das Land Oschilé ein und hatten an ihrer Spitze die Pauken und Trompeten, welche von ihrem Getöse alles in der umliegenden Gegend erschallen ließen. Als die Armee einquartirt war, bat der General den Oschilé, daß er an seine Brüder schicken möchte, um dieselben zum Frieden zu bewegen. Der Kazike ließ demnach seinen Brüdern wißen, daß die Christen in ihre Ländereyen eingerückt wären, daß dieselben keine andere Absicht, als die Freundschaft der Völker hätten, und daß, wenn man sie aufnähme, sie keine Verwüstung anrichteten, sondern sich blos damit begnügten, Lebensmittel zu ihrem Unterhalte zu nehmen, widrigenfalls aber ruinirten und vertilgten sie alles mit Feuer und Schwerdt. Daher ersuche er sie, sich mit demselben zu verbinden.

Der zweyte Bruder antwortete, daß er dem Oschilé für seine Nachricht danke und die Spanier zu sehen und kennen zu lernen verlange. Doch werde er nicht eher, als

nach

nach drey Tagen in das Lager kommen, weil er sich zu seiner Erscheinung erst vorzubereiten wünsche. Demungeachtet könne er sie immer seines Gehorsams versichern und in seinem Namen die Freundschaft, die sie ihm anböten, annehmen. Wirklich kam auch dieser Kazike drey Tage hernach zur Armee, von den schönsten und angesehensten seiner Unterthanen begleitet. Er grüßte dem Soto höflich und unterhielt die Officiere mit so vielem Verstande, daß man hätte meynen sollen, er wäre unter ihnen schon lange gewesen Die Spanier ihrer Seits empfiengen ihm mit großen Beweisen von Zuneigung, vergaßen nichts, was die Freundschaft der Kazike, die ihr Bündniß suchten, gewinnen konnte, unterstützten das Interesse derselben nachdrücklich und ließen auf ihrem Gebiete nicht die geringste Unordnung zu.

Vitaschuko, welcher der dritte Bruder war, antwortete nichts und behielt sogar diejenigen bey sich, die man an

ihn

ihn abgeschickt hatte. Seine beyden Brüder fertigten daher, auf Sotos Zureden andere Personen an ihn ab, welche ihn, den von den Spaniern ihm angebotenen Frieden anzunehmen, beschwören und ihm sagen musten, er möchte sich ja nicht einbilden, daß man sie schlagen könne, sie leiteten ihren Ursprung aus den Himmel her und wären die wahrhaftigen Söhne der Sonne und des Mondes. Mit einem Worte, sie ritten auf gewissen Thieren, die so geschwind liefen, daß man ihnen nicht entwischen könnte. Daher bäten sie ihn inständig, die Augen über das Unglück zu öffnen, welches ihm drohete, und die Verwüstung seines Landes, nebst dem Ruine seiner Unterthanen zu verhindern. Vitaschuko antwortete hierauf dermaaßen hochmüthig, daß es niemals eine Rodomontade gegeben hat, welche dem Stolze seiner Worte ähnlich gewesen wäre. Da man sich aber deßen nicht mehr hat erinnern können, so will ich blos die Antwort erzählen, die er seinen Brüdern gab. Er befahl den Ab-

ge-

geordneten derselben, ihnen zu sagen, daß sie sich wie junge Leute betrügen, die weder Verstand, noch Erfahrung hätten, daß sie den Feinden eine eingebildete Geburt und Tugenden beylegten, daß die Spanier weder die Söhne der Sonne, noch so tapfer wären, als sie sich überredeten, daß sie feige Memmen wären, sich ihnen in die Hände zu liefern, daß seit dem sie die Knechtschaft der Freyheit vorgezogen hätten, sie als Sklaven redeten und Menschen, gegen die sie nichts, als Verachtung haben sollten, lobten, daß sie nicht überlegten, daß die, deren Verdienste sie rühmten, nicht weniger grausam seyn würden, als die andern von eben der Nation, welche man bereits im Lande gesehen habe, daß sie insgesammt Schurken, Mörder, Räuber und, mit einem Worte, Kinder des Teufels *) wären, daß sie die Weiber entführ-

*) Wie muß doch diese heut zu Tage für Aberglauben gehaltene Lehre vom Teufel unter die alten heidnischen Amerikaner gekommen seyn? — Doch vielleicht, (denn mit Möglichkeiten suchen sich die Bestreiter bibli-

scher

führten, das Vermögen raubten, sich der wohnbaren Gegenden bemächtigten und ihren Unterhalt feigherzig durch Andrer Arbeit suchten. Hätten sie so viel Tugend, als man sagte, so hätten sie ihr Land nicht verlaßen, sondern es angebauet und sich nicht durch ihre Straßenräubereyen den Haß aller Menschen zugezogen. Man könne ihnen in seinen Namen sagen, daß sie seine Ländereyen nicht betreten möchten, außerdem würden sie den Fuß niemals wieder heraus setzen. — Sie würden alle darinnen umkommen. — Er werde sie auf eine grausame Weise verbrennen lassen.

Nach dieser Antwort sandte Vitaschusko mehrere seiner Unterthanen zu den Spaniern ins Lager. Bald kamen deren zweye, bald viere, welche den nehmlichen hohen Ton anstimmten und neue Drohungen, die noch schrecklicher waren, als

scher Dogmen gemeiniglich zu helfen,) hat der Verfaßer nicht recht gehört; oder, seine eigne Meynung untergeschoben. A. d. d. U.

als die ersten, von sich hören ließen. Denn dieser Barbar glaubte unsre Leute durch die mancherley Arten von Todesstrafen zu erschrecken, die er ihnen androhete. Er meldete ihnen bisweilen, daß, wenn sie seine Provinz betreten haben würden, so wolle er der Erde befehlen, sich aufzuthun und sie zu verschlingen; den Bergen, zwischen welchen sie marschirten, zusammenzustoßen und sie zu zerquetschen! den Winden, die Bäume, zwischen welchen sie hindurch gehen würden, mit der Wurzel herauszureißen und auf sie zu werfen; den Vögeln Gift in ihre Schnäbel zu nehmen und es zum Verderben seiner Feinde herab fallen zu lassen. Ein andermal wollte er die Wasser, die Kräuter, die Bäume und sogar die Luft dergestallt vergiften laßen, daß sich weder die Menschen noch die Pferde vor dem Tode sollten verwahren können. Hierdurch sollten die Spanier allen demjenigen zum Beyspiele dienen, welche künftig den Gedanken haben würden, wider seinen Willen auf sein Gebiete zu

kommen. Diese Träumereyen, welche den Charakter des Vitaschuko gnugsam anzeigen, bewogen die Christen, über ihn zu spotten. Indessen unterließen sie gleichwohl nicht, sich acht Tage in dem Lande der beyden Brüder, welche sie herrlich bewirtheten und ihnen ihre Dienstgeflissenheit um die Wette bezeugten, aufzuhalten. Da aber die, welche sie an ihren ältesten Bruder abgeschickt hatten, ihn nicht überreden konnten, so entschlossen sie sich, selbst zu ihm zu gehen. Sie theilten dem Generale dieses Vorhaben mit, welcher dasselbe billigte und ihnen für dem Vitaschuko verschiedene Geschenke gab. Diesen Barbaren rührte die Gegenwart seiner Brüder, welche ihm sagten, daß die Truppen auf sein Land losgingen und es gänzlich verheeren könnten. Er glaubte daher, daß er seinen Haß verbergen müsse, daß er schon einmal ihn öffentlich ausbrechen zu laßen Gelegenheit finden und die Spanier insgesammt, wenn sie sich auf die Freundschaft, die er ihnen schwören wollte, verlie-

ließen, ohne daß er für seine Person einige Gefahr liefe, zu vertilgen im Stande seyn werden. Aus dieser Ursache sagte derelbe zu seinen Brüdern: daß er sich bis auf diese Stunde nicht habe vorstellen können, daß die Spanier wirklich so viele Tapferkeit und so viele Verdienste besäßen. Da er aber endlich dessen versichert sey, so nehme er ihr Bündniß mit Freuden an. Doch wünschte er vorher, zu wissen, wie lange sie auf seinem Gebiete bleiben, und wie viel sie wenn sie wieder herausgingen, Lebensmittel nöthig haben würden? Die beyden Brüder sandten schleunig ins Lager, um diese Antwort zu überbringen. Sobald der General selbige erfuhr, so bat er sie, ihren ältesten Bruder zu versichern, daß die Truppen in seiner Gegend sich nicht aufhalten würden, und daß er nur so viel Lebensmittel, als er wollte, hergeben möchte, weil die Spanier nichts, als die Ehre seiner Freundschaft verlangten, mit der sie an allen Dingen einen Ueberfluß zu haben glaubten.

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft des Vitaschuko.

Vitaschuko war mit der Antwort des Generals so zufrieden, daß er, um sein Vorhaben desto geschickter zu verbergen, versicherte, daß er das Verlangen, die Spanier zu sehen, bey sich zunehmen fühlte. Er befahl daher den Vornehmsten seiner Provinz, sich, um mit ihm ins Lager zu gehen, in Bereitschaft zu halten, ingleichen Lebensmittel, nebst andern nöthigen Dingen herbey zu schaffen und in die Hauptstadt zu bringen, damit er die Christen mit Ehren darinne empfangen könnte. Hierauf reiste er, von seinen Brüdern und fünf hundert wohl bewaffneten Männern begleitet, und in sehr guter Ordnung ab. Nach einen Marsche von zwey Meilen traf er dem Soto an, welcher zu seinem Empfange sich näherte und bezeugte demselben seine Ehrerbietung, nebst großen Merkmalen von Freundschaft. Er ersuchte ihn auch

de-

demüthig, ihm das, was ihn der Affekt wider die Spanier zu sagen bewogen habe, zu verzeihen. Er sey zuvor von ihrer Aufführung übel unterrichtet gewesen. In Zukunft aber werde er ihnen die Ehre erweisen, die ihnen zukomme. Mit einem Worte, um die Beleidigung, die er dem Generale zugefügt habe, wieder gut zu machen, erkenne er ihn für seinen Oberherrn und versichere ihn, daß seine Unterthanen ihm blindlings zu gehorchen, bereit wären. Bey diesen Worten umarmte ihn Soto und versetzte, daß er sich dessen, was vorgegangen sey, nicht mehr erinnere. Er denke jezt nur an die Gewogenheit, die er ihm durch seine Liebe erwiese und trage aus Erkenntlichkeit dagegen Verlangen, ihm alle nur mögliche Dienste zu leisten. Der Obriste und die Hauptleute kamen hierauf, ihn zu grüßen und sich über seine Ankunft zu erfreuen; und nach einigen gewechselten Komplimenten rückten die Truppen in guter Ordnung in die Hauptstadt, die Vitaschuko hieß, ein. Sie hatte über zweyhun-

dert wohlverwahrte Häuser, und einige kleinere, welche die Vorstadt ausmachten. Die Armee nahm ihr Quartier in den Häusern, die am festesten waren. Die Kaziken und der General mit seiner Garde und seinem Gefolge bezogen das herrschaftliche Gebäude. Als sie hierinnen drey Tage beysammen gewohnt und geschmaußt hatten, baten die beyden Brüder um die Erlaubniß, wieder umzukehren. Soto bewilligte sie ihnen und ertheilte ihnen noch einige Geschenke, so daß sie sich höchstvergnügt wieder nach Hause begaben. Vitaschuko unterhielt hierauf die Spanier noch vier Tage, um sie desto sicherer zu machen und dasjenige, was er wieder sie im Sinne hatte, desto beßer zu bewerkstelligen. Dieses Vorhaben hatte ihn dermaaßen eingenommen, daß er ganz davon verblendet war. Daher, anstatt von seinen getreuen Freunden Rath anzunehmen, flohe er dieselben und theilte seinen Einfall nur solchen Personen mit, die ihm schmeichelten. Sehet da, so handeln gemeiniglich diejenigen, die sich zu sehr auf sich

selbst

selbst verlaßen und denen es daher niemals fehlen kann, sich die Strafe, welche ihre Unvorsichtigkeit verdienet, zuzuziehen.

Als nun endlich Vitaschuko der Begierde, die Truppen zu vertilgen, nicht länger widerstehen konnte, so versammelte er fünf Tage nach der Abreise seiner Brüder vier Indianer, welche dem Generale zu Dolmetschern dienten. Diesen entdeckte er seinen Entschluß, und wie leicht es ihm sey, denselben auszuführen, weil sich die Spanier auf seine Freundschaft verließen, und nicht den geringsten Verdacht wieder ihn hätten. Deswegen habe er mehr, als zehen tausend seiner Unterthanen, lauter starke und unternehmende Leute, versammelt, und ihnen anbefohlen, ihre Waffen in den nächsten Walde zu verbergen, in die Stadt aber, mit Holze und Mundvorräthen beladen zu kommen, und wieder unter dem Scheine, als wollten sie den Feinden Dienste erweisen, heraus zu gehen, damit selbige, wenn sie nichts argwohnten, auch nicht auf ihrer Hut wären. Er fügte hin-

zu, daß er alle seine Unterthanen auf einer großen Ebene in Schlachtordnung stellen, den General sie zu besehen ersuchen und hierauf zwölf der stärksten und herzhaftesten Indianer beordern wolle, diesen Befehlshaber zu begleiten, unter dem Vorwande, ihm Ehre zu erweisen, und ihm sodann mitten aus dem Bataillon, wenn sie eine günstige Gelegenheit dazu gewahr würden, hinweg zu nehmen. Unterdeßen sollten die übrigen auf die Spanier, welche, über eine so kühne Handlung erstaunt weder Zeit haben würden, sich zu erholen, noch sich zum Widerstande in Verfaßung zu setzen, losbrechen. Darauf, fuhr er fort, gleich als wenn ihm seine Absichten schon gelungen wären, zu versichern, daß er an denen, die in seine Hände fallen würden, alle die Todesstrafen, die er ihnen angedrohet habe, ausüben und dazu Feuer, Gift und andere Plagen anwenden wolle. Kurz, es solle keine Todesart zu erdenken seyn, deren er sich nicht, sie zu martern, bedienen wolle.

Nach diesen Worten des Vitaschuko, befahl er den Dollmetschern, ihm ihre Meynung zu sagen, unter der Verwarnung, sein Geheimniß nicht zu entdecken. Hiernächst versprach er denselben, daß er ihnen, wenn er seiner Rache eine Gnüge gethan haben würde, beträchtliche Ehrenstellen und reiche Weiber geben wolle, falls sie nehmlich in seinem Gebiete zu bleiben, Lust hätten, wo nicht, so wolle er sie bis in ihre Landschaft geleiten laßen, und mit Gunstbezeugungen überhäufen. Sie möchten doch nur überlegen, daß die Spanier sie wie Sklaven behandelten, sie in so entfernte Himmelsgegenden schleppten, daß sie alle Hoffnung verlieren müßten, ihr Vaterland wieder zu sehen, daß sie nicht nur ihnen, sondern dem ganzen Lande Unrecht thäten und nichts anders zur Absicht hätten, als ihnen Freyheit, Vermögen, Weiber und Kinder zu rauben und sie alle Tage mit einer neuen Abgabe zu belegen. Endlich, weil sein Vorhaben nur auf den Ruhm und das Interesse der Völker gerichtet sey, so bitte er sie bey

allem, was sie am liebsten hätten, ihm mit ihrem Rathe an die Hand zu gehen.

Die Dolmetscher antworteten, seine Unternehmung sey erhaben und eines großen Herzens würdig. Seine Maaßregeln schienen ihnen wohl gefaßt zu seyn. Ohnfehlbar werde er auch in seiner Hoffnung nicht getäuscht werden. Das land werde ihm seine Erhaltung, und die Völker ihre Ehre, ihr Vermögen und Leben zu verdanken haben. In dieser Hinsicht versprächen sie ihm eydlich, sein Geheimniß nicht bekannt zu machen und seine Befehle blindlings zu vollziehen. Kurz, weil sie mit nichts, als mit ihren guten Wünschen zu dem glücklichen Ausgange einer so rühmlichen Handlung beytragen könnten, so bäten sie die Sonne und den Mond, dieselben zu begünstigen.

Ein- und zwanzigstes Kapitel.

Verfolg der Unternehmung des Vitaschuko.

Vitaschuko und die Dolmetscher verließen einander mit vieler Freude. Diese hofften, bald in Freyheit gesetzt, zu Ehrenstellen erhoben und mit reichen Weibern verheurathet zu werden. Jener aber bildete sich ein, er habe seine Absichten schon rühmlich zu Stande gebracht — seine Nachbarn würden ihm anbeten, — alle Völker des Landes ihn für ihren Befreyer erkennen. — Ihm war es schon, als wenn er die Lobsprüche vernähme, welche ihm für so eine erlauchte Handlung zukämen, und als wenn er die Weiber samt den Kindern, nach der Gewohnheit des Landes, vor sich tanzen sähe und Lieder singen hörte, welche seine Tapferkeit und den glücklichen Ausgang seiner Unternehmung ausbreiteten. Von diesen eiteln Einbildungen aufgeblasen, ließ er seine Hauptleute kommen, nicht, um ihre Mey-

nung über irgend etwas zu vernehmen, sondern um ihnen zu befehlen, was sie ausführen sollten. Er sagte zu ihnen, daß er im Begriff wäre, mit einem unsterblichen Ruhme gekrönt zu werden, daß er sogar denselben schon zum Voraus genösse, daß es aber von ihrem Muthe, ihn mit Ehre zu überhäufen, abhinge, daß er sie daher beschwöre, die Christen herzhaft anzugreifen unter ihnen eine solche Niederlage, als er sich sie ausgedacht habe, anzurichten. — Seine Hauptleute erwiederten ihm, die Ehrerbietung die sie für ihm hätten, sey so groß, daß er nur befehlen dürfe, so würden sie ihm als beherzte Leute gehorsamen. Ueber ihre Antwort vergnügt, schickte sie der Kazike mit dem Versprechen zurück, daß er ihnen in Kurzem von dem, was sie zu thun hätten, Nachricht geben wolle. Unterdessen überlegten die Dolmetscher, denen sich Vitaschuko anvertrauet hatte, daß seine Unternehmung, wegen der Herzhaftigkeit der Spanier und der Wachsamkeit des Soto, nicht gelingen könne. Ueberdieß, da in

ihnen die Furcht vor der Gefahr, welcher sie sich aussetzten, die Hoffnung, belohnet zu werden, besiegte; so glaubten sie, daß ihr besonderer Vortheil sie verbinde, ihre Treue zu verletzen. Sie gingen also zum Ortis, welchem sie die Verrätherey entdeckten und zugleich auftrugen, dem Generale davon Nachricht zu geben. Dieser berief alsobald seinen Rath zusammen, worinnen beschloßen wurde, daß man sich nichts merken laßen und die Soldaten insgeheim warnen müße, auf ihrer Hut zu seyn und zwar mit einer anscheinenden Nachläßigkeit, damit die Barbaren nichts argwohneten. Man glaubte sogar, daß man, um sich des Vitaschuko zu versichern das nehmliche Mittel, deßen sich derselbe, um den General zu fangen, bedienen wolle, anwenden müße. Daher beorderte man zwölf der robustesten Soldaten, sich neben dem Generale zu halten, wenn derselbe auf die Bitte des Vitaschuko, ausgehen werde, die Indianer in Schlachtordnung zu sehen; und man war immer munter, um alle Tritte des Bar-

baren, auf eine schlaue Art zu beobachten.

Als nun der Tag, an welchem alles ausgeführt werden sollte, angebrochen war, so bat der Kazike den Soto, daß er kommen und seine Unterthanen auf dem Lande, wo sie ihn in Schlachtordnung erwarteten, besehen möchte, wobey er ihn versicherte, daß seine Gegenwart sie antreiben werde, es gut zu machen; auch werde er zugleich sehen, wie zahlreich und geschickt sie wären, und ob sie sich auf den Krieg verstünden. Da Soto sich nichts merken ließ und sich stellte, als ob er sich gar nicht in Acht nähme, so gab er zur Antwort, daß es ihm eine große Freude machen werde, die Indianer unter den Waffen zu sehen, und daß er, um die Musterung zu verschönern, und zu ihrer Zufriedenheit beyzutragen, die spanische Kavallerie und Infanterie ausrücken lassen wolle, damit sowohl die einen, als die andern, ihre Kriegsübungen verrichten und mit einander zum Vergnügen

scharmußiren könnten. Vitaschuko wünschte zwar nicht, daß man ihm so viel Ehre erweisen möchte, gleichwohl hielt ihm seine Leidenschaft dergestallt gefeßelt, daß er zu allem seine Einwilligung gab Er verließ sich auf die Tapferkeit seiner Unterthanen und glaubte, daß er seine Unternehmung ohne Mühe zu Stande bringen werde.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Niederlage der Indianer.

Als die Truppen von beyden Seiten unter den Waffen waren, marschirten die spanische Kavallerie und Infanterie in Schlachtornung heraus; der General aber ging mit dem Kaziken zu Fuße. Neben der Stadt war eine große Ebene, welche auf der einen Seite an einen Wald und auf der andern an zwey Sümpfe stieß. Der erste dieser Sümpfe war eine Art von Weiher, oder Teiche, deßen Grund sehr gut, das Wasser aber so tief war, daß man

vier Schritte vom Ufer nicht mehr fußen konnte. Der zweyte war drey viertel Meilen breit und so lang, daß man ihn nicht aussehen konnte. Die Indianer lagerten sich zwischen diesem Walde und diesen Morästen und hatten diese zur Rechten und jenen zur Linken. An der Zahl waren sie beynahe zehn tausend Mann stark, lauter schöne und auserlesene Leute, mit Federn auf den Köpfen, die so geordnet waren, daß sie davon grösser als gewöhnlich zu seyn schienen. Nachdem sie sich gelagert hatten, verbargen sie ihre Waffen unter der Erde, um zu zeigen, daß sie nichts böses im Sinne hätten und formirten ein sehr schönes Bataillon, in Gestallt des neuen Mondes. So erwarteten sie ihren Herrn und dem General, die beyde mit dem Vorsatze kamen, sich einer des andern zu bemächtigen, jeder mit zwölf Personen begleitet. Die spanische Infanterie marschirte von der Seite des Waldes und die Kavallerie in der Mitte der Ebene, dem Generale zur Rechten, der, als er kaum da angekommen war, wo ihn Vitaschuko fan-

gen

gen laßen wollte, demselben zuvorkam, und zum Zeichen des Angriffs eine Musquete abfeuern ließ. Die zwölf Spanier bemächtigten sich sogleich des Kaziken. Die Indianer suchten ihn zwar zu retten, aber ihre Bemühungen waren vergebens.

Der General, der unter seinen Kleidern bewaffnet war, hatte befohlen, daß man ihm zweye seiner besten Pferde bereit halten sollte. Daher, als der Barbare gefangen war, bestieg er das Pferd, Azeituno genannt, und griff das Bataillon der Indianer an. Denn so war immer seine Gewohnheit, daß er andere durch sein Beyspiel aufmunterte und als der erste blindlings in die Gefahr hinein ging. Denn er hätte den Sieg nicht für schön gehalten, hätte er denselben nicht mit Gefahr seines Lebens erworben. Auch hielt man ihn für einen von den vier tapfersten Generalen, die in das abendländische Indien gekommen waren: allein er schonete sich nicht genugsam. — Die Indianer, die nunmehr zu ihren Waffen gegriffen hatten

empfiengen ihn beherzt und verhinderten ihn, ihr Bataillon zu trennen. Zu eben der Zeit, als er die ersten Glieder in Unordnung brachte, schoßen sie nach ihm und durchbohrten den Azeituno mit acht Pfeilen. Dieses Pferd stürzte todt zur Erden; denn auf selbiges zielten sie vornehmlich, und selbst in allen andern Gefechten, suchten sie mehr die Pferde, als die Menschen zu tödten, in der Einbildung, daß der Todt jener wichtiger für sie sey, als der Todt dieser.

Nach gegebenen Signale brachen unsere Leute auf die Indianer ein und die Kavallerie folgte hinter dem Generale so dichte her, daß sie ihm zu Hülfe kam, ehe er verwundet wurde. Viota aber, einer von seinen Pagen, stieg, als er das Pferd seines Herrn getödet sahe, ab, und gab ihm das seinige. Sogleich stürzte der General über die Barbaren her, welche ohne Piken 300 Pferden nicht widerstehen konnten, und begaben sich insgesammt auf die Flucht, sie, welche sich vorher,

alle

alle Spanier auszurotten, gerühmet hatten.

Als das Bataillon getrennet war, flüchteten sich die Indianer gegen zehn Uhr des Morgens zum Theil in den Wald, zum Theil in den Teich. Die von den Nachtruppen zerstreuten sich auf der Ebene; daher man deren mehr, als dreyhundert tödtete und verschiedene gefangen nahm. Demungeachtet wurden die von den Vorder-Truppen, welche die tapfersten waren noch übler behandelt. Denn nachdem sie den ersten Anfall und die Wuth der Pferde ausgehalten hatten und die Flucht ergreifen musten, konnten sie weder den Wald noch den Sumpf erreichen, welches die besten Zufluchtsörter waren. Daher sich mehr, als neun hundert in den Teich warfen. Unterdeßen verfolgten die Spanier die andern vergebens bis in den Wald und kamen an den Teich wieder zurück, um die noch übrige Zeit des Tages die Barbaren, die sich hinein geflüchtet hatten, zu zwacken. Bald schossen sie mit

Pfeilen, bald mit Musqueten nach ihnen, blos um sie zu nöthigen, sich zu ergeben; denn weil sie nicht entwischen konnten, so wollten ihnen unsere Leute nichts böses zufügen. Die Indianer ihrer Seits vertheidigten sich tapfer, und verschoßen an den Spaniern alle ihre Pfeile. Allein da sie mit den Füßen keinen Grund hatten, so gab es ihrer viele, die zu dreyen und vieren in einer Linie schwammen und auf ihren Rücken einen von ihren Kameraden trugen, der so lange schoß, bis er keine Pfeile mehr hatte. Auf diese Art schlugen sie sich den ganzen Tag, ohne daß sich ein einziger ergeben wollte. Als es Nacht geworden war, umringten unsre Leute den Teich. Die Reuter postirten sich zwey und zwey in gewißen Entfernungen und die Fußgänger sechs und sechs in einem kleinem Abstande von einander, aus Furcht, daß sie ihnen durch Hülfe der Dunkelheit entwischen möchten. Wenn sie dieselben dem Ufer sich nähern hörten, so versprachen sie ihnen anfänglich alle Arten von guten Behandlungen und, wenn dieses nichts

hel-

helfen wollte, bedroheten sie sie und schos-
sen nach ihnen, um sie vom Ufer zurück
zu halten und durch die Fatiguen des vie-
len Schwimmens zu nöthigen, sich schleu-
nig zu ergeben.

Drey- und zwanzigstes Kapitel.

Entschluß der Indianer und ihr Her-auskommen aus dem Teiche.

Man brachte den grösten Theil der Nacht zu, die Indianer zu zwacken, wel-che, ohne die geringste Hoffnung auf Bey-stand, lieber sterben, als sich ergeben woll-ten. Jedoch fingen auf Ortis Zureden, die entkräftetsten an, nach der Reihe aus dem Teiche zu gehen, aber so langsam, daß mit Tages Anbruche noch nicht funf-zig heraus waren. Die andern, welche sahen, daß man ihre Kameraden wohl behandelte, ergaben sich in größrer Anzahl. Nichtsdestoweniger kamen sie mit so vielen Widerwillen, daß die meisten, als sie schon am Ufer waren, sich wieder ins

Wasser warfen und nicht eher, als bis sie die höchste Noth dazu zwang, heraus gingen, so daß einige vier und zwanzig Stunden darauf herum schwammen. Des Morgens, als es schon hoch Tag war, ergaben sich ohngefähr zwey hundert, aber so von eingeschluckten Wasser aufgeschwollen, so von Hunger, Mattigkeit und Schlaf mitgenommen, daß sie halb todt zu seyn schienen. Endlich gingen die übrigen auch heraus, bis auf sieben, die nichts dazu bewegen konnte und die im Wasser umgekommen seyn würden, wenn nicht der General, sie heraus zu ziehen, vor Abends befohlen hätte. Zwölf große Schwimmer warfen sich also in den Teich, und faßten sie bey den Beinen, Armen und Haaren an und zogen sie ans Ufer. Die armen Indianer sahen zum Erbarmen aus, als sie auf dem Sande ausgestreckt da lagen, mehr todt, als lebendig, und in einem Zustande, den man sich leicht von Menschen, die dreyßig Stunden lang im Wasser und im Schwimmen gefochten hatten, vorstellen kann. Unsre Leute, die

da-

davon gerührt wurden und ihre Herzhaftigkeit bewunderten, trugen sie in die Stadt wo sie ihnen Beystand leisteten und darinnen mehr durch die Güte ihres Temperaments als durch die Kraft der Heilungsmittel unterstützt wurden. Als man sie hierauf ein wenig wieder hergestellt sahe, ließ der General sie zu sich rufen und fragte sie mit einem verstellten Unwillen, warum sie in den jämmerlichen Zustande, in welchem sie sich gesehen hätten, dem Beyspiele ihrer Kameraden nicht gefolgt wären. Da antworteten viere, jeder ohngefähr von fünf und dreyßig Jahren, durch einen unter ihnen, daß sie zwar die ihnen drohende Gefahr gekannt, gleichwohl aber, um für die Bedienungen, die ihnen Vitaschuko unter seinen Truppen gegeben, und für die gute Meynung, die er von ihrer Tapferkeit habe, erkenntlich zu seyn, sich für verbunden gehalten hätten, zu zeigen, daß sie seiner Gnade nicht unwürdig wären und daß er sich in der Wahl ihrer Personen nicht geirret habe. Ueberdies hätten sie ihren Kindern ein Beyspiel der Treue

und des Muthes hinterlassen und durch ihre Tapferkeit alle übrige Hauptleute unterrichten wollen. Sie wären also zu beklagen, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten, und das Mitleiden, so man mit ihnen gehabt habe, wäre für ihre Ehre sehr grausam. Demungeachtet aber hätten sie gegen das Gute, das man ihnen zu erweisen gemeynet, viele Empfindlichkeit. Man werde aber die Gunstbezeugungen, welche sie erhalten, noch vermehren, wenn man ihnen das Leben raubte. Denn da sie für den Dienst des Vitaschuko nicht gestorben wären, so würden sie es niemals wagen, weder in der Welt, noch vor ihm zu erscheinen.

Der General bewunderte diese Antwort und wendete sich gegen die übrigen Indianer, welches junge Herren von achtzehn bis neunzehn Jahren waren. Er frägte sie, was sie bewogen habe, mit solcher Hartnäckigkeit im Wasser zu bleiben, da sie doch bey der Armee keine Bedienung hätten? Sie antworteten ihm, daß sie,

weder

weder in der Absicht, seine Truppen zu ruiniren, noch in der Hoffnung, Beute zu machen, noch um die Freundschaft irgend eines Kaziken zu gewinnen und von ihm eine Belohnung zu erhalten, aus ihren Häusern gegangen wären; sondern blos um sich in dem Treffen, welches man mit den Christen habe halten wollen, einen Namen zu erwerben. Man habe sie jederzeit belehrt, daß der Ruhm, den man in den Schlachten erlange, groß und beständig sey. In Betrachtung deßen hätten sie sich der Gefahr, worinnen er sie gesehen, und woraus er sie auf eine so großmüthige Art befreyet habe, daß sie nunmehro sich gern seinen Diensten aufopfern wollten, ausgesetzt. Sie fügten hinzu, daß, da sich das Glück für ihn erklärt und ihnen einen Sieg geraubt habe, welcher sie mit Ehre überhäuft haben würde, so hätten sie sich in den traurigen Zustande gesehen, in welchem sich die Besiegten gemeiniglich befänden. Gleichwohl aber hätten sie gelernet, daß, wenn sie ihr Unglück mit Standhaftigkeit ertrügen, sie

sich

sich empfehlungswürdig machen könnten, weil der Ueberwundene, der blos für die Freyheit gekämpft habe, nicht weniger Lob verdiene, als derjenige, welcher sich bey seinem Siege weislich beherrsche. Daher dürfte man sich nicht verwundern, wenn sie, von diesen Maximen unterrichtet, eben so viel Muth, als die Hauptleute, hätten blicken lassen. Im Gegentheile behaupteten sie, daß, weil ihre Geburt sie zu höhern Aemtern, als diese Officiere, bestimmte, sie auch tapferer, als sie, zu fechten verbunden wären. In dieser Absicht hätten sie zeigen wollen, daß sie sich bestrebten, ihren Vätern zu folgen, indem sie die Beyspiele von Großmuth, die ihnen selbige gegeben hätten, nachzuahmen suchten. Ja! sie hätten ihnen sogar, daß sie, ihre Kinder zu seyn, würdig wären, zeigen und sie für ihren Verlust durch einen glorreichen Tod trösten wollen. Endlich, daferne diese Betrachtungen, sie bey ihm zu entschuldigen, vermögend wären, so wollten sie seine verzeihende Gnade hiermit anflehen;

wo

wo aber nicht, so reichten sie ihren Kopf dar. Es sey dem Sieger erlaubt, sich des Sieges nach seinem Gefallen zu bedienen *).

Diese Rede, vereint mit dem Muthe, dem guten Ansehen und dem Unglück dieser jungen Herren, preßte den meisten Spaniern, die gegenwärtig waren, Thränen aus. Der General selber empfand gegen sie Mitleiden und sagte zu ihnen, indem er sie umarmte, daß er von ihren Handlungen auf ihre Geburth schlöße, daß die, welche so viel Standhaftigkeit besäßen, als sie hätten blicken lassen, über andere zu befehlen verdienten, und daß er aus dieser Ursache sich besonders freute, ihnen das Leben erhalten zu haben. Sie sollten sich aber keinesweges bekümmern; er mache sich das größte Vergnügen

gen

*) Diese Rede scheint mir für die damals rohen und ungebildeten Floridaner sehr übertrieben zu seyn. Doch man lese, was der Verfaßer weiter unten, (im 28. Kap. dieses zweyten Buchs,) zu seiner Rechtfertigung saget. A. d. d. Uebers.

gen daraus, sie in Freyheit zu seßen. Wirklich sandte sie auch der General, nachdem er sie blos zwey bis drey Tage, um ihnen seine Gewogenheit zu bezeugen, bey sich behalten hatte, von einigen ihrer gefangenen Bedienten begleitet, wieder zurück, gab ihnen allerley Geschenke für ihre Väter und zugleich den Befehl mit, ihnen ihr Bündniß anzutragen und die Art zu erzählen, auf welche er sie behandelt habe.

Diese Indianer nahmen, nach vielen Danksagungen, den Weg wieder in ihr Land, höchst zufrieden mit dem Generale, der den andern Morgen dem Vitaschuko, nebst den gefangenen Hauptleuten, rufen ließ und zu denselben sagte, daß ihre Aufführung strafbar wäre, weil sie, unter dem Scheine der Freundschaft sich zum Untergange seiner Truppen verschworen hätten. Eine solche Verrätherey verdiene mit dem Tode bestraft zu werden, damit ihr Beyspiel die andern Indianer der Provinz abhielte, sich zu empö-

empören. Nichtsdestoweniger, um zu zeigen, daß er den Frieden der Rache vorziehe, wolle er ihnen vergeben, doch unter der Bedingung, daß sie in Zukunft sich der Gewogenheit, die er gegen sie habe, gemäß betrügen. Er beschwor sie auch, das Vergangene zu vergeßen, und wider die Christen nichts weiter zu beginnen, weil sie sich ohne Zweifel nur Unglück von allen ihren Unternehmungen zuziehen würden. Er nahm hierauf den Kaziken bey Seite, suchte ihn durch alle nur mögliche Mittel zu besänftigen und begehrte, daß er wieder an seiner Tafel, von der er ihn, seiner Treulosigkeit wegen, gejagt hatte, speisen sollte. Allein weit entfernt, daß diese Freundschaftsbezeugungen den Barbaren bewogen hätten, zu seiner Schuldigkeit wieder zurück zu kehren, so dienten sie nur zur Unterhaltung des Widerwillens, welchen er wider die Spanier gefaßt hatte, so, daß er sich je mehr und mehr von der Heftigkeit seines Hasses hinreisen ließ und sich

endlich

endlich selbst mit seinen meisten Unterthanen ins Verderben stürzte.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Tod des Vitaschuko.

Die Indianer, die aus dem Teiche giengen, wurden zu Gefangenen gemacht und unter die Spanier als Sklaven vertheilt und Vitaschuko bekam seine Wohnung zum Gefängniße. Der General ordnete dieses darum so an, um diese Barbaren für ihre Verrätherey zu züchtigen und durch die Furcht in ihrer Schuldigkeit zu erhalten. Unterdessen hatte er beschlossen, daß er ihnen allen, beym Herausmarschiren aus der Provinz, die Freyheit wieder geben wolle. Der Kazike aber, der dieses Vorhaben nicht wußte und seine Unterthanen zu Sklaven gemacht sahe, war auf neue Mittel bedacht, die Spanier zu verderben. Er schmeichelte sich, daß die neun hundert Gefangene, welches die herzhaftesten unter seinen

Truppen

Truppen waren, das allein ausführen könnten, was sie alle zusammen nicht hätten bewerkstelligen können. Da sie in eben so großer Anzahl wären, als die Christen, so sollten sie jeglicher seinen Herrn tödten, und sein Vorhaben, wenn man die Zeit des Mittagseßens dazu wählte, werde um desto ohnfehlbarer gelingen, ie weniger sich die Spanier dergleichen vermutheten. Diese Unternehmung, welche mit vieler Klugheit eingeleitet zu werden verdiente, wurde übereilt, und er glaubte, daß seine Unterthanen blos mit ihren Armen seine Feinde abfertigen würden. Er befahl also vier jungen Indianern, welche man ihm zu seinem besondern Dienste gelaßen hatte, daß sie den vornehmsten Gefangenen von seinem Entschluße Nachricht geben und ihnen sagen sollten, sie möchten denselben auf eine geschickte Art den andern zu wißen thun und sich in drey Tagen um die Mittagszeit bereit halten, jeglicher seinen Mann niederzumachen. Er ließ ihnen auch melden, daß er um eben die Stunde dem Befehlshaber das Leben neh-

men und zum Zeichen ein so lautes Geschrey erheben wolle, daß die ganze Stadt es hören werde. Vitaschuko gab diesen Befehl den Indianern den nehmlichen Tag, an welchem Soto, sein Verbrechen vergeßend, ihn wieder an seiner Tafel speisen ließ. Aber auf diese Art erkennen die Verräther und die Undankbaren gemeiniglich die Gunstbezeugungen, die man ihnen erwiesen hat.

Die Unterthanen des Barbaren, von dieser zweyten Unternehmung benachrichtiget, sahen sehr wohl ein, daß sie nicht glücklicher seyn werde als die erste. Gleichwohl antworteten sie, daß sie gehorchen, oder insgesammt sterben wollten. Denn die Indianer der neuen Welt haben so viel Liebe und Ehrerbietung für ihre Fürsten, daß sie dieselben wie Götter achten. Wenn ihre Souveräne es verlangen, so werfen sie sich eben so willig ins Feuer, als ins Waßer und sehen, ohne die Gefahr, zu bedenken, in welche sie sich begeben auf nichts, als auf ihre Pflicht und

au

auf den Gehorsam, welchen sie ihnen angelobt haben.

Endlich, sieben Tage nach der ersten Niederlage der Indianer, als der General und der Kazike zu eßen aufgehört hatten, biegt sich der Barbar am ganzen Leibe, wendet sich von einer Seite zur andern, ballt die Fäuste zusammen, streckt seine Arme aus und zieht sie wieder an sich, bis er sie über die Schultern zurück wirft, und schüttelt sie mit solcher Gewalt, daß seine Knochen davon krachen; eine gemeine Gewohnheit der Indianer, wenn sie eine Sache, zu welcher Kraft und Herzhaftigkeit gehören, unternehmen wollen. Hierauf erhebt er sich, mit einem Stolze den man sich kaum vorstellen kann, auf seine Füße, schließt sich fest an den General, legt den linken Arm um seinen Hals und versetzt ihm mit der rechten Hand einen so derben Faustschlag auf das Gesicht, daß er ihn zu Boden wirft, fällt über ihn her und macht ein so lautes Geschrey, daß man es eine gute Viertel-Meile weit hö-

ren konnte. Die Officiere, welche sich bey der Mahlzeit befunden hatten und die Unverschämtheit des Barbaren sahen, durchbohrten ihn mit ihren Degen zehn bis zwölf mal, daß er todt niederfiel, mit wütender Seele und lästernden Munde, weil er sein Unternehmen nicht zu Stande bringen konnte. Allein, ohne die Officire würde er es mit dem Generale durch einen andern Schlag vollends ausgemacht haben. Denn der, den er ihm gegeben hatte, war schon so heftig, daß er eine halbe Stunde, ehe er wieder zu sich selber kam, liegen blieb. Das Blut floß ihm durch die Augen, durch die Nase und durch den Mund. Er hatte sogar zerbrochene Zähne, und die übrigen waren so gemißhandelt, daß er in vier und zwanzig Stunden nichts als klein gehackte Speisen eßen konnte. Seine Lippen, seine Nase und sein Gesicht schwollen dergestallt auf, daß er sie mit Pflastern bedecken muste; so derb hatte ihn Vitaschuko geschlagen. — Dieser Barbar war damals ohngefähr fünf und dreyßig Jahr alt, hatte einen robusten

Kör-

Körper, einen schönen Wuchs und ein finstres trotziges und grausames Ansehen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Was der Tod des Vitaschuko für eine Folge hat.

Als das Geschrey des Vitaschuko gehört worden war, griff jeder Indianer den Spanier an, welchem er bediente, und suchte denselben zu tödten, einige mit Feuerbränden, andere mit alle dem, was sie antrafen, weil sie damals keine Waffen hatten. Demungeachtet richteten sie vieles Unglück an. Einige schlugen die Spanier ins Gesicht und andere an dem Kopf, bald mit kupfernen Pfannen, worinnen das Fleisch kochte, und von welchen einige von unsern Leuten verbrannt wurden, und bald mit Töpfen und Tellern. Unterdessen thaten sie mehr Schaden mit den Brändten, als mit allen übrigen. Da der gröste Theil von ihnen dergleichen hat-

ten, so behandelten sie verschiedene von unsern Leuten damit sehr übel. Einige hatten zerbrochene Arme, andre verbrannte Augenlieder, oder ein verunstaltetes Gesicht und eine zerschmetterte Nase. Es waren sogar vier Getödtete darunter, von welchem einer, als er durch einen Feuerbrand zu Boden geworfen worden war, von drey Barbaren, die dazu kamen, so grausam geschlagen wurde, daß ihm das Gehirn herausprang. Es geschahe auch in dieser Verwirrung, daß ein Indianer, nachdem er einen Spanier Stockschläge gegeben, und die Zähne mit der Faust zerbrochen hatte, sich von einigen unsrer Leute, die auf ihn zu sprangen, rettete, in ein, nach einem Hofe zugehendes, Zimmer stieg, eine, an der Wand lehnende Lanze nahm, und mit so vielem Muthe die Thüre vertheidigte, daß niemand hinein gehen konnte. Mittlerweile kam Diego de Soto, ein Anverwandter des Generals, herzugelaufen, und fieng an, aus dem Hofe mit

einer

einer Armbrust zu schießen. Als der Indianer diesen neuen Feind sahe, stellte er sich gerade an die Thüre, und, entschlossen sein Leben theuer zu verkaufen, warf er seine Lanze in eben dem Augenblicke nach dem Soto, als dieser schoß. Allein sie berührte die Schulter des Spanischen Reuters blos mit dem Holze, und fuhr, nachdem sie ihn ein wenig erschüttert hatte, eine halbe Klafter tief in die Erde. Der Schuß des Soto war glücklicher. Er traf seinen Feind in die Brust und tödtete ihn. Unterdessen verbreitete sich das Gerücht, daß der General von Vitaschuko gemißhandelt worden wäre; daher die Spanier, vornehmlich die, welche verwundet worden waren, immer aufgebrachter wurden und sich an den Barbaren, die sie antrafen, rächeten. Gleichwohl befanden sich Reuter darunter, welche aus Schaam, zu gestehen, daß sie geschlagen worden wären, es für unanständig hielten, Sklaven das Leben zu nehmen. Deßwegen ließen

sie einige selbst durch die Indianer, die in der Armee dieneten, umbringen und thaten die meisten unter die Hände der Bogenschützen von der Garde des Generals, welche sie mitten auf dem großen Platze der Stadt mit Pertuisanen durchbohrten. Unter andern legte Saldagna, der seinen Sklaven nicht selbst das Leben nehmen wollte, ihm einen Strick um den Hals und führte ihn denen von der Garde zu. Als aber der Barbar auf den Platz kam und sahe, was da vorging, bemächtigte sich seiner eine solche Wuth, daß er seinen Herrn mit der einem Hand bey dem Halse und mit der andern bey dem Schenkel ergriff, ihn aufhob, mit dem Kopfe nach unten zu kehrte und so derb auf die Erde fallen ließ, daß er davon betäubt wurde. Er sprang ihm hierauf mit beyden Füßen so wütend auf dem Leib, daß er ihn zerborsten haben würde, wenn nicht einige funfzig Spanier, mit dem Degen in der Hand, zu Hülfe gekommen wären. Demungeachtet erschrack der Barbar

Keinesweges, sondern empfing sie herzhaft, daß er in geraumer Zeit weder gefangen noch verwundet werden konnte. Er erwischt den Degen des Saldagna, macht ein kleines Mühlrad daraus, und hält damit seine Feinde dergestalt von sich ab, daß man, ihn, mit Flinten- und Pistolenschüßen zu tödten, genöthiget wurde.

So waren die Unordnungen zum Theil beschaffen, welche sich an dem Tage, da Vitaschuko den General schlug, zutrugen, und ohne Zweifel würden sie noch größer gewesen seyn, wenn die meisten Indianer nicht gefesselt gewesen wären. Also hatten die Spanier wenig Todte, aber viele Verwundete. Was die Indianer anbetrift, davon starben ihrer, weil sie tapfer waren und mit Muth angriffen und sich vertheidigten, mehr als neun hundert, die Blüte der Unterthanen des Vitaschuko, die dieser Barbare unglücklicher Weise ins Verderben stürzte. Er war auch an dem Tode der vier Hauptleute Schuld, welche man aus dem Tei-

che gezogen hatte, und die in das Unglück der übrigen mit verwickelt wurden. Auf solche Weise verursachen die Tollkühnen den Untergang der Klugen, die ihnen glauben und ihre Befehle vollziehen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Provinz Ossaschilé.

Nach der Niederlage der Gefangenen, blieb der General noch vier Tage in der Stadt Vitaschuko, um sich und die andern Verwundeten verbinden zu laßen und den fünften nahm er seinen Weg nach Ossaschilé. Die Truppen marschirten vier Meilen den ersten Tag und lagerten sich an den Ufer eines grosen Flußes, der die Provinz Ossaschilé von Vitaschuko schneidet. Da man aber diesen Fluß nicht durchwaden konnte, so mußte man eine Brücke bauen. Die Spanier holten in Eil Breter zusammen und legten bereits Hand ans Werk, als die Indianer an dem jenseitigen Ufer erschie-

schienen, um die Passage zu vertheidigen. Man ließ also davon ab und machte sechs große Fähren aus verschiedenen Stücken Holz, auf welchen hundert Füseliere und Armbrustschützen, nebst funfzig Reutern, die die Sättel ihrer Pferde trugen, überfuhren. Hierauf befahl Soto, daß man funfzig Pferde durchschwimmen laßen und sie, so bald man an den andern Ufer seyn werde, satteln sollte. Man fing demnach an, auf der Ebene zu marschiren und die Indianer die ihren Posten verließen, gaben den Spaniern Zeit genug, eine Brücke zu bauen, die in andert halb Tagen fertig war. Die Truppen gingen darauf hinüber. Jenseit derselben fanden sie Felder, die mit Hirsen und andern Hülsenfrüchten besäet waren und sahen da und dort auf dem Lande Häuser, die vier Meilen weit, bis zur Hauptstadt giengen. Dieser Platz bestand aus zwey hundert Feuerstätten und hieß Ossaschilé, nach den Namen des Kaziken, der darinnen wohnete. Von der Stadt Vitaschus

schuko bis zu dieser war eine sehr angenehme Ebene von zehen Meilen.

Anfänglich hatten es die Indianer nicht gewagt, den Spaniern Widerstand zu thun; da sie sie aber in den Saatfeldern satzen, so kehrten sie nach ihnen um und schossen aus dem Hirsen, hinter welchen sie sich verborgen hatten, eine Menge Pfeile nach ihnen, wodurch sie sie in Unordnung zu bringen suchten. Sie verwundeten auch verschiedene; doch trieben die Christen, aufgebracht sich angegriffen zu sehen, dieselben zurück, und machten einige zu Gefangenen, durchborten die meißten mit Lanzenstichen und schlugen sie vier Meilen weit in die Flucht.

Da die Spanier die Hauptstadt Ossaschilé verlassen fanden, und der Kazike sich mit allen seinen Leuten geflüchtet hatte, fertigte der General eiligst einige von seinen Unterthanen an ihm ab, die ihn, Freundschaft mit den Christen zu machen, bitten musten. Er gab aber keine Ant-

wort

wort von sich, und die selber kamen nicht wieder, die man an ihn abgeschickt hatte. Unterdeßen legten sich die Truppen, welche sich zwey Tage im Lande aufhielten, in einen Hinterhalt, erwischten verschiedene Barbaren, die ihnen sehr gute Dienste thaten und die ihnen hernach, als sie gefangen worden waren, eben so viel Gewogenheit bewiesen, als sie vorher Abscheu gegen sie hatten blicken laßen. — Dies ist das merkwürdigste, was sich in der Provinz Ossaschilé zutrug.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von der Stadt und dem Hause des Kaziken Ossaschilé, und von den Hauptstädten der übrigen Provinzen.

Die Stadt und das Haus des Kaziken Ossaschilé sind allen denjengen ähnlich welche den andern Kaziken von Florida gehören. Es scheint daher, ohne von diesem Orte und diesen Hause eine beson-

dere

dere Beschreibung zu machen, nicht undienlich zu seyn, von allen Hauptstädten und Wohnungen der Herren des Landes blos eine allgemeine Idee zu geben. Ich werde also sagen, daß die Indianer ihre Städte auf einen erhabenen Boden zu erbauen suchen. Da nun aber in Florida dergleichen Oerter, wo man die zum Bauen nöthigen Bequemlichkeiten finden kann, selten sind, so machen sie sich selber Anhöhen, und zwar auf folgende Art: Sie wählen einen Platz, wohin sie eine Menge Erde tragen, welche sie in Gestalt eines flachen Dachs, *) zwey bis drey Pi-ken hoch errichten, wovon das Obertheil fähig ist, zehn bis zwölf, oder funfzehn bis zwanzig Häuser zu faßen, in welchen der Kazike, nebst seiner Familie und seinem ganzen Gefolge, wohnen kann. Sie stechen hierauf an dem Fuße dieser Anhöhe einen viereckigten Platz ab, welcher der Weite der Stadt, die sie verfertigen wollen, gemäß ist, und um diesen Platz bauen die vornehmsten Indianer ihre Wohnungen

*) Platte-forme.

nungen. Der geringe Pöbel, macht es mit den seinigen auf eben diese Art, und so umringen sie alle das Haus ihres Herrn. Damit man in selbiges hinauf steigen kann, ziehen sie in gerader Linie von oben herunter Gaßen, jede von funfzehn bis zwanzig Fuß breit, und verbinden sie mit einander durch starke Pfähle, die sehr weit in die Erde gehen, und diesen Gaßen zu Mauern dienen. Hierauf machen sie Treppen von starken Balken, welche sie in die Queere legen, zusammenfügen und viereckigt schneiden, damit das Werk gleichförmiger oder ebener wird. Sie entfernen die Stufen dieser Treppen sieben bis acht Fuß von einander, so daß die Pferde sie ohne Mühe auf- und absteigen.*) Uebrigens machen die Indianer, die Treppen ausgenommen, die andern Seiten dieses flachen Daches abhängig, daher kann man auch auf sel-

bi-

*) Ich begreife nicht, wie, wenn die Stufen 7. bis 8. Fuß aus einander sind, die Pferde sie leicht auf- und absteigen können? Vielleicht sollen es Zolle seyn. A. d. d. U.

bigen nicht hinaufsteigen, und die Wohnung ihres Herrn ist ziemlich feste.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Verfasser kömmt einigen Schwirigkeiten zuvor.

Ehe ich weiter gehe, halte ich es für dienlich, denen zuvorzukommen, welche sagen möchten, daß man ja in den andern westindischen Geschichten keine solchen denkwürdigen Worte und Thaten der Indianer lese, als diejenigen, die ich erzählt habe, zu seyn scheinen ja, daß man gemeiniglich glaube, diese Völker wären roh und zeigten weder im Frieden, noch im Kriege ein kluges Betragen, und daß also ich, entweder den besondern Vorsatz gehabt, die Indianer, unter denen ich geboren worden, zu loben, oder, daß ich mich eitler Weise beeifert haben müße, auf Kosten der Wahrheit Verstand blicken zu laßen. Ich antworte, daß die Meynung gewißer Perso-

nen

nen, als ob die Indianer unverständig wären, und sich in wichtigen Angelegenheiten nicht zu betragen wüsten, übel gegründet, und dem, was Akosta,*) ein sehr glaubwürdiger Schriftsteller, erzählet, zuwider ist. Nächstdem behaupte ich nichts, was ich nicht von einem genauen Augenzeugen habe, welcher seine Erzählung sorgfältig wieder durchsahe, das, was er vergeßen hatte, hinzufügte und die Dinge, wovon er die besondern Umstände nicht gesehen hatte, hinweg ließ, so daß ich, da ich ihn blos kopire, versichern kann, daß in dieser Geschichte nichts als Wahrheit anzutreffen ist. Ueberdieß bin ich ein Feind von Erdichtungen und von allem, was man Roman nennet. In Ansehung deßen aber, daß man sagen möchte, ich lobte meine Landesleute leidenschaftlich, so ist dieses ein Irrthum. Denn weit entfernt, das geringste zu übertreiben so ist es mir vielmehr unmöglich, die Wahr-

*) S. die Geschichte von Indien. B. 7 K. 1. A. d. Verf.

Wahrheiten, die sich hier in Menge darbieten, in ihr Licht zu setzen. Von dieser meiner geringen Fähigkeit gebe ich die Schuld den bürgerlichen Kriegen, welche in meiner Jugend in Indien waren. Damals wurden die Wißenschaften schlecht getrieben, und man legte sich blos auf die Waffen. Man lernte ein Pferd gut regieren; welcher Uebung ich mich, nebst einigen meiner Kameraden, die sich dadurch viel Ehre erworben haben und sehr gute Soldaten zu Pferde geworden sind, ebenfalls ergab. Da sich aber die Gestalt der Dinge seit der Zeit verändert hat, sind in Indien heut zu Tage die Wißenschaften im Flore, und die Jesuiten haben darinnen so viele Kollegien angelegt, daß man die spanischen Universitäten sehr leicht entbehren kann.

Uebrigens will ich, um noch ferner zu zeigen, daß ich nichts schreibe, was sich nicht würklich zugetragen hat, folgendes erzählen. Als ich einst von den verständigen Antworten redete, welche die Indianer

ner dem Generale gegeben hatten, und ich dem, der mich hiervon benachrichtigte, zu verstehen gab, daß man sie schwerlich glauben werde; so versetzte derselbe, daß es nichts schaden könnte die Welt, in Betreff der westindischen Völker, aus dem Irrthume zu ziehen; und daß ich selbst wüste, daß es in diesen Ländern Personen von einer soliden Ueberlegungskraft, und einem vortreflichen Verstande gäbe, welche im Kriege und im Frieden sich weislich betrügen und über allerley Angelegenheiten sehr vernünftig urtheileten. Ich könnte also die Dinge, von denen er mich versichert habe, getrost niederschreiben. Meine Worte, spräch ich auch mit eben so vieler Beredtsamkeit als die berühmtesten Redner, würden doch niemals weder dem großen Muthe, noch den schönen Handlungen der Indianer gleichen. Man möchte das, was ich sagen würde, nun glauben, oder nicht glauben, so könnte ich doch nicht, ohne den Einwohnern Indiens Unrecht zu thun, aus einer feigen Gefälligkeit, der

Nachwelt ihre Tapferkeit verschweigen.— Dieses gab mir mein Währmann zur Antwort, und ich führe solches hier darum an, um den Rechtschaffenen zu zeigen, daß ich bisher mit aller Aufrichtigkeit geschrieben, und daß ich auch in dem Verfolge dieser Geschichte nichts, als was wahrhaftig ist, behaupten werde.

Ende des zweyten Buchs von Florida.

Geschichte von Florida.

Drittes Buch.

Was sich zwischen den Spaniern und den Indianern in der Provinz Apalaschê zutrug.

Erstes Kapitel

Ankunft der Truppen in Apalaschê.

Auf die Versicherung, welche die Spanier erhielten, daß sie nicht weit von der Provinz Apalaschê wären, wovon man ihnen so viel Wunder-Dinge erzählt hatte, daß nehmlich der Boden darinnen zum Erstaunen fruchtbar und das Volk ausnehmend tapfer wäre, so baten sie den General inständig, sie in selbiger Gegend in

die Winter-Quartiere zu führen, welches er ihnen auch sehr leicht bewilligte. Sie marschirtrn also nach Apalasché zu, und nachdem sie in drey Tagen zwölf Meilen, ohne eine Wohnung zu finden, zurück gelegt hatten, so kamen sie den vierten gegen Mittag bey einem Sumpfe an, der eine halbe Meile breit und so lang war, daß man ihn nicht aussehen konnte Ueberdieß war er von beyden Seiten mit einem Walde begrenzt, wo sich die Hecken und Gebüsche zu den Stämmen großer Bäume gesellten und den Eingang desselben schwer machten. Wirklich konnnte man zu dem Sumpfe nicht anders kommen, als durch einen so engen Weg, daß zwey Menschen Mühe hatten, auf demselben neben einander zu gehen. Ehe die Truppen dahin kamen, lagerten sie sich in einer Ebene. Da es aber noch zeitig war, befahl der General zwey hundert Fußgängern, nebst dreyßig Reutern, den Durchgang zu rekognosciren. Er beorderte auch zwölf vortrefliche Schwimmer, den Sumpf zu ergründen und die Oerter wohl zu merken,

da-

damit man sich den Morgen drauf mit Zuversicht hinein wagen könnte. Alle diese Soldaten gehorchten alsobald; aber kaum waren sie in dem Walde, als ihnen die Indianer den Durchweg streitig machten. Weil nun der Ort enge war, so konnten von jeder Parthey nur die ersten fechten. Die beyden Spanier gingen daher, mit dem Degen in der Hand, vor den übrigen her und griffen, von zwey Füselieren und zwey Armbrustschützen unterstützt, die Barbaren herzhaft an, trieben sie, so lang als der Wald war, vor sich her und nöthigten sie endlich, in das Wasser zu springen. Hier hielten die Indianer Stand und stritten mit solchem Muthe, daß von beyden Theilen verschiedene verwundet und getödtet wurden, ein Umstand, der die Untersuchung des Sumpfes verhinderte. Man gab hiervon dem General Nachricht, welcher mit seinen besten Truppen herbey kam. Die Feinde liefen ebenfalls wieder zusammen, und das Gefecht war hartnäckig; denn die Indi-

aner und die Spanier befanden sich theils bis an den Gürtel im Wasser, theils zwischen den Hecken, den Büschen, den Bäumen und den Steinen, welche sie überall antrafen. Nichtsdestoweniger faßten unsre Leute, entschlossen, entweder zu sterben, oder den Durchweg zu rekognosziren, je mehr und mehr Muth, trieben, jedes Hinderniß übersteigend, die Barbaren bis an die andere Seite des Wassers und fanden, daß es leicht sey, ihn zu durchwaden, ausgenommen in der Mitte, wo man ohngefähr vierzig Fuß lang über Balken setzen muste. Sie sahen auch an der andern Seite des Wassers einen sehr dicken Wald, welchen man nur durch einen engen Weg paßiren konnte. Der Weg aber, sowohl quer über den Sumpf, als auch durch die dieß- und jenseitigen Wälder, betrug eine und eine halbe Meile. Da der General denselben rekognoszirt hatte, so kehrte er wieder zu seinen Truppen zurück, um sie aufzumuntern, die sich eräugnenden Hindernisse zu überwinden. Er ging mit sei-

nen Kapitänen über die Art, wie er sich hierbey verhalten sollte, zu Rathe, und befahl hundert Reutern, abzusitzen, insgesammt runde Schilder *) zu nehmen und voran zu marschieren. Zugleich beorderte er zwey hundert Mann, sowohl Armbrustschützen, als Füselieren, sie zu unterstützen und sich mit Aexten zu versehen, um einen Ort des Waldes, der auf der andern Seite des Sumpfes war, zu durchhauen. Denn da die Spanier genöthiget waren, durch einen Ort zu defiliren, wo man ihnen den Paß gar leicht versperren konnte, so glaubte er, daß es ihnen unmöglich seyn werde, bey Tage durch die beyden Wälder zu kommen. Deswegen ließ er sie im zweyten kampiren, um sie nicht bey der Nacht den heimlichen Nachstellungen der Barbaren auszusetzen.

*) Des Rondaches.

Zweytes Kapitel.

Uebergang über den Sumpf.

Sobald der General seine Befehle ausgestellet hatte, nahm jeder Soldat gekochten Hirsen auf einen Tag und dann begaben sich ohngefähr zwey hundert der bravsten von der Armee auf den Marsch. Da sie Willens waren, die Barbaren zu überfallen, so schlichen sie sich ohne Geräusch zwey Stunden vor Tage durch einen Fußsteig, der sie bis an die Brücke führte, über welche sie ohne Widerstand gingen. Die Indianer waren nicht dafür besorgt gewesen, sich von derselben Meister zu machen, in der Meynung, daß sich die Spanier bey der Nacht nicht in die Wälder wagen würden. Da aber der Tag anbrach und die Barbaren sahen, daß ihre Feinde hinüber waren, so kamen sie mit großem Geschreye herbey und fielen, in der Verzweiflung, sich des Passes nicht eher bemächtigt zu haben, wütend über sie her, um eine vier-

viertel Meile Sumpf zu vertheidigen, über welchen noch gesetzt werden mußte. Die Christen ihrer Seits empfingen sie beherzt, und, indem sich beyde Partheyen im Wasser herum schlugen, gingen die Unsrigen ihnen so tapfer zu Leibe, daß sie selbige auf der andern Seite hinaustrieben, und in dem engen Wege des jenseitigen Waldes einschloßen.

Die Spanier, welche die Indianer in der Verlegenheit sahen, beschlossen, daß hundert und funfzig Soldaten eine Esplanade *) machen sollten, um zu kampiren, und weil kein anderer Weg, als dieses Defile war, so sollten die funfzig übrigen den Durchgang desselbigen vertheidigen. und die Barbaren abhalten, die Arbeiter zu beunruhigen. Man brachte sogleich diesen Entschluß zur Ausführung. Unterdessen suchten die Indianer, die

nicht

*) Heißt in der Kriegsbaukunst eine Brustwehr, oder ein abhängigt aufgeführtes Erdreich, das nach und nach so hoch wird, daß man dahinter verborgen seyn kann. A. d. d. Uebers.

nicht auf die Soldaten schießen konnten; sie durch vieles Schreyen zu erschrecken. Allein die Spanier ließen sich dadurch an ihrer Schuldigkeit keinesweges hindern. Einige vertheidigten den Weg durchs Defile, die andern hieben Holz um, und einige verbrannten das, was umgehauen war, um den Platz zu säubern. Als die Nacht sie in dieser Arbeit überfallen hatte, so blieben sie, jeder auf seinem Posten und konnten vor dem beständigen Geheule der Barbaren nicht schlafen. Wie es Tag war, so fingen die übrigen Truppen auch an, zu marschiren, ohne daß sich der Feind dagegen gesetzt hätte. Allein die Schwierigkeit des Weges und die Hecken, die sie auf selbigen antrafen machten ihnen so viel Unbequemlichkeit, daß sie einzeln zu gehen, genöthiget, nicht weiter, als bis an den Ort kommen konnten, wo man Holz gefällt hatte. Hier war es, wo die Indianer sie die ganze Nacht hindurch mit ihrem Geschreye peinigten. Vornehmlich allarmirten sie diejenigen, welche den Durchweg ver-

thei-

theidigten und denen man daher Lebensmittel von Hand zu Hand zustellen zu lassen, besorgt war. Gleich beym Anbruche des Tages marschirten sie alle eiligst durch das Defile des Waldes und jagten die Indianer vor sich her, die, nachdem sie geschossen hatten, allmählig zurückwichen und nur so viel Landes, als man mit dem Degen gewinnen konnte, einnehmen ließen.

Die Spanier gingen auf diese Art durch den zweyten Wald, worauf sie in einen andern und hellern traten, in welchem die Feinde, die sich nun weiter ausbreiten konnten, sie äusserst beunruhigten; denn sie fielen dieselben von allen Seiten an. Einige thaten den Angriff, die andern machten sich streitfertig und schossen nicht eher, als bis ihre Kameraden sich hinweg begeben hatten, damit sie einander nicht durch die Menge der Pfeile, die sie regnen ließen, verwundeten.

Allein, obgleich die Bäume dieses letzten Waldes, worinnen die Indianer und die Spanier zum Handgemenge gekommen waren, nicht so dicht beysammen stunden, als die des erstern, so konnten die Pferde dennoch darinne nur an gewissen Orten laufen, welches die Feinde kühner machte. Auch vermehrte ihren Muth die fast unglaubliche Geschwindigkeit, mit welcher sie ihre Pfeile abdrückten. Ein Indianer hatte sechs bis sieben mal geschossen ehe ein Spanier einmal geschossen und wieder geladen hatte. Wirklich sind die Indianer so geschickt, den Bogen zu führen, daß sie kaum geschossen haben, da sie schon wieder bereit sind, anzufangen.

Die Oerter des Waldes, wo die Pferde laufen konnten, waren kleine Anhöhen. Doch hatten die Barbaren dieselben mit langen Stücken Bauholz erschwert und an denjenigen Stellen, wo es ihnen zu gehen unmöglich war, Ein- und Ausgänge gemacht, um auf die Spa-

nier zu schießen, ohne daß sie von denselben gemißhandelt werden konnten. Die Indianer waren einige Tage zuvor auf alle diese Dinge bedacht gewesen. Sie wusten, daß der Wald des Sumpfes dichte war, und sie darinnen den Spaniern nicht viel Abbruch thun könnten. Ueberdieß hofften sie, daß sie über die Christen in dem Walde, worinnen sie sich befänden, einigen Vortheil davon tragen würden, und nahmen in dieser Hinsicht zu der List ihre Zuflucht, um sie entweder zu verwunden, oder alle niederzumachen. Unsere Leute suchten ihrer Seits die Schlingen zu vermeiden, die man ihnen legte und, weil sie sahen, daß ihnen die Pferde unnütz waren, so dachten sie bloß an ihre Vertheidigung. Die Indianer, die dieses wahrnahmen, bemüheten sich je mehr und mehr, sie in Unordnung zu bringen. Sie munterten sich hierzu noch durch die Erinnerung an dasjenige auf, was zehn oder zwölf Jahre vorher sich zugetragen hatte. Sie hatten damals an dem nehmlichen Orte den

Nar-

Narbäz getödtet und droheten den Truppen des Soto eine ähnliche Behandlung. Auf solche Art wurden die Unsrigen daselbst zwey Meilen lang gepeiniget und kamen alsdann in ein flaches Feld, wo sie sich, nachdem sie Gott für ihre Errettung aus dieser Gefahr gedankt hatten, mit vielem Muthe und Glücke zu Pferde schlugen. Denn in den beyden übrigen Meilen, die sie in den offenen Lande bis an die Saatfelder zu marschiren hatten, trafen sie keinen Indianer an, welcher nicht, entweder gefangen oder getödtet worden wäre. Sie gaben vornehmlich denen kein Quartier, welche Mine machten, sich ihnen zu widersetzen, so daß an diesem Tage viele von den Feinden das Leben verloren, und die Spanier die Niederlage der Leute des Narbäz glorreich rächeten.

Drittes Kapitel.

Marsch der Spanier bis zu der Hauptstadt.

Nach allen diesen Vorfällen lagerte sich der General mit seinen Truppen in einer Ebene bey einem Dorfe, wo die Wohnungen und die gebauten Felder von Apalaschée ihren Anfang nahmen. Allein die Barbaren, welche nur darauf bedacht waren, die Christen zu beunruhigen, thaten die ganze Nacht nichts, als schießen und schreyen, so daß beyde Theile beständig auf ihrer Hut waren. Als der Tag angebrochen war, marschirten die Spanier durch mit Hirsen besäete Felder, die einen Umfang von zwey Meilen hatten, wo man verschiedene einzelne Häuser, ohne irgend eine Gestallt des Dorfs, antraf. Die in diesen Häusern befindlichen Indianer kamen wütend heraus, gingen auf die Christen los, und suchten dieselben zu tödten. Allein unsere Leute über die Kühnheit der Barbaren aufgebracht, trieben sie

queer durch das Feld zurück und durchbohrten sie mit großen Lanzen-Stichen. Sie schritten zu diesem äuersten Mittel, um dieselben zur Unterwürfigkeit zu zwingen, aber ohne den geringsten Nutzen. Je mehr die Spanier Tapferkeit bewiesen, um desto mehr verdoppelte sich der Muth der Indianer.

Endlich nach einem Marsche von zwey Meilen, mitten durch angebaute Felder, kamen die Unsrigen an einen sehr tiefen Bach, der von beyden Seiten mit einen dicken Walde begrenzt war. Die Feinde welche sich an diesem Orte verschanzt hatten, erwarteten da die Truppen, um sie nieder zu machen. Allein es fiel anders aus, als sie sich vorgestellt hatten. Nachdem die Spanier den Posten der Feinde erkundschaftet hatten, saßen die von der Kavallerie, die am besten bewaffnet waren, ab, gewonnen den Durchweg mit den Degen in der Faust und hieben mit Aexten die Pallisaden um, welche die

Bar-

Barbaren bedeckten und den Pferden verhinderlich waren.

Unsere Leute wurden alsdann von den Indianern so hart angefallen, daß verschiedene verwundet und einige getödtet wurden. Der Durchweg war beschwerlich, und die Feinde, welche zu überwinden hofften, thaten, wegen des vortheilhaften Ortes, noch ihr äuserstes. Nichtsdestoweniger hatten sie Unglück. Die Spanier gingen mit so vieler Ordnung und Herzhaftigkeit auf sie los, daß sie sie, ohne Verlust, als sehr weniger von den ihrigen trenneten. Hierauf marschirten sie noch zwey Meilen mitten durch bestellte Felder; doch griffen die Indianer, welche sich vor den Pferden fürchteten, sie hier nicht an. Die Spanier lagerten sich demnach auf die Ebene, in Hoffnung, daß sie doch endlich in der Nacht einige Ruhe haben würden. Demungeachtet aber wurden sie in ihrer Hoffnung betrogen. Die Indianer allarmirten sie, durch Hülfe der Dunkelheit, unaufhörlich, um sich

bey ihrem Ruhme zu erhalten und in den Gemüthern ihrer Nachbarn für brave Leute zu gelten. Des Morgens, da die Truppen marschirten, wurde man durch die Gefangenen benachrichtiget, daß man nur noch zwey Meilen von der Hauptstadt entfernt wäre, und daß der Kazike, mit einer großen Menge seiner Unterthanen, die Christen daselbst, um sich mit ihnen zu schlagen, erwartete. Der General detaschirte zu eben der Zeit zwey hundert Pferde, nebst hundert Fußgängern, näherte sich der Stadt und befahl, daß man unter Weges alles niedermachen sollte. Er kam an diesen Platz, fand ihn verlaßen und den Herrn desselben geflüchtet. Allein auf die Nachricht, daß er nicht weit sey, unternahm er es, ihn zu suchen, streifte zwey Meilen weit um die Stadt herum, tödtete und machte verschiedene Indianer zu Gefangenen, ohne daß man des Kopasi selbst habhaft werden konnte. So hieß der Kazike von Apalasche, und er ist der erste, der bisher den Namen seiner Provinz nicht geführt hat. Der General, der

alle

alle Hoffnung fahren ließ, diesen Barbaren gefangen zu bekommen, vereinigte sich wieder mit der Armee, welche in der Hauptstadt war. Dieser Platz hatte zwey hundert und funfzig Häuser. Soto nahm für sich das Haus des Kopasi, das am Ende der Stadt lag und höher gebauet war, als die übrigen.

Die Provinz Apalaschée hat, außer einer großen Anzahl von hier und da auf dem Lande zerstreuter Wohnungen, verschiedene Dörfer von funfzig bis sechzig Feuerstädten, von denen einige eine Meile, bisweilen auch zwey bis drey Meilen, von einander entfernt liegen. Die Lage des Landes ist angenehm. Man findet darinnen verschiedene Teiche. In denselben fischet man das ganze Jahr, und die Einwohner versorgen sich daraus mit Fischen zu ihrem Unterhalte. Außerdem ist die Gegend auch an andern Dingen fruchtbar. Soto und seine Leute hatten daher eine lebhafte Freude, daß sie in selbiger angekommen waren. Denn, ohne von den

Lebensmitteln zu reden, welche sie darinne antrafen, so erwarben sie auch vielen Ruhm in den Gefechten, die in derselben vorfielen. Ich werde sie erzählen, um die Kühnheit der Indianer und die Tapferkeit der Spanier kennen zu lernen.

Viertes Kapitel.

Man geht aus, das Land zu rekognosciren.

Nachdem sich die Armee einige Tage erholet hatte, sandte Soto unter der Anführung des Tinoko, Vascorzelo und Aniasko Truppen aus, um die Provinz Apalaschée, nebst den benachbarten Gegenden zu erkundschaften. Zweye von diesen Kapitänen gingen auf verschiedenen Wegen funfzehn bis zwanzig Meilen gegen Mitternacht. Sie kamen zurück, der eine nach acht, und der andere nach neun Tagen und sagten, daß sie verschiedene sehr volkreiche Dörfer gesehen hätten, daß der Erdboden sehr fruchtbar wäre, und daß

es

es weder Wald noch Sumpf gäbe. Anistko berichtete gerade das Gegentheil; es wäre nehmlich sehr schwer, in dem Lande zu marschiren, es gäbe nichts, als Wälder und Moräste darinnen, und je weiter man hinein käme, um desto beschwerlicher würden die Wege. Nugnez sagt in seinen Kommentarien beynahe das Nehmliche; die Provinz Apalaschê sey voller Moräste mit Gehölze bedeckt, unfruchtbar und schlecht bevölkert. Dies ist auch in der That von denjenigen Orten wahr, die nahe am Meere liegen; nicht aber von denjenigen Gegenden, welche der General zu entdecken aussandte. Was mich in dieser Meynung bestärkt, ist dieses, daß, da die Nachricht des Nugnez größtentheils von den Indianern gegeben worden, sie boshafter Weise ihr Land so beschrieben haben, um dadurch den Spaniern die Lust zu benehmen, es zu erobern. Ich setze hinzu, daß die Leute des Narbäz, deren Begebenheiten Nugnez erzählet, nachdem sie in Apalaschê geschlagen worden, und sogar meistens darinne verhungert waren,

diese Provinz nicht gänzlich entdecken konnten. Daher behaupte ich von der Gegend Apalaschè, wo Soto gewesen, nichts, als was gewiß ist, doch ist das, was Nugnez von den am Meere gelegenen Oertern dieser Landschaft erzählet, ebenfalls wahr.

Fünftes Kapitel.

Entdeckung der Küste.

Als Aniasko ausgieng, die Küste des Meeres zu entdecken, die nicht weiter, als dreyßig Meilen von Apalaschè war, so nahm er funfzig Fußgänger und vierzig Reuter mit. Er hatte auch den Arias Gomez bey sich, einen tapfern und erfahrnen Soldaten, der gute Rathschläge gab, sehr gut schwamm und Mittel wußte, daß die Unternehmungen, die man zu Waßer und zu Lande versuchte, gelangen. Arias war in der Barbarey Sklave gewesen, und hatte die Sprache des Landes so wohl gelernet, daß, als er einst aus den Händen der Ungläubigen entwischte, er sich an

ei-

eine Grenze begab, wo sich Christen befanden, ohne daß die Mohren, denen er begegnete und mit welchen er redete, gewahr wurden, daß er ein Fremder war. Dieser Reuter und seine Gefährten wendeten sich gegen Mittag, von einem Indianer geführt, der sich hierzu freywillig angeboten hatte, und ihnen viel Ergebenheit bezeugte. Sie marschirten in zwey Tagen zwölf Meilen, gingen über zwey Flüsse und kamen glüklich bey der Burg, oder dem Flecken Auté an *), welchen sie verlassen und mit allerley Lebensmitteln angefüllt fanden. Sie nahmen davon soviel, als sie auf vier Tage brauchten, zu sich und setzten ihren Marsch durch einen schönen Weg weiter fort. Endlich aber bildete sich ihr Wegweiser ein, daß es von ihm nicht recht gethan sey, sie getreulich zu führen und verirrte sie in die Wälder, wo verschiedene starke Bäume umgefallen was

*) Die Landkarten setzen Auté weiter; doch die Reise ist eben so glaubwürdig als die Karten. A. d. f. U.

ren, und wo man keine ordentliche Stra-
se fand. Er ließ sie auch durch gewisse
Oerter gehen, die leer von Holze, aber
so voller Koth waren, daß weder die
Pferde noch die Menschen sich heraus
ziehen konnten. Was sie am meisten be-
schwerte, war eine große Menge starker
Hecken, die auf der Erde herum hingen
und ihnen viele Beschwerlichkeit verursach-
ten. Gleichwohl marschirten sie fünf
Tage auf diesen Wegen, auf welchen sie
unglaubliche Widerwärtigkeiten ausstun-
den. Da sie aber keine Lebensmittel mehr
hatten, so kehrten sie um, andere zu ho-
len, nach Auté zurück, damit sie ihre
Reise fortsetzen konnten, und stunden un-
ter Weges solche Mühseligkeiten aus,
welche zu beschreiben unmöglich ist, weil,
da sie wieder durch eben die Oerter gehen
musten, durch welche sie gekommen wa-
ren, und das Erdreich darinne sich schon
eingetreten hatte, sie tiefer, als vorher,
hineinsanken. Uebrigens befanden sie
sich manchmal, während dem, daß sie
in den Wäldern herumirrten, so nahe am

Mees-

Meere, daß sie das Getös der Wellen hörten. Allein sogleich entfernte sie ihr Wegweiser wider und suchte sie in Oerter zu versetzen, in welchen sie, unvermögend sich herauszuziehen, alle Hungers sterben müsten. Was ihn selbst anbelangt, so kümmerte ihn sein Untergang, daferne er nur jene mit in denselben verwickelte, gar nicht. Gleichwohl kehrten sie, seiner Bosheit ungeachtet, nach Auté zurück, von Müdigkeit und Hunger ganz entkräftet, weil sie in vier Tagen von nichts, als Wurzeln gelebt hatten. Sie labten sich also ein wenig, nahmen auf fünf Tage Lebensmittel zu sich und setzten ihre Entdeckung auf Wegen fort, die noch abscheuliger, als die ersten waren.

Da die Spanier einmal des Nachts im Walde bey einem großen Feuer ausruheten, nahm der Indianer, der sie führte, aus Verdruß, daß es so lange währte, ehe sie umkommen wollten, einen Brand und schlug damit einen Soldaten ins Gesichte. Die andern welche

diesen

diesen Muthwillen sahen, hätten ihn ohne Zweifel getödtet, woferne ihnen Anasko nicht vorgestellt hätte, daß sie keinen andern Wegweiser haben könnten, und daher mit diesem Geduld haben müsten. Als sie hierauf wieder einschliefen, hatte der Indianer noch einmal die Kühnheit, einen Soldaten zu mißhandeln. Allein man züchtigte seine Verwegenheit mit Stockschlägen. Demungeachtet kehrte er nicht zu seiner Schuldigkeit zurück, und ehe es Tag wurde, schlug er noch einen. Dieser letzte Muthwille zog ihm heftige Schläge zu und machte, daß er gefesselt wurde. Nachher gab man ihm einen der robustesten vom Haufen zum Wächter, mit Befehl, ihn sorgfältig zu beobachten. Wie es Tag war, fingen sie, verdrüßlich über die Beschwerlichkeit des Weges und das Betragen ihres Führers, zu marschiren an. Dieser Barbar, sich ausser Stand sehend, sie zu verderben und zu fliehen, warf sich als ein Verzweifelter über denjenigen, der ihn bewachte, faßte ihn von

hinten

hinten zu an, stürzte ihn zu Boden und stieß ihn heftig mit Füssen. Die Spanier, welche diese Raserey endlich aufbrachte, versetzten ihm verschiedene Stöse mit dem Degen und mit der Lanze, von welchen ihm einige nicht mehr als ein Rüthgen, verwundeten, so daß man beynahe hätte sagen können, er sey bezaubert. Aniasko, hierüber erstaunt, erhob er sich auf seinen Steigbügeln, faßte seine Lanze mit beyden Händen und gab ihm damit aus aller seiner Macht einen Stoß. Unterdessen, ob er gleich sehr robust war, verwundete er denselben doch nur leicht. Als man daher verzweifelte, ihm das Leben nehmen zu können, überließ man ihn einem angelegten Windspiele, und auf diese Art verdiente auch dieser treulose behandelt zu werden. Kaum aber war man funfzig Schritte von ihm, als man den Hund so erbärmlich heulen hörte, als wenn man ihm todt geprügelt hätte. Man kehrte also wieder um und fand, daß der Führer mit seinem Daumen die Kehle des Windspiels von beyden

den Seiten festhielt und sie ihm, ohne daß sich der Hund wehren konnte, zerriß. Sogleich gab ihm einer von den Soldaten so viel Stiche mit den Degen, daß er davon krepirte. Ein anderer schnitt ihm mit einem Meßer die Hände ab, welche, vom Leibe getrennt, noch fest an der Kehle des Hundes hingen. Hierauf setzten unsere Leute ihren Marsch fort und befahlen einem Indianer, den sie auf ihrem Rückwege nach Auté, gefangen hatten, bey Lebensstrafe, sie treulich zu führen. Dieser Barbar hatte ihnen, so lange der erste lebte, niemals dienen wollen. Er stellte sich, wenn sie mit ihm reden wollten, taub, weil ihm jener mit den Tode gedrohet hatte, wenn er antworten würde. Da er sich aber von seinem Kameraden befreyt sahe, und einige üble Behandlung befürchtete, so gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er die Spanier an das Meer, und zwar an eben den Ort, wo Narbäz seine Schiffe gebauet habe, führen wollte. Allein vorher sey es nöthig, daß sie sich wieder nach Auté auf

den

den Weg machten, und von dort aus ihre Reise anträten. Als ihm nun die Spanier zu verstehen gaben, daß sie ja schon bey dem Meere wären, weil sie die Flut hörten, so versicherte er, daß es aus Ursachen der Wälder und Moräste, auf dem Wege, worauf sie sich befänden, dahin zu kommen, unmöglich wäre. Sie kehrten also nach Auté zurück, wo sie in fünf Tagen mit vieler Mühe ankamen. Was sie noch außerdem quälte, war die Unruhe, in der sie den General zu seyn glaubten, weil sie auf ihrer Entdeckung zu lange aussenblieben. Während dem Marsche ritten Arias und Silvester voraus und trafen zwey Indianer an, welche sie durch Zeichen fragten, ob sie sie an das Meer führen könnten? Sie gaben zur Antwort, daß sie ihnen hierinnen treulich dienen wollten und beriefen sich auf das Urtheil des Wegweisers. Unsere Leute, voller Freude und Hoffnung, in ihrer Entdeckung glücklich zu seyn, brachten die Nacht ruhig zu, und als es Tag war, nahmen sie ihren Marsch, queer

durch

durch große Stoppeln, auf einem sehr angenehmen Wege, der sich nach und nach immer mehr erweiterte. Gleichwohl trafen sie da einen üblen Paß an, woraus sie sich jedoch mit leichter Mühe zogen, so daß sie sich nach zwölf Meilen an dem Ufer eines weiten Meerbusens befanden, an dem sie hinauf gingen, und endlich da, wo Narbäz ausgestiegen war, ankamen; sie sahen noch den Platz, wo er seine Schiffe hatte beschlagen laßen, und fanden da herum noch viele Kohlen, nebst einigen ausgehölten Balken, welche den Pferden zu Krippen gedienet hatten. Hierauf wiesen ihnen die Indianer den Ort, wo man zehn Soldaten des Narbäz getödet hatte, und gaben die vornehmsten Begebenheiten dieses Kapitäns durch Zeichen und durch Worte zu verstehen. Denn die Bewohner dieser Küste hatten einige spanische Worte behalten; ja, sie bestrebten sich so gar jeden Tag noch mehrere zu lernen. Unterdessen suchte Aniasko und seine Gefährten mit vieler Sorgfalt in der Höhlung und auf den Rinden der Bäume nach,

12

ob

ob sich nicht einiges Denkmal, oder einige Aufschrift fände. Denn immer haben es die, welche ein Land zuerst entdeckt haben, in der Gewohnheit gehabt, Nachrichten zu hinterlaßen, die bisweilen von großer Wichtigkeit gewesen sind. Da sie aber sahen, daß sie nichts antrafen, so folgten sie der Küste des Meerbusens bis an das große Meer, welches davon nicht weiter, als drey Meilen entfernt war.

Hierauf, als zur Zeit der Ebbe das Meerwaßer gefallen war, traten zwölf der besten Schwimmer in halbgestrandete Fahrzeuge, untersuchten den Eingang des Meerbusens und fanden ihn vermögend, große Schiffe zu tragen. Sie ließen hiervon Merkmale an den höchsten Bäumen zurück, damit die, welche einmal in diese Gegenden kommen würden, ihre Maaßregeln darnach nehmen könnten. Darauf kehrte Aniasko ins Lager zurück, wo der General, ihn zu sehen und zu erfahren, daß sie einen guten Hafen entdeckt hatten, sehr erfreut war.

Sechstes Kapitel.

Abreise einer Parthey von dreyßig Lanzen nach der Provinz Hirriga.

Während dem, daß man beschäftigt war, die Küste zu entdecken, legte der General, der den Winter heranrücken sahe, die Soldaten in Garnison. Und da er wuste, daß Kalderon in der Hauptstadt Hirriga nichts zu thun hatte, sandte er ihm Befehl zu, sich mit ihm zu vereinigen. Unterdeßen ließ er Lebensmittel herbey schaffen und Häuser bauen, damit seine Leute desto bequemer wohnen könnten. Er befahl auch, die Stadt Apalaschée zu befestigen, um sich vor den Anfällen der Barbaren in Sicherheit zu setzen, und fertigte eiligst Bothen mit Geschenken an den Kopasi ab, um ihn zum Frieden zu bewegen. Allein dieser Kazike hörte keinen Vorschlag an, und verschanzte sich in einem sehr unzugänglichen Walde. Da Soto den Gedanken ihn zu gewinnen, fahren ließ, beorderte er den Aniasko, der

Muth und Glück hatte, mit dreyßig Lanzen nach Hirriga zu reisen. Dieser Befehl war hart, denn dieß war eine Reise von ohngefehr hundert und funfzig Meilen, bey welcher man große Gefahren lief. Man muste seinen Weg unter Völkern nehmen, die kühn, tapfer und erklärte Feinde waren, und über sehr beschwerliche Flüße und Morräste setzen. Doch, aller dieser Betrachtungen ungeachtet, unternahmen die dreyßig Lanzen die Reise herzhaft und vollbrachten sehr schöne Thaten. Allein ich beklage sie, daß sie nur einen Indianer haben, der sie erzählen kann. Nichtsdestoweniger, um ihnen das zu leisten, was mir möglich ist, will ich die Namen derjenigen anzeigen, die zu meiner Wißenschaft gekommen sind. Juan de Soto, Aniasko, Arias, Kascho, Atiensa, Kordero, Silvester, Espinosa, Fernandez, Karillo, Atanasio, Abadia, Kadena, Segreda, Argote, Sanschir, Peschado und Moroen. Dieser hatte so einen feinen Geruch, daß er die Spur beßer, als ein Jagdhund fand. Denn,

als er verschiedene mal nebst seinen Kameraden, auf die Insel Kuba ging, Indianer zu suchen, die sich empört und die Flucht genommen hatten, so folgte er ihrer Spur in den Büschen, in den hohlen Bäumen und in den Höhlen, worein sie sich verborgen hatten. Er roch auch das Feuer weiter, als eine Meile, weil er oft ohne weder Schein, noch Rauch gesehen zu haben, zu seinen Begleitern sagte, daß nahe bey ihnen Feuer seyn müste, und sie fanden es auch wirklich eine halbe, oder eine ganze Meile davon.

Diese dreyßig Lanzen reisten von Apalaschée ab, den 20. Oktober des Jahres 1539. Sie waren wohl beritten und hatten den Helm auf dem Kopfe, den Harnisch auf dem Kleide, die Lanze in der Hand, und einigen Mundvorrath in ihren Dornister. In dieser Verfaßung traten sie ihre Reise vor Tage an, damit die Indianer sie nicht gewahr würden und hingingen, sich der Durchwege zu bemächtigen. Sie marschirten geschwind, galop-

pirs

pirten so gar öfters und tödteten unter Weges einige Barbaren, durch welche sie entdeckt zu werden fürchteten. So setzten sie ihren Weg fort und kamen an den Apalascher Sumpf, über den sie glücklich setzten. Da sie diesen Tag mehr, als dreyzehn Meilen gemacht hatten, so ruheten zwanzig Reuter, und die übrigen wachten, aus Furcht eines Ueberfalls. Hierauf marschirten sie zwölf Meilen durch das wüste Land, von dem Apalischer Sumpfe an, bis an die Stadt Ossaschilé.

Allein aus Furcht, man möchte sie wahrnehmen, und ihnen die Durchwege abgewinnen, machten sie gegen Abend Halte und gingen um Mitternacht im kleinen Galopp durch Ossaschilé. Eine Meile jenseits entfernten sie sich von ihrem Wege, um in der noch übrigen Nacht ein wenig auszuruhen und waren, nach ihrer Weise auf ihrer Hut. Beym Anbruche des Tages fingen sie wieder an, den kleinen Galopp zu reuten, weil Leute in den Feldern waren, und sie entdeckt zu werden fürchte-

ten, Sie legten in einem Jagen, von dem Orte an, wo sie ruheten, bis an den Ossaschiléer Fluß, fünf Meilen zurück, und matteten ihre Pferde aufs äuserste ab. Da sie sich aber diesem Fluße näherten, ritt Silvester voraus, und wie er sahe, daß das Waßer nicht so groß war, als da die Truppen darüber gingen, so warf er sich hinein und erreichte glücklich das jenseitige Ufer.

Aniasko, und alle übrigen folgten ihm, und sobald sie hinüber waren, fütterten sie. Sie setzten hierauf ihren Weg mit sachten Schritten fort und machten vier Meilen von diesem Fluße an, bis nach Vitaschuko, wo sie, aus Furcht, daß sie genöthigt werden möchten, sich mit den Indianern zu schlagen, sich entschloßen, mit verhängten Zügeln zu reuten. Da sie aber in dieser Stadt angelangt waren, machte ihnen der Zustand, in welchem sie dieselbe fanden, wieder Muth. Sie war verlaßen, die Häuser gänzlich zerstört und

die

die Straßen mit getödteten Barbaren *) bestreut. Die Indianer verwüsteten diesen Platz darum so, weil sie glaubten, daß er unglücklich wäre. Sie ließen auch die Todten unbegraben liegen, weil sie dieselben für Elende ansahen, die ihr Vorhaben nicht hätten ausführen können und ein Raub der wilden Thiere werden müsten. Eine Züchtigung, mit welcher sie diejenigen bestrafen, die im Kriege nicht glücklich gewesen sind.

Die Parthey war kaum über Vitaschuko hinaus, als sie zwey Indianer antraf, welche jagten und wie Leute von Stande aussahen. Da diese Barbaren die Christen sahen, begaben sie sich schleunig unter einen Nußbaum. Einer aber von ihnen, welcher nicht in Sicherheit zu seyn glaubte, flohe nach einem Walde von der Seite des Weges zu. Zwey Reuter kamen ihm zuvor und erwischten ihn. Was den andern anbelangt, der Herz hatte, die-

*) Das waren die, welche man niedermachte, als Vitaschuko getödtet wurde. A. d. Verf.

sem wollte das Glück wohl. Denn er bot den Pfeil auf dem Bogen haltend, den Reutern die Spitze und drohete ihnen, zu schießen, wofern sie sich ihm nähern würden. Einige, über seine Kühnheit aufgebracht, wollten ihn mit den Lanzen durchbohren. Allein Aniasko hielt es ihrer für unwürdig, diesem Verwegenen das Leben nehmen zu wollen. Sie sollten sich sagte er zu ihnen, an dem Orte, wo sie sich befänden, der Gefahr, verwundet oder getödtet zu werden, nicht aussetzen. Also brachte er sie von dem Wege ab, der bey dem Nußbaume war, und befahl ihnen, im kleinen Galopp weiter zu reuten. Unterdessen stellte ihnen der Barbar seinen Bogen entgegen, so wie sie durch den engen Weg einzeln durchritten. Dann fing er an ihnen zuzuschreyen, daß sie feige Memmen wären, weil sie sich, ihn anzugreifen, nicht getrauet hätten, und sagte ihnen noch viel andere Schimpfwörter, die mit Stolz und Drohungen begleitet waren. Auf sein Geschrey liefen die Indianer von beyden Seiten des Wegs herzu, und fin-

gen

gen an einander zuzurufen, um ihnen den Durchweg abzuschneiden. Demungeachtet kamen die dreyßig Lanzen davon und gelangten in eine Ebene, wo sie ein wenig ausruheten. Sie legten diesen Tag, welches der dritte ihres Marsches war, siebzehn Meilen zurück, und den vierten durch die Provinz Vitaschuko eben so viel. Allein die Völker dieser Gegend, unwillig über das, was vorgefallen war, bemüheten sich, an ihnen die Niederlage ihrer Landesleute zu rächen. Sie schickten daher einige mit der Nachricht von dem Marsche der Christen voraus, damit man sich der Zugänge bemächtigen möchte. Die Reuter, welche dieses merkten, ritten mit verhängten Zügeln, ertappten die Bothen und tödteten deren sieben mit Lanzenstichen. An diesem Tage kamen sie gegen Abend in eine sehr schöne Ebene, wo sie, weil sie kein Geräusch hörten, eine Zeit lang ausruheten. Von da reisten sie gegen Mitternacht ab, hatten bey Sonnenaufgange fünf Meilen zurück gelegt und waren an den Fluß Okaly gekommen.

Sie glaubten denselben nicht so groß, als gewöhnlich, anzutreffen. Dennoch fanden sie, daß das Wasser aus den Ufern getreten und reißend war, daß es sich an vielen Orten drehete uud den Schlund anzeigte, welchen es bedeckte. Die Feinde liefen überdies an den Ufern des Fiußes zusammen und schryen einander Muth zu, um den Uebergang desselben zu vertheidigen.

Da ernannten die Spanier, welche die Gefahr erwägten, die ihnen drohete, und bedachten, daß man, um zu entwischen, die Zeit nicht mit leeren Berathschlagungen verliehren müste, zwölfe unter ihnen, die das andere Ufer zu erreichen suchen sollten, um ihnen zu helfen, wenn sie übersetzen würden. Sie trafen auch Anstallt, daß vierzehn Mann Aeste abhauen, um daraus zur Ueberfahrt ihrer Equipage und derjenigen, die nicht schwimmen könnten, Fähren zu verfertigen, und daß die übrigen den Barbaren, die um den Uebergang zu verhindern, herbeyliefen, Widerstand

thun

thun sollten. Nach diesem gegebenen Befehle entschloßen sich die zwölf Reuter, entweder zu sterben, oder ihr Vorhaben auszuführen. Sie stießen ihre Pferde in den Fluß, dem Helm auf dem Haupte, den Panzer auf dem Hemde, und die Lanze in der Hand, und eilfe erreichten glücklich eine Mündung an dem jenseitigen Ufer. Kascho allein konnte nicht dahin gelangen, weil sein Pferd nicht die Kraft hatte die Gewalt des Waßers zu brechen Er war also gezwungen, sich längst dem Fluße hinab treiben zu laßen. um einen Ausgang zu suchen. Da er keinen fand, so sahe er sich genöthigt, seine Kameraden, welche Holz fälleten, um Hülfe anzurufen. Viere warfen sich daher in das Wasser, und retteten ihn. — Doch wir wollen diese Reuter ziehen lassen und auf das, was der General in Apalaschée macht unser Augenmerk richten.

Siebendes Kapitel.

Gefangennehmung des Kopasi.

Soto, der es überdrüßig war, diese Barbaren immer im Nacken zu haben, glaubte, daß, wenn er den Kopasi bekommen könnte, er sie ohne Mühe sich unterwerfen werde. Er forschte also sorgfältig nach seinem Zufluchtsorte und erfuhr, daß er acht Meilen von der Armee in einem dicken Walde sich aufhielte, wo er, so wohl wegen der Lage des Orts, als wegen der Moräste und der Leute, die er zu seiner Vertheidigung bey sich hatte, sicher zu seyn gedächte. Auf diese Nachricht nahm der General so viel Soldaten mit sich, als er nöthig hatte, ging in Person aus, sich des Kaziken zu bemächtigen, und gelangte mit vieler Mühe nach drey Tagen an denjenigen Ort des Waldes, welchen die Indianer befestigt hatten. Dies war ein Platz, von dem sie das Holz abgehauen hatten, und zu welchen man nur durch einen sehr engen, und eine

hal-

halbe Meile langen Eingang kommen konnte. Auch waren alle hundert Schritte gute Palisaden mit Pfählen, wovon eine jede sehr wohl vertheidigt wurde. Hier war es, wohin Kopasi mit einer großen Anzahl seiner Unterthanen, welche entschloßen waren, vielmehr ihr Leben zu verlieren, als ihren Herrn in der Gewalt der Feinde zu sehen, sich begeben hatte. Nachdem endlich Soto an dem Eingang, der zu der Verschanzung führte, in welcher der Kazike sich aufhielt gekommen war, so fande er Leute, die sich fest ihm den Eintritt in demselben zu verwehren vorgenommen hatten. Nichtsdestoweniger ließ er alsobald den Angriff thun. Da aber der Weg sehr enge war, so konnten nur die erstern zum Schlagen kommen, welche, nachdem sie einige Pfeilschüße ausgehalten halten, mit dem Degen in der Hand, die erste und zweyte Palißade eroberten. Sie rißen die Pfähle derselben heraus und hieben die Bande, welche sie zusammen fügten, entzwey. Die Barbaren schoßen und verwundeten einige.

Die

Die Spanier hingegen munterten einander je mehr und mehr auf und rückten blindlings bis zur dritten Versperrung an, welche sie über den Haufen warfen; auf diese Art alle übrige eroberten und, des Widerstandes der Feinde ungeachtet, Fuß für Fuß bis zu dem Orte kamen, wo Kopasi war.

Hier verdoppelten die Indianer, die ihren Kaziken in Gefahr sahen, ihre Bemühungen, warfen sich mitten durch die Degen und Lanzen und schlugen sich als Verzweifelte. Unsere Leute griffen ihrer Seits herzhaft an, und verlohren den Kopasi, aus Furcht, daß er ihnen entwischen möchte, nicht aus dem Gesichte. Vornehmlich ließ der General seinen Muth blicken, focht, als ein wahrhafter Feldherr an der Spitze der Seinigen, und ermunterte sie durch sein Beyspiel und durch seine Worte. Endlich, als den Barbaren die Waffen zu ihrer Vertheidigung mangelten, so musten sie weichen. Die

Spanier thaten noch einen letzten Versuch, und hieben sie beynahe alle nieder.

Der Kazike, welcher sahe, daß man unter seinen Unterthanen ein solches Blutbad anrichtete, und daß die übrigen ihn nicht länger vertheidigen konnten, befahl denselben, die Waffen nieder zu legen. In dem Augenblicke kamen sie herbey, umfaßten die Knie des Soto und beschworen ihn mit Thränen, ihren Herrn zu begnadigen, und ihnen lieber das Leben zu nehmen, als ihm das geringste Leid zufügen zu laßen. Von dieser Gutmüthigkeit gerührt, ließ sich der General, unter der Bedingung, wenn sie ihm gehorsam blieben, erweichen.

Kopasi, kam hierauf und grüßte den Soto, der ihn sehr höflich empfieng und höchst erfreut war, ihn in seiner Gewalt zu haben. Dieser Kazike wurde von einigen Indianern geführt, die ihn, weil er auserordentlich dicke war, im Gehen unterstützten. Denn allein konnte er we-

der einen Schritt thun, noch sich auf den Füßen erhalten, so daß man ihn überall, wohin er wollte, auf einen Seßel tragen muste. In seinem Hause aber ging er auf allen Vieren. Diese Schwere war Ursache, daß er sich nicht sehr weit verlaufen konnte.

Achtes Kapitel.

Kopasi will seine Unterthanen zum Gehorsam bringen und flüchtet.

Nach der Gefangennehmung des Kopasi, kehrte der General mit der Hoffnung, daß die Indianer die Truppen nicht mehr beunruhigen würden, ins Quartier zurück. Allein der Erfolg war ganz anders. Aufgebracht über die Gefangenschaft ihres Kaziken und nicht mehr, ihn zu bewachen beschäftigt, verübten sie mehr Muthwillen als gewönlich. Soto, der hierüber in Zorn gerieth, beschwerte sich gegen den Kopasi, daß seine Unterthanen die gute Behandlung, die man ihm erzeigte, miß-

kenneten, und daß er daher in Ansehung ihrer, genöthigt wäre, auf eine andere Art zu verfahren. Er habe weder ihr Vermögen geraubt, noch ihre Ländereyen verwüstet, und hätten sie ihn nicht zuerst angefallen, so würde er nie zugelaßen haben, daß man einen von ihnen verwundet oder getödet hätte. Er sollte ihnen also befehlen, den Truppen nicht mehr lästig aufzulauern. Außerdem werde er sie offenbar bekriegen, und alles mit Feuer und Schwerd verwüsten. Endlich möchte er noch bedenken, daß, in dem Zustande, worein ihn das Glück gesetzt habe, die Indianer die Spanier so grausam behandelten, daß sie dieselben leicht bewegen könnten, eine Gewaltthätigkeit an ihm auszuüben, und die Verheerung in seine Provinz zu tragen.

Kopasi antwortete mit Ehrerbietung und vermuthlich auch mit Erkenntlichkeit, daß die Aufführung seiner Unterthanen ihm um desto mehr mißfiele, da er, seit seiner Gefangenschaft, ihnen habe unter-

sagen laßen, den Spaniern einiges Leid zuzufügen. Alle Mühe aber, die er sich dießfalls gegeben habe, sey vergeblich gewesen Denn sie hielten die Bothen, die er an sie absendete, für verdächtig und könnten die guten Behandlungen, die man ihm erwiese, nicht glauben. Im Gegentheile bildeten sie sich ein, daß er mit Ketten beschwert, und allen Arten von Beschimpfungen ausgesetzt wäre. Er bäte daher den General, einigen von seinen Soldaten zu befehlen, daß sie ihn bis auf sechs Meilen von Lager in einen Wald begleiten möchten, wo er die tapfersten seiner Vasallen antreffen werde. Da wolle er sie bey ihren Namen rufen. Sie würden dann auf seine Stimme herbey kommen, und, wenn er ihnen die erhaltenen Gunstbezeugungen erzählt haben werde, von allen Feindseligkeiten ablassen. Dieß sey das einzige Mittel, sie zum Gehorsam zu bringen.

Von diesen Gründen bewegt, ließ der General den Kaziken durch eine Kompag-

nie

nie Reuterey und Fußvolck bis an den Ort begleiten, wo er versicherte, daß seine Unterthanen anzutreffen wären, und befahl vornehmlich den Kapitänen, auf den Barbaren wohl Achtung zu geben. Hierauf reisten sie vor Tage ab, und, nach einem Marsche von sechs Meilen gegen Mittag, kamen sie an dem Walde an, in welchem die Indianer sich begeben hatten. Der Kazike ließ sogleich dreye von seinen Leuten hineingehen. Doch kaum waren sie darinnen angelangt, als sie mit zwölf andern wieder heraus kamen, denen er Befehl gab den Vornehmsten seiner Unterthanen zu sagen, daß sie sich versammeln und den andern Morgen vor ihm erscheinen sollten, weil er ihnen Sachen, die ihren Ruhm und ihren Vortheil beträfen, mit zu theilen habe. Die Indianer gingen alsobald mit diesem Befehle in den Wald. Unterdeßen postirten die Spanier überall Wachen hin und ruhten, zufrieden mit dem Betragen des Kopasi, und in dem Gedanken, rühmlich wieder in das Lager zurück zu kehren, in der Nacht aus. Da aber

der Tag anbrach, so sahen sie ein, daß die schönste Hoffnung offtmals betrüglich ist. Sie fanden den Kaziken nicht mehr, noch einen einzigen von den Barbaren, die ihn begleitet hatten. Ueber diese Begebenheit erstaunt, fragten sie einander, wie das Ding zugegangen wäre, und da man antwortete, daß er sich ohnmöglich geflüchtet haben könne, weil die Schildwachten, die ganze Nacht hindurch gewacht zu haben, versicherten, so glaubte man, daß Kopasi einen bösen Geist um Beystand angerufen, und derselbe ihn entführt haben müße. Gewiß war es wenigstens, daß die Spanier, von dem Marsche ermüdet, eingeschlafen waren, und der Barbar, der eine so schöne Gelegenheit zu entwischen, sahe, sich in der Stille auf allen Vieren davon gemacht, und daß unterdeßen einige seiner Unterthanen im Hinterhalte gestanden und ihn entführt hatten. Der Himmel war ohne Zweifel den Spaniern bey dieser Gelegenheit günstig. Denn wenn unter der Zeit, da sie ausruheten, die Indianer über sie hergefallen wä-

wären, so hätten sie sie sämmtlich erwürget. Alle vor Freuden gantz entzückt, dachten dieselben an nichts, als ihren Herrn in Sicherheit zu bringen. Auch verbargen sie ihm sehr sorgfältig, und man suchte ihn den ganzen Tag vergebens. Uebrigens begnügten sie sich blos damit, daß sie die Spanier aushöhnten und ihnen einige Schimpfreden anhingen, so daß sie ohne Gefahr, doch mit der grösten Beschämung, daß sie den Gefangenen hatten entwischen laßen, wieder ins Lager zurück kamen. Man entschuldigte sich damit, daß man in der Nacht, da sich selbiger geflüchtet, ein auserordentliches Getöse gehört habe, und daß, bey ihrer so sorgfältigen Bewachung desselben, ein böser Geist ihn nothwendig entführt haben müße.

Der General, welcher sahe, daß der Fehler nicht wieder gut zu machen war, wollte Niemanden beschämen. Er stellte sich daher, als wenn er allem, was man ihm sagte, Glauben beymäße, daß die

Indianer Zauberer wären und erstaunenswürdige Dinge verrichteten. Nichtsdestoweniger so freundlich er auch aussahe, so war er doch über die Nachläßigkeit seiner Officiere empfindlich gerührt.

Neuntes Kapitel.

Verfolg des Marsches der dreyßig Lanzen.

Als die Fähre fertig war, warfen sie die Soldaten an langen Stricken, von welchen die Schwimmer einen zu ihren eilf Kameraden an das andere Ufer trugen, in den Okaly. Unterdeßen liefen die Indianer mit großem Geschreye herbey. Allein die, welche schon hinüber geschwommen waren, widerstunden ihnen tapfer, und nachdem sie die nächsten mit Lanzen durchbohrt hatten, so wagten es die übrigen nicht, sie zu erwarten, so daß die Spanier vom Schlachtfelde Meister blieben. Dißeit des Flußes befanden sich, wegen der geringen Anzahl der Feinde

de, nur vier Reuter, die ihnen die Spitze boten. Zweye schwenkten sich nach oben und zweye nach unten zu, weil die Barbaren von beyden Seiten den Angriff thaten.

Diese Reuter hielten sie so geschickt auf, daß man Zeit hatte, mit der Fähre verschiedenemal überzufahren. Das erstemal beluden man sie mit den Kleidern derer die an dem andern Ufer waren; Denn da ein heftiger Nordwind bließ und sie nichts als das Panzer über ihren Hemden hatten, so wären sie beynahe erfroren. Das zweytemal fuhr man die Rüstungen und die Dornister über, nebst denen, welche nicht schwimmen konnten. Die meisten von den übrigen setzten aus Ungeduld, sich zu schlagen, schwimmend über den Okaly und vereinigten sich, so wie sie hinüber kamen, mit denen, welche mit den Indianern handgemein geworden waren. Daher blieben von den vier Reutern, die den Feind aufhielten, an dem dießseitigen Ufer nur zweye, uud diese gingen auf folgende

Art hinüber. Während dem, daß der eine sein Pferd in dem Fluß treten ließ und sich auf der Fähre zurechte machte, trieb der andere die Barbaren zurück. Als er sahe, daß er sie weit genug gejagt hatte, kam er spornstreichs wieder an das Ufer, machte den Strick, mit welchem die Fähre daran befestigt war, los fuhr glücklich mit seinen Kameraden über den Okaly. Die Indianer brachen zwar wütend auf sie ein, doch ohne etwas auszurichten. Alles vereinigte sich zum Besten der Reuter.

Um zwey Uhr nach Mittage, als die Spanier sämtlich übergefahren waren, nahmen sie ihren Weg nach der Stadt Okaly, um den Kascho zu erquicken, der von der Kälte erstarrt und von den Strapazen ganz abgemattet war. Die Indianer, die sie gewahr wurden, machten sich fertig, ihnen den Eingang in dieselbe zu verwehren. Allein, ihr Widerstand diente zu weiter nichts, als die Retirade der Ihrigen zu begünstigen. Als sie da-

her

her erfuhren, daß sie sich in den Wald gerettet hatten, so begaben sie sich hinweg. Die Reuter rückten alsobald in die Stadt ein und lagerten sich mitten auf einem grossem Platze, aus Furcht, daß sie, wenn sie sich in die Häuser einquartirten, überfallen werden möchten. Hierauf zündeten sie, in einiger Entfernung von einander, vier große Feuer an, und ließen den Kascho dazwischen Platz nehmen. Sie bedeckten ihn mit Kleidern, gaben ihm ein Hemde, wodurch er viel Linderung erhielt, und blieben die noch übrige Zeit des Tages da. Da aber Kascho, ihnen zu folgen noch nicht im Stande und es gleichwohl sich länger hier aufzuhalten gefährlich war, weil die Barbaren sich versammeln und ihnen den Weg abschneiden konnten, so verdoppelten sie ihre Sorgfalt von neuem, um ihren Kameraden wieder herzustellen. Sie ließen auch ihre Pferde weiden, beßerten ihre Rüstungen aus und nahmen gebackene Pflaumen, Rosinen und andere trockene Früchte mit, welche sie im Ueberfluße fanden.

Nachdem' es Nacht geworden war, stellten sie Schildwachen aus und ließen durch Reuter die umliegenden Gegenden erkundschaften. Um Mitternacht hörten zweye derselben ein Geräusch, als von Leuten, welche marschirten. Der eine von ihnen jagt fort, um den Truppen davon Nachricht zu geben. Inzwischen blieb der andere da, um noch genauer zu sehen, was es eigentlich wäre, und wie er beym Mondenscheine einen Haufen Indianer gewahr wurde, die auf Okaly losgingen, so ritt er spornstreichs in die Stadt, um es anzuzeichen. Man setzte augenblicklich den Kascho auf das Pferd, und weil er sich nicht wohl darauf erhalten konnte, so band man ihm an den Sattel fest und gab zugleich einen Reuter Befehl, für ihn Sorge zu tragen. Und hiermit reisten sie ab und marschirten mit solcher Eilfertigkeit, daß sie beym Anbruche des Tages, schon sechs starke Meilen zurück gelegt hatten.

Auf solche Art richteten sie immer ihren Marsch ein, wenn sie durch sehr volkreiche Oerter reisten. Sie tödteten sogar diejenigen, welche sie antrafen, damit sie die Straße, die sie genommen, nicht entdecken möchten. Durch unbewohnte Oerter aber marschirten sie langsam, um die Pferde zu Athem kommen zu lassen und mit ihnen im Nothfalle galoppiren zu können. An diesem Tage, welches der sechste ihrer Reise war, machten sie beynahe zwanzig Meilen, sowohl durch die Landschaft Okaly, als durch die Provinz Akuera. Den Morgen drauf wurde Atiensa krank und starb einige Stunden nachher unter Weges auf seinem Pferde. Seine Kameraden, welche sich um ihm einige Linderung zu verschaffen, (weil sie seine Krankheit ohne Gefahr zu seyn erachteten,) nicht aufgehalten hatten, wurden empfindlich gerührt daß der Tod ihnen bey so mißlichen Zeitumständen diesen Reuter geraubt hatte. Da bey solchen Gelegenheiten der Schmerz unnütz ist, und sie schleunig weiter reisen

sen musten, so machten sie eine Grube, worein sie den Atiensa beerdigten und setzten sodann ihre Reise weiter fort. Sie marschirten an diesem Tage zwanzig Meilen und kamen bey Sonnen Untergang an den großen Sumpf. Diese langen Tagereisen sind ohne Zweifel erstaunungswürdige Dinge und die, welche bey der Eroberung von Florida nicht zugegen gewesen sind, werden Mühe haben, sie zu glauben. Demungeachtet ist nichts wahrhafter, als dieses. Die Reuter legten in sieben Tagen hundert und sechs Meilen zurück, welche von Apalaschê bis an den großen Sumpf sind. Sie fanden denselben so angelaufen, daß die Wasser, welche mit Ungestüm hinein fielen und heraus strömten, Armen des Meeres glichen. Ich muß gestehen, daß ich allemal erstaune, so oft ich an die Strapazen denke, welche die Pferde bey Paßirung solcher Oerter zu erdulden hatten. Vermuthlich würden sie dieselben nicht haben aushalten können, woferne man sie nicht mit starken Hirsen gefüttert

hät-

hätte. Wirklich ist der Gebrauch desselben vortreflich und giebt den Thieren, die davon fressen, neue Kräfte. Aus dieser Ursache füttern die Völker von Peru, welche sich der Schaafe zu Lastthieren bedienen, sie blos mit dieser Art von Feldfrüchten. Diese machet sie stark und geschickt, die Schwere eines Menschen zu tragen.

Die Reuter brachten also die Nacht an dem Ufer des Sumpfes zu und froren dermaßen, daß sie, verschiedene Feuer auszuzünden, genöthiget waren, ungeachtet sie deswegen, von den Indianern bemerkt zu werden, befürchten muſten. Denn zwanzig allein wären hinreichend gewesen, sie an dem Uebergange zu verhindern. Sie hätten sie sogar leicht tödten können, weil sie ohne Gefahr aus ihrem Fahrzeugen auf sie schießen konnten. Ueberdieß hatten unsre Leute weder Pistolen, noch Armbrüste und mit ihren Pferden konnten sie sich ohnmöglich helfen. Also brachten sie die

Nacht

Nacht in einer beständigen Furcht zu und bereiteten sich zur Arbeit des folgenden Tages vor.

Zehendes Kapitel.

Fortsetzung der Reise der dreyßig Lanzen bis nach Hirriga.

In der Nacht, da die Reuter an dem Ufer des Sumpfes waren, starb einer ihrer Kameraden, Juan de Soto, eines plötzlichen Todes. Ein anderer entlief in dem nehmlichen Augenblicke, indem er sagte, daß unter ihnen, weil sie so geschwind stürben, die Pest seyn müsse. Man schrie ihm aber nach, daß er diese Krankheit schon an sich trüge, und daß ihm dieselbe, er möchte auch gehen, wohin er wollte, nicht verlassen werde. Ueberdieß wäre er von seinem Lande weit entfernt, könnte sich hier nirgends aufhalten und thäte daher am besten, wenn er bey ihnen bliebe. Diese Worte bewogen ihn, sich mit denjenigen

gen, welche für den Juan de Soto beteten, wieder zu vereinigen. Doch, weil er der Meynung war, daß selbiger an der Pest gestorben wäre, getrauete er sich nicht, ihn beerdigen zu helfen.

Als der Tag anbrach, machten sich die Reuter fertig, über den Sumpf zu gehen, und sahen mit Freuden, daß das Wasser gefallen war. Achte unter ihnen besserten die Brücke aus, welche schmal und elend war, nahmen die Sättel ihrer Pferde auf den Rücken und gingen damit hinüber. Da die Pferde diese Brücke nicht paßiren konnten, so zogen sie sich alle aus und führten sie ins Wasser, bis an den Ort, wo man nicht mehr Fuß fassen konnte. Weil es aber zu kalt war, so wollten die Pferde durchaus nicht schwimmen. Um sie nun dazu zu nöthigen, band man an ihre Halftern lange Stricke, welche vier bis fünf der besten Schwimmer bis in die Mitte des Wassers zogen, während dem, daß die andern sie mit schwanken Ruthgen schlugen.

Al-

Allein dieses half nichts; denn sie wichen zurück und hätten sich lieber tödten lassen, als daß sie vorwärts gegangen wären. Zwar bequemten sich durch vieles Schlagen einige derselben zum Schwimmen; allein sie kehrten plötzlich wieder um und zogen die Schwimmer mit sich zurück, ohne daß sie durch den Arias und die andern die hinter ihnen waren, aufgehalten werden konnten. Endlich ging das Pferd des Aniasko und das des Silvesters hinüber. Und da die, welchen sie angehörten, auf der andern Seite waren, so sattelten sie selbige und saßen auf, um im Stande zu seyn, sich dem Feinde zu widersetzen, falls derselbe käme, mit ihnen zu scharmützeln. Es waren schon vier Stunden verflossen, seit dem sich Arias und seine Kameraden im Wasser befanden; in welchem sie viel Frost litten und sich unnütze Mühe machten, so daß sie sich außerordentlich entkräftet fühlten und anfingen an ihren Leben zu verzweifeln.

Unwillig über diesen langen Verzug, näherte sich Aniasko zu Pferde der Brücke und fuhr den Arias, der sein Pferd nicht zum Gehen bringen konnte, heftig an. Arias, welcher überzeugt war, daß die Schuld hiervon weder an ihm, noch an seinen Kameräden lag, fand es sehr befremdend, daß man, nach den Widerwärtigkeiten, die sie ausgestanden, so mit ihnen umginge. Er antwortete daher, daß es schlecht gehandelt wäre, wenn man auf solche Art sprechen wollte. Aniasko möchte doch bedenken, daß sie unglücklicher Weise im Wasser erfroren, ohne daß sie mit allen ihren Bemühungen das mindeste ausrichten könnten. Er möchte selber absteigen, und man werde sehen, was für Wunder er thun werde. Arias trieb seine Empfindlichkeit noch weiter. Denn wenn man einmal im Zorn gerathen ist, so hat man sich zu mäßigen Mühe. Diese Freymüthigkeit machte, daß Aniasko in sich ging und sein auffahrisches Wesen mißbilligte, welches die, so unter seinem Kommando stunden, öf-

ters nöthigte, die ihm schuldige Ehrerbietung bey Seite zu setzen.

Dieß dienet denen, welche in den Armeen einige Gewalt haben, zur Warnung und giebt denselben zu erkennen, daß man den Soldaten durch Sanftmuth zu gewinnen suchen müße, daß, in Sachen, die das Kommando betreffen, das Beyspiel kräftiger sey, als alle Worte, und daß, wenn man gezwungen ist, jemanden einen Verweis zu geben, solches in keinem andern, als unbeleidigenden Ausdrücken geschehen dürfe.

Als nun Aniasko und Arias sich wieder ausgesöhnt hatten, so fuhr man mit Anregung der Pferde fort. Allein sie fingen nicht eher an, als gegen Mittag, da die Sonne mehr Stärke bekommen und die Kälte gemäßigt hatte, über zu schwimmen und zwar so langsam, daß es beynahe nach Mittage um dreye war, ehe sie sich am jenseitigen Ufer befanden. Die Spanier waren jetzt in einem erbärmli-

chen

chen Zustande, abgemattet, kraftlos und von allen Nothwendigkeiten entblößt. Nichtsdestoweniger faßten sie wieder Muth da sie die Gefahr erwogen, welche sie überstanden, und vor der sie sich so sehr gefürchtet hatten. Denn wenn der Feind sie bey diesem Uebergange angegriffen und zum Schlagen genöthigt hätte, so wären sie verlohren gewesen. Allein zum Glück ließen sich die Barbaren nicht sehen, weil da sie im Winter fast ganz nacket gehen, sie nur sehr selten aus ihren Häusern zum Vorschein kommen. Endlich, als unsere Leute auser dem Sumpfe waren, so lagerten sie sich ganz nahe dabey in einer Ebene, machten, wegen der auserordentlichen Kälte, große Feuer an, kamen allmählig wieder zu Kräften und waren, weil sie von da bis Hirriga keine schlimmen Wege mehr hatten, fröhlig.

Beym Einbruche der Nacht ruheten sie aus und setzten noch vor Tage ihre Reise fort. Auf selbiger trafen sie fünf Indianer an, und erstachen sie, aus Furcht,

von ihnen entdeckt zu werden, mit Lanzen. Sie legten an diesem Tage dreyzehn Meilen zurück, und verweilten in der Nacht auf einer schönen Ebene. Des Morgens aber machten sie sich vor Sonnenaufgange wieder auf den Weg und kamen bey guter Zeit nach Urribarakuxi, wo sie, aus Furcht vor den Einwohnern, nicht hinein gehen wollten. Sie marschirten an diesem Tage, welches der zehnte ihrer Reise war, funfzehn Meilen und ruheten einen Theil der Nacht drey Meilen von Mukoso aus. Gegen Mitternacht fingen sie wieder an zu marschiren, und nach zwey Meilen sahen sie in einem Walde an der Seite der Straße Feuer. Moro, der dieses Feuer gerochen, hatte ihnen vorher davon Nachricht gegeben. Kaum aber hatte er mit ihnen davon gesprochen, als sie es selbst gewahr wurden.

Die Spanier, über diese ungewöhnliche Erscheinung bestürzt, gingen gerade auf dieses Feuer zu und fanden dabey

ver-

verschiedene Indianer mit ihren Weibern und Kindern, welche Fische brateten. Dieß waren Unterthanen des Mukoso. Nichtsdestoweniger nahm man sie gefangen, um zu erfahren, ob ihr Herr den Frieden gehalten habe. Denn es wurde beschloßen, daß, woferne sich Klagen wider ihn fänden, man seine Unterthanen nach der Havana schicken wollte. Man rannte also spornstreichs auf sie zu und erwischte neunzehn derselben. Die übrigen stürzten sich in den Wald und retteten sich durch Hülfe der Dunkelheit. Die Gefangenen beriefen sich auf den Ortis, und gaben sich Mühe, die Spanier an die guten Dienste zu erinnern, welche man ihnen in seiner Person erwiesen habe. Doch dieß half ihnen nichts. Unterdeßen, als die Reuter sahen, daß sie keine Indianer mehr bekommen konnten, so fingen sie an, von dem Fische zu frühstücken, der da war, und welchem der Hunger, von dem sie gedrückt wurden, vortreflich finden ließ, ungeachtet er mit dem Staube, welchem die Pferde darauf hatten fliegen laßen,

überdeckt war. Hierauf marschirten sie queerfeld ein, und entferten sich von Mukoso. Nach Verlauf von fünf Meilen hatte Kascho seine Kräfte wieder erlangt. Das Schrecken, welches die Feinde verursacht hatten, zu der Zeit, als man zu Okaly war, hatte auf sein Gemüth einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich, mit Hülfe der Stärke seines Alters, von dem Uebel, welches Kälte und Abmattung ihm zugezogen hatten, geheilet befand und so munter, wie die übrigen, seinen Dienst verrichtete. Allein sein Pferd konnte nicht weiter gehen. Man ließ es daher auf einer Wiese zurück, nachdem man ihm Sattel und Zaum abgenommen und beydes an einem Baum gehangen hatte, damit, wenn etwa ein Indianer sich desselben bedienen wollte, er alles hätte, was nöthig wäre, um sich darauf zu setzen.

Hierauf fuhr man zu marschiren fort. Da man aber noch eine Meile von Hiriga war, wo sich vierzig Pferde und

achte-

achtzig Fußgänger befanden, so geriethen die Reuter in Furcht, weil sie sahen, daß sie weder die Fußstapfen eines Menschen, noch eines Pferdes antrafen. Denn sie konnten sich nicht vorstellen, daß Kalderon, der in diesem Platze war, nicht in der umliegenden Gegend spatziren geritten seyn sollte. Sie glaubten also, daß entweder die Garnison erwürgt worden wäre, oder daß sie sich auf die Brigantinen die man ihr zurück gelaßen, geflüchtet hätte. In diesen Gedanken waren sie voll Furcht und Traurigkeit, betrachteten sich von der Armee entfernt, von Lebensmitteln und Schiffen, um sich aufs Meer begeben zu können, entblößt, erinnerten sich der auf ihrer Reise ausgestandenen Widerwärtigkeiten und verzweifelten, jemals wieder nach Apalaschée zurück zu kommen. Unter so verdrüßlichen Unruhen beschloßen sie gleichwohl, daß, wenn sie ihre Leute nicht zu Hirriga anträfen, sie sich an einem Orte des Waldes, wo in der Nähe Graß wäre, lagern wollten. Während der Zeit, daß sie da ausruhe-

ten, wollten sie ihre entbehrlichsten Pferde tödten, sie, um unter Weges davon zu leben, in Stücken zerschneiden und dann ihren Rückweg versuchen. Dabey schmeichelten sie sich, daß sie, daferne man sie tödtete, doch wenigstens im Sterben den Trost haben würden, sich in den Stand, ihre Schuldigkeit zu thun, gesetzt zu haben, und daß, wenn das Glück sie begünstigte, sie Zufriedenheit und Ehre davon tragen würden. Und hiermit setzten sie ihren Weg muthig fort und begaben sich nach Hirriga.

Eilftes Kapite.

Ankunft der Parthey in Hirriga.

Als die Reuter an einem kleinen Sumpfe, eine halbe Meile von Hirriga, angekommen waren, fanden sie da einige Pferdetappen und freuten sich ausnehmend. Ihre Pferde sogar, die sich kaum mehr aufrecht erhalten konnten, faßten wieder Muth, berochen die Fußstapfen, wel-

welche sie antrafen, und nach den Sprün-
gen zu urtheilen, die sie machten, schien
es, als wenn sie nur erst aus dem Stal-
le kämen. So marschirten die Spanier
in gröster Eil und langten bey Sonnen-
Untergange vor der Stadt Hirriga an.
Einige Reuter von der Garnison kamen
ebenfalls zu Pferde heraus, um ausser-
halb des Platzes vom Feinde Kundschaft
einzuziehen, und ritten zwey und zwey
mit der Lanze in der Hand einher.

Aniasko und seine Kameraden, die sie
gewahr wurden, stellten sich in die nehm-
liche Ordnung und nicht anders, als
wenn sie ein öffentliches Lustrennen hätten
halten wollen, so ritten sie in kleinen Ga-
lopp einander entgegen; welches etwas
sehr angenehmes war. Auf den Lärm,
welchen sie machten, kamen Kalderon
und die übrige Garnison aus der Stadt.
Sie fanden ein Vergnügen, dem Wett-
rennen des Aniasko und seiner Leute zu
zusehen, und empfingen dieselben mit al-
len Merkmalen einer großen Zuneigung.

Aniasko und seine Gefährten bezeugten ihnen ihre Freude ebenfalls, und von beyden Theilen hielt man sich lange Zeit umarmt. Hierauf, ohne daß die Garnison nach der Gesundheit des Soto und dem Zustande der Armee sich erkundigte, fragte dieselbe blos, ob man in der Provinz Apalaschê viel Geld fände? So viel Gewalt hat das Verlangen nach diesem Metalle über das Gemüth der Menschen, daß es dieselben ihrer Schuldigkeit leicht vergessen macht.

Die Reise des Aniasko und seiner Begleiter dauerte eilf Tage. Zweye brachte man zu, um über den Okaly und den großen Sumpf zu gehen, so daß man in neunen mehr, als hundert und funfzig Meilen, welche von Apalaschê bis nach Hirriga sind, zurücklegte. Aus den von diesen Reutern ausgestandenen Unfällen kan man leicht auf die Mühseligkeiten der andern Spanier schlüssen, welche die übrigen Theile der neuen Welt, die so weit in ihrem Umfange und so fürchterlich, in

Ansehung der Tapferkeit ihrer Einwohner ist, erobert haben. Demungeachtet giebt es Personen, welche, indem sie die Frucht von den Arbeiten derer genießen, die der Krone Spanien so viele reiche Königreiche zugebracht haben, über die Strapazen, welche sie, um sich selbige zu unterwerfen, haben erdulden müssen, spotten. Da sie die Güter derselben ohne Mühe besitzen, so glauben sie, daß sie auch auf solche Art erworben worden sind, worinnen sie sich aber gröblich irren.

Als Aniasko in Hirriga angekommen war, so erkundigte er sich, ob die Indianer der Provinz Mukoso und der, wo er war, nicht etwa den Frieden gebrochen hätten? Und sobald er erfuhr, daß man mit ihrer Aufführung zufrieden wäre, so schickte er die Gefangenen, mit dem Befehle an ihren Kaziken zurück, daß er ins Quartier kommen und Leute mitbringen möchte, um die Lebensmittel und die übrigen Sachen, die man ihm schenken wolle hinweg zu tragen. Er trug ihnen

nen auch auf, für das Pferd zu sorgen, welches man in ihrer Gegend zurück gelassen hatte, und hiermit nahmen sie voller Freuden, ihre Freyheit wieder erhalten zu haben, ihren Weg wieder nach ihrem Lande zu. Drey Tage hernach kam Mukoso mit dem Pferde an, von welchen einige Indianer den Zaum und den Sattel trugen, weil sie selbige ihm nicht hatten anlegen können. Er umarmte den Aniasko und die von seinen Gefolge liebreich, erkundigte sich höflich nach der Gesundheit des Generals und bat sie, ihm den Erfolg der Eroberung, die Umstände ihrer Reise, die Treffen, die sie hätten halten müssen, die Vorfälle, die ihnen begegnet wären, nebst den Hunger, und den Strapazen, die sie ausgestanden hätten, zu erzählen. Er würde sich, sagte er glücklich schätzen, wenn er die Kaziken des Landes bewegen könnte, den Spaniern Gehorsam zu leisten, weil sie niemals unter einer sanftern und erlauchtern Herrschaft, als der einer so kriegerischen Nation leben könnten.

Ani-

Aniasko, der diese verbindliche Art, auf welche Mukoso sie, in Vergleichung mit seinen Kameraden, empfangen, die sogleich nach nichts, als nach den entdeckten Reichthümern gefragt hatten, bemerkte, dankte demselben, im Namen aller, für die Zuneigung, die er zu den Spaniern trüge, und machte ihm in Betreff des Friedens, den er gehalten habe, ein Kompliment. Auf diese Höflichkeiten antwortete der Kazike mit so vielem Verstande, daß er sich die Hochachtung, die Freundschaft und die Bewunderung eines jedweden erwarb. Mukoso besaß auch in der That sehr schöne Eigenschaften. Denn ohne von den Annehmlichkeiten des Leibes zu reden, so hatte er auch Verstand, Gutmüthigkeit und ein gewisses Betragen, welches die Spanier bezauberte. Daher wurde er von ihnen zärtlich geliebet, und, meines Erachtens, hätten sie ihn mit guter Manier, sich taufen zu lassen, bewegen sollen. Nach den natürlichen Einsichten, welche er hatte, würden sie nicht viel Mühe gehabt haben, ihn zum Glauben

ben zu bekehren, und dieß würde ein glücklicher Anfang gewesen seyn. Allein die Christen wollten das Evangelium den Einwohnern von Florida nicht eher predigen, als bis sie diese Landschaft zuvor ganz erobert haben würden.

Hierauf ließ Mukoso die vier Tage über, als er bey den Spaniern war, mehr als fünf hundert Zentner Kaßave wegtragen, welches das Brod ist, das in Kuba aus der Wurzel Maniok gemacht wird, ingleichen verschiedene Mäntel, Säcke, Schlafhosen, Beinkleider, Strickschuhe und andere, nebst Küraßen und Lanzen, mit einem Worte, alle Arten von Waffen. Man gab ihm überdieß Segel, Strickwerk, Anker, Taue und andere zu den Schiffen nöthige Dinge. Unsere Leute hatten von diesem allen einen Ueberfluß und ihre waren froh, dem Mukoso und seinen Unterthanen etwas davon zu überlassen.

Zwölftes Kapitel.

Man vollzieht die Befehle des Generals.

Als Mukoso das, was man ihm zurück ließ, hatte hinweg tragen lassen, untersuchte man die Befehle des Generals. Sie enthielten, daß Aniasko die Brigantinen, die in der Bay des heiligen Geistes geblieben waren, nehmen und die Küste, gegen Abend zu, bis an dem Meerbusen von Auté, welchen er selbst entdeckt hatte, damit befahren sollte. Aniasko besichtigte also die Schiffe, setzte sie in Stand, füllte sie mit allerley Vorräthen an, und las sich Personen aus, die ihn begleiten sollten. Er brachte sieben Tage mit den Zubereitungen zu, und nachdem er dem Kalderon den Befehl des Generals, seinen Weg betreffend, zugestellet hatte, nahm er Abschied, begab sich unter Segel und richtete seinen Lauf nach dem Meerbusen von Auté zu. Doch wir wollen ihn der See und den Winden

über-

überlassen und sehen, auf was für Art Arias dasjenige vollzieht, was ihm aufgetragen war. Man hatte ihm nehmlich befohlen, die Karavelle zu nehmen, nach der Havana zu der Isabella von Bovadilla zu segeln und ihr von der Entdeckung umständliche Nachricht zu geben. Er hatte überdieß noch andere Aufträge zu besorgen, da sie aber auf diese Geschichte keinen Bezug haben, so werde ich auch hier davon nicht sprechen. Um also dem, was ihm vorgeschrieben war, eine Genüge zu thun, ließ Arias die Karavelle kalfatern, equippirte sie, begab sich aufs Meer und kam in wenig Tagen in der Havana an. Er wurde von der Gemahlin des Soto und allen Einwohnern der Insel mit vieler Freude empfangen. Sie stellten große Lustbarkeiten an, wegen der Nachrichten, die man ihnen von der Gesundheit des Generals überbrachte, welchen sie mit Glückwünschen und Lobsprüchen überhäuften.

Dreyzehendes Kapitel.

Was sich um Hirriga in Abwesenheit des Soto zutrug.

Während der Zeit, daß sich Kalderon in Hirriga aufhielt, legten seine Leute verschiedene Gärten an, wo sie viel Rüben, Sallat und andere Kräuter säeten. Sie sammelten mancherley Saamen zu ihren Bedürfnissen, im Fall sie sich etwa in dem Lande wohnhaft niederließen. Die Indianer nahmen auch einige Spanier gefangen, welches, durch die Schuld der Spanier selber, so zuging: Die Barbaren hatten, an dem Ufer der Bay des h. Geistes, große von getrockneten Steinen verschloßene Oerter, worinne sie Rochen, und andere Fische fingen, die in diese Gegenden kamen, wenn das Meer zur Zeit der Flut, hoch war, und welche, wenn es sich wieder zurück zog, beynahe auf dem Trocknen liegen blieben. Dieser Fischfang war groß, und die Soldaten des Kalderon genoßen ihn mit den Indianern

gleich. Deßwegen kamen Lopez und Galvan einsimals auf den Einfall, ohne Befehl des Kapitäns, fischen zu gehen. Sie setzten sich daher in ein Fahrzeug und nahmen den Mugnos, einen Pagen ihres Kommendanten, mit sich. Als sie fischten, kamen auf kleinen Kähnen einige Barbaren, welche bey ihrer Annäherung halb auf Spanisch und halb auf Indisch sagten, daß der Fischfang gemeinschaftlich seyn müsse. Lopez, welcher trotzig war, gab ihnen zur Antwort, sie sollten hingehen, und sich die Hunde fressen lassen. Er habe nichts mit ihnen zu theilen. Zugleich griff er nach den Degen, und verwundete einen Indianer, der sich ihm genähert hatte. Aufgebracht über diesen Frevel, fielen die übrigen über die drey Spanier her, erschlugen den Lopez mit ihren Ruderstangen, ließen den Galvan für todt auf dem Platze liegen, und nahmen den Mugnos mit sich fort, welchem sie, in Betracht seiner Jugend, nichts zu Leide thaten. Einige Soldaten von der Garnison, die nicht weit davon entfernt

wa-

waren, kamen durch den Lerm herbey gezogen und das Unglück vermuthend, das vorgefallen war, in einem Kahne, dem Lopez und dem Kalvan zu helfen. Allein sie fanden sie todt, und den Mugnos in der Gewalt der Barbaren. Sie begruben den Lopez augenblicklich, und da Galvan noch Athem holte, so leisteten sie ihm noch zu rechter Zeit Hülfe, daß sie ihn wieder zu sich selbst brachten. Indeßen vergingen über dreyßig Tage, ehe er völlig wieder genas, und dennoch blieb er, wegen seiner Wunden am Kopfe, ganz blödsinnig. Denn wenn er zuweilen dieses Unglück erzählte, so sagte er: Als die Indianer mich und den Lopez ums Leben brachten, so thaten wir dies und das. Seine Kameraden, welche sich an seinen Träumereyen belustigten, versetzten ihm darauf, daß ja nur der Lopez getödtet worden, er hingegen noch am Leben wäre. Allein, er blieb hitzig dabey, er wäre todt und lebendig zugleich, weil ihm Gott das Leben wiedergegeben habe.

Einige Zeit hernach fingen die Indianer noch einen Soldaten, welchem man Vintimilla nannte, als er zur Zeit der Ebbe, am Ende eines Waldes, zwischen der Stadt Hirriga und der Bay des h. Geistes, Meer-Krebse fischte. Die Barbaren, die sich in das Holz versteckt hatten, kamen ihm, da sie ihn allein sahen, auf dem Leib, und sagten zu, ihm ganz in der Güte, daß er den Fischfang mit ihnen theilen müße. Vintimilla, welcher sie zu erschrecken glaubte, erwiederte ihnen trotzig, daß er nichts mit ihnen zu theilen habe. Die Indianer, die es verdroß, daß ein einzelner Mensch sich unterstünde, so hochmüthig mit ihnen zu reden, führten ihn mit sich hinweg; doch fügten sie ihm kein Leid zu. Mugnos und Vintimilla waren zehn Jahr unter ihnen, mit der Freyheit, hinzugehen, wohin es ihnen beliebte. Endlich aber retteten sie sich auf folgende Art: Ein christliches Schiff welches einige Unterthanen des Hirriga verfolgten, wurde von einem Ungewitter überfallen, und nahm, um der Wuth deſ-

selben zu entgehen, seine Zuflucht in die Bay des h. Geistes. Als der Sturm aufgehört hatte, begab sich dasselbe wieder aufs hohe Meer, und die Indianer fingen wieder an, auf selbiges Jagd zu machen. Vintimilla und Mugnos, die sie begleiteten, waren in einem Fahrzeuge allein, und da sie den Vorsatz hatten, zu entwischen, so bot ihnen das Glück hierzu eine schöne Gelegenheit an. Ein Nordwind erhebt sich plötzlich. Die Indianer, welche befürchteten, daß er sie, wenn er stärker würde, zu weit ins Meer treiben möchte, bemühten sich, wieder ans Land zu kommen. Unterdessen verweilen sich die beyden Spanier allmählig und stellen sich, als wenn sie nicht vermögend wären, wider die Gewalt des Windes zu fahren. Da sie aber die Indianer entfernt sahen, drehen sie die Spitze ihres Fahrzeugs nach dem Schiffe zu, rudern, was sie können, und schreyen, daß man sie erwarten solle. Die Christen legen auf ihrem Zuruff die Segel bey und nehmen diese beyden Spanier mit Freu-

auf, um sich durch sie über diejenigen zu trösten, welche sie verloren hatten.

Vierzehndes Kapitel.

Abreise aus der Stadt Hirriga.

Nachdem Aniasko und Arias abgereist waren, der eine in den Meerbusen Auté, und der andere nach der Havana, nahm Kalderon mit funfzig Fußgängern und siebzig Lanzen seinen Weg nach Apalaschè und langte den zweyten Tag in Mukoso an. Der Kazike kam heraus ihm entgegen, quartirte ihn in die Stadt ein, bewirthete sie alle herrlich und begleitete sie den andern Morgen bis außer seinem Gebiete. Als sie bereit waren, einander zu verlaßen, sagte er zu ihnen mit thränenden Augen, daß er in Zukunft die Hoffnung verlöre, den General wieder zu sehen. So lange sie in Hirriga gewesen wären, habe er sich immer geschmeichelt, daß er einmal wieder ins Land kommen, und er darinnen die Ehre ha-

ben

ben werde, ihm seine Dienste anzubie-
ten. Nunmehr aber, da er sich verur-
theilt sähe, seine Abwesenheit zu bewei-
nen, bäte er sie inständig, ihm die Be-
trübniß, die er darüber empfände, zu
erkennen zu geben. Nach diesen Worten
umarmte er sie und kehrte äußerst traurig
wieder nach Mukoso zurück. Unterdeßen
setzten die Spanier ihren Marsch fort,
kamen bis an den großen Sumpf und hat-
ten unter Weges keinen andern Zufall,
als daß einst in der Nacht, als sie sich in
einer Ebene nahe bey einem Walde gela-
gert hatten, verschiedene Indianer her-
aus kamen, welche sie unaufhörlich beun-
ruhigten. Denn man hatte sie nicht so
bald zurückgeschlagen, als sie von neuem
wütend ansetzten. Einer von ihnen, der
besonders viel Kühnheit blicken ließ, wur-
de von dem Silvester angegriffen. Der
Indianer hielt anfänglich Stand, nahm
aber hernach gleichwohl die Flucht. Der
Spanier verfolgt ihm; allein der Barbar,
der sich in Gefahr sieht, erstochen zu wer-
den, kehrt sich um, und in dem Augen-

blicke, da ihm der Reuter einen Stoß mit der Lanze giebt, der ihm zur Erde streckt und tödtet, schießt er einen Pfeil ab, welcher das Pferd des Silvesters durchbohrt und über den Haufen wirft, so daß der Barbar, das Pferd und der, so darauf saß, über einander wegfielen. Die Spanier, erstaunt, daß ein einziger, so nahe abgeschoßner Pfeil ein so starkes Pferd habe tödten können, hatten die Neugierde, die Wirkung dieses Schußes des Morgens zu beaugenscheinigen. Sie fanden hierbey, daß der Pfeil durch die Brust hinein gefahren und, nachdem er das Herz durchstochen, in dem Eingeweide stecken geblieben war. Mit solcher Heftigkeit schiessen die Indianer ihre Pfeile. — Auch haben sie von ihrer frühesten Jugend an, keine andere Uebung. Sobald ihre Kinder gehen lernen, befleißigen sie sich, es hierinnen ihren Vätern nachzuthun. Sie nehmen Pfeile in die Hand und verlangen von ihnen Bogen. Wenn sie ihnen solche versagen, so machen sie sich selbst welche von kleinen

Stä-

Stäben und erklären den Mäusen des Hauses den Krieg. Treffen sie aber nichts an, worauf sie schießen können, so jagen sie den Fliegen nach. Ausser dem Hause suchen sie Eydechsen und lauren, wenn diese Thiere in ihren Löchern sind, fünf bis sechs Stunden, bis daß sie heraus kommen.

Durch eine beständige Uebung schießen sie also mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit. Doch da ich hier Gelegenheit habe, von den ausserordentlichen Pfeilschüßen der Indianer zu reden, so will ich davon ein Beyspiel erzählen. Moskoso empfing in einer der ersten Scharmützeln mit den Apalaschiten auf der rechten Seite einen Pfeilschuß, der sein ledernes Kollet und sein Panzerhemd, doch ohne ihn zu tödten, weil der Schuß überzwerch gegangen war, durchbohrte. Die spanischen Officiere erstaunet, daß ein Panzerhemd von hundert und funfzig Dukaten auf einen einzigen Schuß durchlöchert worden war, wol-

ten die ihrigen, um zu wissen, ob man sich auf sie verlassen konnte, probiren. Daher, als sie in der Stadt Apalaschè waren, nahmen die, welche Panzerhemden trugen, einen sehr fest geflochtenen Schilfkorb und legten einen der schönsten Panzer darum. Sie banden hierauf einen gefangenen Indianer los, gaben ihm einen Bogen, nebst einem Pfeile in die Hand und befahlen ihm hundert und funfzig Schritte weit auf dieses Panzerhemd zu schießen. Sogleich ballte der Barbar die Faust, schüttelte, dehnete und bog die Arme, um seine Kräfte zu erwecken, schoß und durchbohrte den Panzer und den Korb mit so vieler Heftigkeit, daß der Pfeil noch gar leicht einen Menschen durchstochen haben würde. Unsere Leute, welch e sahen, daß ein Panzerhemd einem Pfeile keinen Widerstand that, legten zweye auf den Korb, gaben den Indianer einen Pfeil, welchen er abschoß und sie alle beyde durchbohrte. Doch weil der Pfeil darinnen stecken blieb und von einer

Seite so weit hinein gieng, als von der andern, aus Ursachen, weil derselbe nicht mit genugsamer Geschicklichkeit abgeschossen worden war, so bat der Barbar um die Erlaubniß, noch einen zu schießen, mit dem Bedinge, daß, woferne er nicht mit eben so vieler Stärke, als das erstemal, beyde Panzer durchbohrte, er sich der Strafe, das Leben zu verlieren, unterwerfen wollte.

Die Spanier wollten ihm aber seine Bitte nicht gewähren und rechneten seitdem nicht mehr auf ihre Panzer, welche sie aus Scherz holländische Linnen nennten. Daher machten sie aus groben Tüchern sich vier Finger dicke Röcke, welche die Brust nebst dem Schwanze der Pferde bedeckten und dem Schuße besser, als etwas anders, widerstunden. Da ich aber in dieser Geschichte noch von einigen andern wunderbaren Pfeilschüssen reden werde, so komme ich jetzt wieder zu dem Kalderon.

Fünf-

Funfzehendes Kapitel.

Verfolg des Marsches Kalderons und seine Ankunft im Lager.

Die Indianer kamen, als sie einen von ihnen getödtet sahen, nicht mehr wieder, die Spanier zu zwacken, welche den folgenden Tag am Ufer des großen Sumpfes, wo sie die ganze Nacht blieben, anlangten. Sie setzten den andern Morgen, ohne daß sie von den Feinden angegriffen worden waren, über denselben und marschirten in großen Tagereisen durch die Provinz Akuera. Um einander die Beschwerlichkeiten des Weges zu erleichtern, stiegen die Reuter ab und wollten, aus Furcht, ihre Pferde zu ermüden, sie lieber den Fußgängern überlassen, als sie auf selbige hinter sich nehmen. Sie kamen endlich zu Okaly an, welches sie verlassen fanden, und nachdem sie Lebensmittel zu sich genommen hatten, fuhren sie auf Fähren über den Fluß, der bey dieser Stadt vorbey fließt. Hierauf gingen

gen sie nach Dschilé, von da begaben sie sich nach Vitaschuko, hierauf an den Fluß Ossaschilé und zu der Stadt dieses Namens, aus welcher sich die Einwohner geflüchtet hatten. Sie nahmen daraus Lebensmittel und seßten ihre Reise durch ein wüstes Land fort, zwischen Ossaschilé und dem Apalaschéer Sumpfe, und legten, ohne daß die Barbaren sie mehr, als ein einziges mal angegriffen hatten, über hundert und fünf und dreyßig Meilen zurück, von dem Anfange ihrer Reise an, bis an den Ort, wo sie sich befanden. Als sie in den Wald, der an den Sumpf grenzt, angekommen waren, lagerten sie sich die ganze Nacht auf einer benachbarten Ebene. Beym Anbruche des Tages aber, wie sie durch den engen Weg marschirt waren, begaben sie sich ins Wasser, näherten sich bis zur Brücke und besserten dieselbe aus. Die Fußgänger, gingen, ohne daß sich ihnen der Feind widersetzt hätte, hinüber und die zu Pferde schwammen glücklich über das Wasser, wo dasselbe am tiefsten war.

Hier

Hierauf gab Kalderon seine Befehle, um vollends über den Sumpf zu gehen. Er beorderte zehn Reuter, daß sie fünf Armbrustschützen, nebst eben so vielen, mit runden Schildern *) bewafneten, Leuten hinter sich aufs Pferd nehmen und sich des Weges, der auf der andern Seite war, bemächtigen sollten. Sie machten sich also fertig, über das Wasser zu gehen und das Ufer schleunig zu erreichen. Zu gleicher Zeit kamen die Indianer heraus, welche im Hinterhalte waren, griffen sie mit großem Geschreye an, bedeckten sie mit Pfeilen, tödteten das Pferd des Alvars und verwundeten noch fünf andere. Die übrigen, durch den Lärm und die Schüsse der Barbaren erschreckt, schlugen hinten aus, bäumten sich auf, nahmen das Gebiß zwischen die Zähne, kehrten um und warfen die, welche sie hinten aufsitzen hatten und die fast alle verwundet wurden, ins Wasser. Denn als sich die Pferde umwendeten, sahen die Indianer die Fußgänger völlig und wähl-

*) Des rondaches.

wählten sich dieselben zu ihrem Ziele. Sie setzten sich sogar in Bereitschaft sie in Wasser zu erwürgen, riefen ihren Kameraden zu, ihnen zu helfen und Zeugen ihres Sieges zu seyn. Dieser Angrif bestürzte die Spanier. Ihre Pferde befanden sich außer dem Streite. Sie musten im Sumpfe fechten und sahen sich in Unordnung. Der Feind fiel über sie her; alles das ließ sie befürchten, sämmtlich nieder gemacht zu werden. Die Barbaren hingegen, welche die Unruhe der Unsrigen merkten, wurden noch übermüthiger und verdoppelten gegen die, welche im Wasser waren, ihre Bemühungen.

Mittlerweile kamen Villabo und andere tapfere Soldaten ihren Kameraden zu Hülfe, stellten sich den Indianern entgegen und hielten ihre Wuth auf. Unterdessen liefen die übrigen Barbaren der Gegend, auf die Nachricht, daß die Christen in Unordnung gebracht wären, her-

herbey, um an dem Siege Theil zu nehmen.

Zur Linken der Spanier, welche über den Sumpf gingen, kam ein großer Haufe Barbaren, und einige zwanzig Schritte vorher ein Indianer, mit großen Federn auf dem Kopfe und prächtig nach der Mode des Landes gekleidet. Dieser Anführer, welcher sahe, daß sich die Spanier näherten, wollte sich eines dicken Baums, der von ihnen und ihm gleich weit entfernt war und wovon er ihnen vielen Abbruch hätte thun können, bemächtigen. Als Silvester sein Vorhaben gewahr wurde, rief er den Galvan, welcher herzu gelaufen kam. Sie erreichten den Baum noch vor den Barbaren, der, hierüber rasend, drey Pfeile auf sie abschoße. Der Schild des Silvesters fing sie auf, und widerstund ihrer Gewalt, weil er naß war. Galvan, der Befehl hatte, nur auf diesen Indianer zu schießen, wartete, bis er ihn mit seiner Armbrust erreichen

konn-

konnte. Er nahm seine Zeit so wohl in Acht, daß er ihn mitten in die Brust traf und ihn, da er blos mit einem dünnen Felle bedeckt war, durchbohrte. Gleichwohl wurde er von diesem Schuße nicht zu Boden geworfen. Er drehte sich blos auf einem Fuße herum und schrie, daß ihn diese Schurken von Christen getödtet hätten. Man hörte sogleich einen grossen Lärm. Es war nun nichts, als Heulen und Schreyen unter den Barbaren. Sie liefen zu ihrem Anführer, nahmen ihn in ihre Arme, reichten ihn einander zu und trugen ihn wieder dahin, wo sie hergekommen waren.

Unsern Leuten zur Rechten, näherte sich ein Haufe Indianer wütend, auf welche Manaßes, von zehn andern begleitet, los marschirte, um ihnen die Spitze zu bieten. Die Barbaren schoßen tapfer auf sie zu, verwundeten den Manaßes an den Schenkeln, wo ihn der Schild nicht bedeckte, und die vier übrigen Pfeilschüsse, die sie ihm an diesem Orte beybrachten,

waren dermaaßen heftig, daß sie ihn rücklings ins Waßer stürzten. Fünfe von seinen Gefährten hatten das nehmliche Unglück. Die Indianer, durch diese Handlung angefrischt, und in der Hoffnung, den Sieg davon zu tragen, thaten neue Versuche, um zu überwinden. Damals vertheidigten sich die Spanier, in die Nothwendigkeit gesetzt, für ihr Leben zu fechten, wie Löwen. Unterdeßen läuft das Gerücht unter den Barbaren herum, daß ihr Anführer tödtlich verwundet sey, worauf sie anfingen, allmählig nachzulaßen, und sich nur noch im Zurückziehen zu schlagen. Unsre Leute vereinigten sich sogleich wieder in der besten Ordnung, und um die Gelegenheit, die ihnen das Glück anbot, nicht zu verlieren, verfolgten sie den Feind, jagten ihn in den engen Weg, der am andern Ufer des Sumpfes war, und machten sich ohne Mühe von dem Orte des Waldes, welchen die Truppen bey ihrem Durchmarsche geöffnet hatten, Meister. Die Barbaren, die ihn befestigt und sich hinein retiriret hatten,

hat-

hatten denselben, auf die von der Verwundung ihres Chefs erhaltene Nachricht, verlaßen. Die Spanier quartirten sich an diesem Orte, zu welchem man sehr schwer kommen, der aber sehr leicht vertheidigt werden konnte, ein. Sie brachten die Nacht mit dem Verbinden der Verwundeten zu, deren sie eine sehr große Anzahl hatten, und waren, wegen des unaufhörlichen Geschreyes der Feinde, beständig auf guter Hut. Da es Tag wurde, begaben sie sich auf den Weg und schlugen die Indianer vor sich her, bis an einen Wald, durch den man ohngefähr zwey Meilen zu paßiren hatte. In diesem nicht so dichten Gehölze als das, durch welches man schon gegangen war, hatten die Barbaren von beyden Seiten des Wegs gute Palliſaden gepflanzt, von wannen sie mit so vieler Ordnung schossen und angriffen, daß, wenn eine Reihe zum Treffen kam, die andere zu schlagen aufhörte, aus Furcht, daß sie sich mit ihren eigenen Waffen verwunden möchten. Die Spanier zogen muthig durch diesen

Wald und bekamen zwanzig Verwunde-
te, ohne daß sie jemals einen einzigen In-
dianer hätten tödten können. Sie glaub-
ten sogar viel zu thun, wenn sie sich vor
ihren Schüssen zu verwahren suchten.
Hierauf traten sie in ein weites Feld, wo
die Barbaren, welche sich vor der Kaval-
lerie scheueten, sie weder anzugreifen,
noch zu erwarten wagten; und nach fünf
Meilen, da die Verwundeten sich ge-
wöhnlich müde befanden, kampirten un-
sere Leute auf einer Ebene, wo des Nachts
die Feinde von allen Seiten auf sie einbra-
chen. Hier rückten die Reuter an, ihnen
Widerstand zu thun, und fielen muthig
unter den dicksten Haufen der Barbaren,
welche sich im Zurückziehen schlugen und
die Pferde zu durchbohren suchten, wovon
sie jedoch nur ein einziges verwundeten.
Fast die ganze Nacht thaten sie nichts,
als daß sie den Spaniern zuschrien, sie
hätten die andern erwürgt, geviertheilt,
und an die höchsten Bäume gehangen.
Sie wollten es mit ihnen, ehe sie dahin
kämen, wohin sie wünschten, eben so ma-

chen

chen. Sie wären nicht so feige, daß sie ihre Tyranney erduldeten. Wofern sie nicht aus dem Lande gingen, so wollten sie sie insgesamt niedermachen.

Als es Tag war, verfolgten unsere Leute ihren Weg und kamen an einem tiefen Bach, der um desto gefährlicher zu passiren war, ie mehr man ihm an dem andern Ufer mit Palisaden befestigt hatte. Kalderon ließ den Durchweg erkundschaften und machte sich zum Treffen fertig. Er befahl dreyßig Reutern abzusitzen, den Degen in die eine, und die Axt in die andere Hand zu nehmen, und die Pfähle umzuhauen. Er befahl ferner, daß die, welche am wenigsten zu fechten im Stande wären, mit dem Gepäcke in die Mitte und die am besten bewaffneten sich ans Ende stellen sollten, damit man von allen Seiten den Feind abhalten könnte. In dieser Ordnung traten sie in den Wald hinein welcher dem Bache gerade über lag. Da die Barbaren sie an einem Orte, wo man die Pferde nicht brauchen konnte, eingeschlos-

sen sahen, fingen sie an, ein heftiges Geschrey zu machen und sie mit solcher Wuth anzufallen, daß sie sie alle in Stücken zu hauen glaubten. Unsere Leute, weiter zu gehen, oder zu sterben, entschloßen, gelangten unerschrocken bey den Verschanzungen an. Das Treffen war hartnäckig nichtsdestoweniger gewonnen sie, des Widerstandes der Indianer ungeachtet die Palisaden und hieben sie mit großen Aexten um. Es wurden hierbey einige verwundet und ein Pferd getödtet. Sie marschirten hierauf durch die Ebene, ohne daß die Feinde sie angriffen, außer, wenn sich auf ihrem Wege starkes Gebüsche antreffen ließ. Denn die im Hinterhalte befindlichen Indianer fielen da unversehens über sie her und schrien, daß sie sie alle, wie sie den andern gethan hätten, niedermachen wollten. Den Spaniern wurde bey diesen Drohungen übel zu Muthe, zumal, da aus der Stadt Apalaschê, woraus man den Lärm leicht hören konnte, kein Sucours kam. Auch sahen sie nicht einmal den Fußtritt eines

 Pfer-

Pferdes. Gleichwohl näherten sie sich mit sachten Schritten dem Platze, in welchen sie bey Sonnen-Untergange einzogen. Einige Tage hernach starben zwölfe von ihren Verwundeten, und unter andern Manaßes, der ein sehr tapferer Soldat zu Pferde war.

Kalderon und seine Gefährden wurden von der ganzen Armee mit desto größrer Freude empfangen, da man dieselben bereits für todt gehalten hatte. Denn die Barbaren kamen alle Tage und riefen unsern Leuten zu, daß sie selbige unter Weges umgebracht hätten; welches auch wahrscheinlich zu seyn schien, weil, da sich der General mit neunhundert Mann in diesen Päßen in großer Gefahr gesehen hatte, Kalderon mit achtzigen darinnen leicht umgekommen seyn könnte. Als sich aber der General glücklich getäuscht sahe, so kann man sich das Vergnügen, welches er hatte, den Kalderon und seine Gefährten zu bewillkommen, gar nicht vorstellen. Er umarmte sie alle verschiedenemal und fragte verbindlichst nach den

besondern Umständen ihrer Reise Er lobte sie liebreich, sprach von ihren Straßen und von ihrem Muthe und befahl, daß man für die Verwundeten alle Sorge tragen sollte.

Sechzehendes Kapitel.

Entdeckung der Küste.

Als Kalderon in der Stadt Apalaché anlangte, war Aniasko schon seit sechs Tagen darinnen angekommen, nachdem er sich zu Auté, ohne irgend einen aufzeichnungswürdigen Zufall gehabt zu haben, ausgeschifft hatte. Er war glücklich in diesen Hafen eingelaufen, weil man, um ihn demselben zu versichern, zwölf Tage vor seiner Ankunft zwey Kompagnien, die eine zu Pferde, und die andere zu Fuße, dahin abgeschickt hatte. Sie waren aller vier Tage abgelöst worden, und ließen während ihres Auffenthalts im Lager, ihre Fahnen wehen, damit man sie von weitem entdecken möchte.

Aniasko, der sie gewahr wurde, lan-
dete zu Auté an, brachte seine zwey Schif-
fe daselbst in Sicherheit und nahm mit
denen, die ihm zur Bedeckung dienen
sollten, den Weg nach dem Lager zu.
Da nun auch Kalderon in demselben an-
gekommen war, und die Spanier sich al-
le beysammen sahen, so glaubten sie, daß
es keine Gefahr in der Welt gäbe, wel-
che sie nicht überwinden könnten. Da-
her waren sie immer in Freuden und brach-
ten ihre Winterquartier auf eine angeneh-
me Weise zu. Unterdessen ließ der Ge-
neral, welcher sich ganz mit der Entde-
ckung des Landes beschäftigte, dem Mal-
donado, einen tapfern Hauptmann, ru-
fen, der bey allen Gelegenheiten wohl
gedienet hatte. Diesem befahl er, die
Sorgen für seine Kompagnie dem Guß-
mann zu überlassen und an den Meerbu-
sen von Auté zu gehen. Daselbst sollte
er die zwey Brigantinen nehmen, wel-
che man darinnen liegen gelassen; auf
selbigen an der Küste hundert Meilen
nach Abend zu hinsegeln, die Bayen,

Häfen und Flüsse genau beobachten und davon einen getreuen Bericht erstatten. Diese Entdeckung würde von sehr großer Wichtigkeit seyn können; und er gäbe ihm zu dieser Reise eine Zeit von zwey Monaten.

Maldonado begab sich also in den Meerbusen von Auré, und als er die Küste befahren hatte, kehrte er zu der bestimmten Zeit wieder zurück. Er berichtete, er habe sechzig Meilen von dem Meerbusen einen Hafen, welchen man Aschußi nennte, entdeckt. Derselbe wäre sehr schön, vor allen Winden gesichert, vermögend, mehrere Schiffe zu fassen und von einem so guten Grunde, daß man sich dem Lande leicht nähern und an dasselbe ohne Jemands Hülfe springen könnte. Er brachte von da auch zwey Indianer mit, welche Verwandte und wovon der eine ein Kazike war. Allein er fing sie auf eine sehr unredliche Weise. Denn als er in den Hafen eingelaufen war, empfingen ihn die Einwohner höflich, ersuchten ihn,

aus-

auszusteigen und sagten ihm, daß man ihm Lebensmittel reichen wolle. Maldonado, der ihnen nicht trauete, wagte es nicht, ihr Erbieten anzunehmen. Allein die Indianer, die sein Mißtrauen merkten, thaten die ersten Schritte, ihnen seinen Argwohn zu benehmen. Sie kamen zu zweyen und vieren auf die Schiffe, ihn zu besuchen, und brachten ihn den Mundvorrath, dessen er bedurfte, mit. Hierdurch bekamen die Spanier nach und nach wieder Muth und untersuchten den Hafen. Zuletzt nachdem sie alles, was sie nöthig hatten, zu sich genommen, spannten sie die Segel auf und begaben sich mit den zwey Indianern auf das hohe Meer, welche, da sie sich auf die von beyden Seiten einander gegebenen Merkmalen der Freundschaft verließen, auf eine schändliche Art hintergangen wurden.

Siebzehendes Kapitel.

Man sendet einen Bericht von der Entdeckung nach der Havana.

Die Spanier vernahmen die Entdeckung des Hafens Aschußi und der ganzen Küste mit Freuden. Es schien ihnen, als ob sie sich endlich in Florida wohnhaft niederlassen könnten. Denn da die Hauptsache darauf ankäme, einen guten Hafen anzutreffen, so hätten sie nunmehr einen solchen, wo die Schiffe einlaufen und wo sie alles, zu einem beständigen Auffenthalte, Nöthige haben könnten, gefunden. Deßwegen erhielt Maldonado Befehl, mit den beyden Brigantinen zur Bovadilla nach der Havana zu segeln, ihr alles, was vorgefallen war, umständlich zu erzählen und die Nachricht hiervon der ganzen Insel Kuba mitzutheilen.

Man befahl ihm auch, sich im nächsten Monat Oktober *) des Jahres 1541 mit

*) Man war damals gegen das Ende des Februars 1540. A. d. V.

mit den Brigantinen der Karavelle des Arias und einigen mit Flinten, Pulver, Bley und allen Arten von Kriegsvorräthen beladenen Schiffen in den Hafen von Aschußi zu begeben. Man hatte ihn überdem beordert, den Arias, einen guten Rathgeber und erfahrnen Kriegsmann, mit zu bringen. Der General hatte diese Befehle in der Hofnung ausgestellt, daß er seiner Seits zu der dem Maldenado bestimmten Zeit das Innere der Landschaft entdeckt und alle seine Maaßregeln, um sich darinnen fest zu setzen, genommen und sich hierauf in den Hafen von Aschußi verfügt haben werde. Allein man muste sich dieses Hafens zuvor erst bemächtigen; denn wenn man den Gedanken hatte, sich in Florida wohnhaft zu machen, so war dieß eine Sache, die man schlechterdings nicht entbehren konnte.

Maldonado reiste also aus dem Meerbusen von Autè ab, und begab sich nach der Havana, wo er, wegen der guten

Nach-

Nachrichten, die er überbrachte, und wegen des Glücks, das alle seine Unternehmungen begleitete, von der Gemahlin des Generals und der ganzen Insel sehr wohl aufgenommen wurde. Hierauf verbreitete man überall die Nachricht von dem gutem Erfolge der Entdeckung. Es war nichts als Freudensbezeugungen und Wünsche zum Besten des Soto. So gar die Reichen trugen ins besondere zu seinen Absichten nach allen ihren Kräften bey. Sie schickten oder brachten, was sie am kostbarsten hatten, weil sie dafür einige Belohnung zu erhalten hofften und sie zeigen wollten, daß sie an den Vortheilen ihres Gouvernörs Antheil nähmen. Doch während dem, daß die Einwohner der Insel zu Ausrüstung der von Soto verlangten Schiffe ihre Anstalten machen werden, wollen wir zu dem Volke von Apalasché wieder umkehren.

Achtzehendes Kapitel.

Verwegenheit eines Indianers.

Aniasko stieg einstmals selb sieben zu Pferde und nachdem er mit seinen Gefährten durch die Straßen von Apalasa spatziren geritten war, kamen sie insgesamt auf den Einfall, eine Tour von aussen um die Stadt zu machen. Da sie nicht Willens waren, sich weit davon zu entfernen, weil es auf dem Lande nicht sicher war, indem die Barbaren sich gern hinter die Büsche im Hinterhalt legten, so ritten sie ohne andere Waffen, als ihre Degen, aus der Stadt, Pegado ausgenommen, welcher eine Lanze trug. Während dem, daß sie so sachte fortritten und sich von allerhand Dingen angenehm unterhielten, wurden sie einen Indianer gewahr, welcher mit seiner Frau auf einer Ebbene nahe bey einem Walde kleine Bohnen las. Sie sprengten sogleich gerade auf sie zu, und da die Frau vor Schrecken ganz ausser sich, nicht fliehen konn-

te,

te, nahm sie der Indianer, trug sie in den Wald, warf sie gegen den ersten Busch und stieß sie mit Gewalt weiter vor sich hin. Hierauf an statt sich mit ihr zu flüchten, ging er dreist zurück, wo er seinen Bogen gelassen hatte und näherte sich den Reutern mit eben so vieler Entschlossenheit, als wenn er nur mit einem zu kämpfen gehabt hätte.

Die Spanier hierüber bestürzt und in der Meynung, daß es sieben Männern schimpflich seyn würde, einen einzigen zu tödten, wollten ihn blos gefangen nehmen. Sie drungen daher so schnell auf ihn ein, daß er die Zeit nicht hatte ein einzigesmal zu schießen. Sie warfen, ihn über den Haufen, hielten ihn auf der Erde fest, riefen ihm Quartier zu und schrieen, daß er sich ergeben sollte. Allein je fester sie ihn hielten, um desto mehr Muth ließ er von sich blicken. Denn, so abgemattet er auch war, so verwundete er sie doch alle an den

Bäu-

Beinen und stach mit seinen Pfeilen nach den Bäuchen ihrer Pferde. Endlich wischte er einmal unter ihren Füßen hervor, sprang auf, nahm seinen Bogen mit beyden Händen und gab damit dem Pegado einen so derben Schlag auf die Stirne, daß ihm das Blut am Gesichte herunter floß und er ganz davon betäubt wurde. Dieser Reuter, erzürnt, sich also behandelt zu sehen, jagte mit seinem Pferde auf den Barbaren zu, brachte ihn einige Lanzenstiche bey, traf ihn auf die Brust und streckte ihn rücklings todt zu seinen Füßen. Die Spanier besichtigten zu gleicher Zeit ihre Pferde und, als sie fanden, daß sie sämtlich leicht verwundet waren, nahmen sie ihren Rückweg nach Apalaschê, und schämten sich, daß ein einzelner Mensch ihnen so viel Mühe gemacht hatte.

Neunzehendes Kapitel,

Man erbietet sich, die Spanier an Oerter zu führen, wo man meynt, daß Gold und Silber anzutreffen ist.

Während der Zeit, daß die Spanier in Apalaschē ihre Winterquartiere hielten, entschloß sich Soto, in diejenigen Landschaften von Florida zu gehen, welche gegen Abend zu liegen. Deßwegen erkundigte er sich bey den Indianern, die in der Armee dieneten, ingleichen bey denen, die man täglich gefangen nahm, ob sie von den abendländischen Gegenden des Landes keine Kenntniß hätten. Mittlerweile brachte man ihm einen ohngefähr siebzehn Jahr alten Barbaren, welcher, Indianern gehört hatte, die, um Waaren einzutauschen, sehr tief in Florida hinein reiseten. Denn da die Münze, bey den Völkern dieser Landschaften, nicht gebräuchlich ist, so thun sie nichts, als tauschen. Der General, über diesen

Zu-

Zufall vergnügt, ließ diesen jungen Burschen über die Oerter von Florida, die er zu entdecken wünschte, befragen. Derselbe gab ihm zur Antwort, daß er blos diejenigen Provinzen kenne, durch welche er seine Herren begleitet habe, und daß er die Truppen in zwölf bis dreyzehn Tagen dahin führen wolle. Der General that ihn sogleich unter die Hände e nes Soldaten, mit Befehl, auf ihn wohl Achtung zu geben, damit er nicht etwa entwischen möchte. Allein weit entfernt, zu entfliehen, bequemte er sich vielmehr dergestalt nach der Gemüthsart der Christen, daß er kein größeres Vergnügen zu haben bezeugte, als unter ihnen zu leben. Er nahm auch alle Manieren derselben dergestallt an, daß man hätte glauben sollen er wäre ein wahrhafter Spanier.

Wenig Tage nach der Gefangennehmung dieses Indianers, erwischte man einen andern, der ihn kannte und das bestätigte, was er gesagt hatte Er erbot sich sogar, unsre Leute in die Provin-

zen, worinnen er gewesen sey, zu führen, und versicherte, daß sie von einem sehr weiten Umfange wären. Da man ihm fragte, ob sich in selbigen Gegenden Gold und Silber und Edelgesteine befänden, und man ihm von den allen einige Stücke zeigte, um ihn das begreiflich zu machen, was man von ihm zu wissen verlangte, so versicherte er, daß man in Kofazicki ein Metall, welches dem gelben und weißen, so man ihm wiese, ähnlich wäre, anträfe, daß die Kaufleute, welchen er dienete, dergleichen Metall kauften, und damit in andere Gegenden handelten, daß man sogar in Kofazicki eine sehr große Menge Perlen fände, und hierbey wies er auf eine unter den Edelgesteinen, die man ihm vorhielt. Voller Freuden über diese Nachrichten, dachten die Spanier nun weiter an nichts, als an die Mittel, nach Kofazicki zu gehen und sich von den Reichthümern dieser Provinz Meister zu machen.

Zwanzigstes Kapitel.

Von einigen besondern Gefechten, und der Fruchtbarkeit in Apalaschée.

Einstmals ging eine Parthey von funfzig Fußgängern und zwanzig Reutern aus dem Lager, um eine Meile von da Hirsen zu holen, wo sie auch bey ihrer Ankunft so viel sammelten, als sie nöthig hatten. Sie legten sich hierauf in den Hinterhalt, um einige Barbaren zu fangen, und stellten an einem erhabenen Orte eine Schildwache aus. Fast in dem Augenblicke gab dieselbe Nachricht, daß ein Indianer erschiene, der sich von allen Seiten umsähe, als wenn er die Absicht habe, etwas zu entdecken. Auf diese Nachricht ritt Diego de Soto, einer von den bravsten Reutern der Armee, hin, den Barbaren, der änfänglich zu entfliehen suchte, zu erwischen. Da er aber bedachte, daß das Pferd ihm den Weg abschneiden werde, so gewann er ei-

nen Baum, welches die gewöhliche Zuflucht der Indianer ist. Er machte da seinen Bogen zurechte und wartete standhaft, bis ihm sein Feind zum Schusse nahe genug wäre. Als Soto gesehen hatte, daß er nicht bis unter den Baum vordringen könnte, so ritt er neben bey und that mit der Lanze nach dem Indianer einen Stoß, welchen er nicht so bald ausparirt hatte, als er schoß und das Pferd des Spaniers mit solcher Heftigkeit durchbohrte, daß es ohngefähr nur noch zwanzig Schritte stolperte und todt niederfiel.

Unterdessen kam Velasquez an, der, um den Soto zu helfen, im kleinen Galoppe folgte. Und als er das Pferd seines Kameraden getödtet sahe, trieb er das seinige gerade auf den Barbaren zu und versetzte demselben einen Stoß mit der Lanze Der Indianer, nachdem er auch diesen ausparirt hatte, schoß und tödtete das Pferd des Velasquez. Diese beyden Spanier laufen alsobald mit der Lanze in der Hand auf den Barbaren zu, welcher den

Wald

Wald erreicht, auf der Flucht sich bisweilen umdreht und mit einem verächtlichem Stolze zu ihnen sagt, daß man sich zu Fuße schlagen müße und dann sehen wolle, wer den Sieg behalte. Er entwischte also den Reutern zu seiner Ehre, und ließ sie voller Verzweiflung, daß sie ihrer Pferde unglücklicher Weise beraubt worden waren, zurück. Die Parthey nahm hierauf ihren Weg wieder in das Lager, unwillig über das, was ihren Kameraden begegnet war.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle gingen Rodriguez und Yelves zu Pferde aus Apalaschê, um in einem Walde nahe bey dieser Stadt Obst zu sammlen. Als sie angekommen waren, saßen sie ab und stiegen auf die Höhe der Bäume, in der Meynung, daß das Obst daselbst beßer wäre, als unten auf den Zweigen. Die im Hinterhalte befindlichen Indianer wurden sie gewahr, und schlichen sich um sie zu überfallen, sachte herbey. Yelves, welcher sie sahe, warf sich von dem Baume,

worauf er war, herab. Allein sie schossen einen Pfeil nach ihm, wovon er, indem er nach seinem Pferde lief, stürzte. Der Schuß traf ihn in die Schulter und ging mitten durch die Brust. Was den Rodriguez anbelangt, diesen schossen sie auf dem Baume, wie einen Vogel, und nachdem er auf den dritten Schuß herunter gefallen war, hieben sie ihm den Hirnschädel ab, und nahmen ihn, zum Zeichen deßen, was vorgefallen war, mit sich hinweg. Nelves wurde nicht so behandelt. Es kamen ihm Reuter zu Hülfe, welchen er kaum mit wenig Worten sein Unglück erzählet hatte, so verlangte er einen Beichtvater und verschied.

Die Pferde des Nelves und Rodriguez nahmen, von dem Lärme der Barbaren erschreckt, die Flucht nach dem Lager zu. Die Soldaten, welche sich näherten und sie antrafen, wurden inne, daß eines davon an einem Hinterbeine verwundet war. Jedoch weil die Wunde nicht gröser, als die von einer Lanzette war, ver-

nach-

nachläßigten sie die Verbindung derselben und fanden am andern Morgen das Pferd todt. Die Spanier, erstaunt, daß ein so leichter Schuß eine solche Wirkung hervorgebracht habe, ließen das Pferd an dem Orte, wo es verwundet war, öffnen und da sie der Spur des Pfeiles nachgingen, so fanden sie, daß er den Schenkel gantz und gar durchstochen hatte und bis in die Leber gedrungen war. Ich berichte diese Umstände um zu zeigen, daß die Barbaren, während des Auffenthaltes der Truppen in Apalaschè, sie herzhaft angriffen und keine Gelegenheit, sie zu mißhandeln, vorbey ließen. Die Völker dieser Gegenden sind tapfer und hochmüthig, immer wachsam und zum Fechten bereit. Man erzählet auch noch folgendes von ihrer Herzhaftigkeit. Als die Spanier in der Provinz Apalaschè bisweilen kleine Hunde aßen, weil sie dieselben nach ihren Geschmack fanden, so ritten sieben Reuter aus dem Lager, um welche zu suchen, und wurden von fünf Indianern, die sie auf der Straße stehenden Fußes

erwarteten, wahrgenommen. Da die Barbaren sie nahe bey sich sahen, machten sie queer über dem Weg eine Reihe und sagten zu ihnen, daß sie sie, wofern sie durch selbige ritten, tödten wollten. Die Reuter, die über ihre Drohungen spotteten, näherten sich, und sogleich schossen die Indianer einige Pfeile nach ihnen ab, wovon zwey Pferde getödtet und zwey nebst einem Soldaten, verwundet wurden. Von den Indianern blieb nicht mehr, als einer auf dem Platze. Die andern begaben sich auf die Flucht und entwischten, weil sie sehr geschwind sind. Die Apalaschiten begnügten sich nicht nur damit, daß sie mit denen, die sich verirrt hatten, scharmützelten, sondern griffen auch Tag und Nacht die Armee an, ohne sich jedoch auf eine förmliche Schlacht einlaßen zu wollen. Sie verbargen sich in den Wäldern und fielen aus selbigen über die Truppen her, welche nieder zu machen sie sich bemüheten.

Die Provinz Apalaschè hat einen Ueberfluß an Hirsen, Kürbißen und andern

Küchen-Gewächsen. Man findet auch verschiedene Sorten Pflanzen und Nüße, nebst einer solchen Menge Eicheln, darinne, daß sie an den Stämmen der Bäume verderben, weil die Indianer keine Heerden unterhalten. Mit einem Worte das Land ist so fruchtbar, daß die Truppen die fünf Monate über, da sie darinnen in dem Winterquartieren lagen, an Lebensmitteln einen Ueberfluß hatten. Ja um dergleichen zu bekommen, entfernten sie sich von ihrem Quartiere niemals weiter, als eine Meile. Gleichwohl machten sie, außer etlichen 350 Pferden, beynahe 1500 Menschen aus, ohne die Indianer zu rechnen, die ihnen dieneten. Ueberdieß giebt es in der Gegend verschiedene weiße Maulbeerbäume, sehr gute Viehweiden, vortrefliches Wasser, fischreiche Teiche, Moräste voller Kräuter, woran die Blüte gut für das Vieh und selbiges zu nähren allein vermögend ist.

Ende des dritten Buchs von Florida.

Geschichte von Florida.

Viertes Buch.

Begebenheiten der Spanier in verschiedenen Provinzen.

Erstes Kapitel

Abreise von Apalaschê.

Nachdem man den Maldonado, wegen der Lebensmittel und anderer den Truppen nöthigen Dingen, nach der Havana abgefertigt hatte, reiste der General aus der Stadt Apalaschê zu Ende des Merz im Jahr 1540 ab und nahm seinen Weg nach Norden zu. Er marschirte drey Tage

ge, ohne daß er von den Feinden angegriffen wurde, und schlug seine Wohnung in einem mit einem Moraste fast ganz verschloßenen Dorfe auf. Dieser Morast war über hundert Fuß breit und man versank darinnen bis über die Knie. Da man aber queer über denselben Stücken Holz gelegt hatte, so war er leicht zu passiren; und man gelangte von da ohne Mühe bey einem Flecken an, der auf einer Anhöhe lag, von welcher man verschiedene Dörfer hier und da in einem angenehmen Thale entdeckte. Die Truppen verweilten in diesen Flecken, welcher noch zur Provinz Apalaschê gehörte, drey Tage. Während dieser Zeit gingen fünf Mann von der Leibwache des Generals, nebst dem Aguilera und Moreno, aus dem Quartiere, um die Dörfer der Gegend zu erkundschaften. Die von der Leibwache trugen jeder eine Hellebarde, und die andern ihre Degen. Aguilera hatte auch einen runden Schild und Moreno eine Lanze. In diesem Zustande paßirten sie den Morast und die Ecke ei-

nes Waldes, und kamen in eine mit Hirsen besäte Ebene, wo sie etwa zwey hundert Schritte von dem Lager durch die Insdianer angegriffen wurden. Sie schrieen also bald: Zu den Waffen! Der Soldat, der sie hörte, eilte aus dem Flecken heraus, sprang, um mit dem Suchen des Durchwegs keine Zeit zu verlieren, in den Morast und lief ihnen schleunig zu Hülfe. Nichtsdestoweniger, so viele Geschwindigkeit man auch anwendete, so fand man die von der Leibwache mit zehen bis zwölf Pfeilen, wovon jeder quer durch den Leib ging, dennoch getödtet und die zwey andern gefährlich verwundet. Morena hatte einen Schuß in der Brust, der ihm bis in die Schuldern gieng, und starb unter währenden Verbinden. Dem Aguilera, der sich tapfer geschlagen hatte, waren zwey Pfeile durch die Schenkel gegangen; sein Leib war schwarz von Schlägen und der Kopf verwundet. Denn die Barbaren, die nichts mehr zu schießen hatten, nahmen seinen runden Schild und versetzten ihm damit solche derbe Schläge,

daß sie ihn den Hirnschädel bis an die Augenbraunen spalteten. Indeßen da er jung und stark war, so kam er noch mit dem Leben davon. Als nun die Indianer den Succours gewahr wurden, so retteten sie sich mit solcher Geschwindigkeit, daß man nicht sehen konnte, wie zahlreich sie waren. Man erfuhr jedoch von den Aguilera, daß es über funfzig Mann seyn mochten, und einige Zeit hernach vernahm man, wie die Sache zugegangen war, auf folgende Art:

Als einst Spanier im Scherz dem Aguilera fragten, ob er die empfangenen Stockschläge gezählt habe, und ob er nicht um sich mit Ehren deßwegen zu rächen, die Barbaren herausfodern wolle, sich einzeln mit ihm zu schlagen, so gab er ihnen zur Antwort, daß die Schläge so dichte auf seine Schultern gefallen wären, daß er sie nicht habe zählen können. Was die Schmerzen anbeträfe, die sie ihm zugefügt hätten, so würden sie einmal davon Nachricht geben können, wenn sie den

Feinden in die Hände gefallen seyn würden. Um ihnen indeßen zu erkennen zu geben auf was für Art sein Unglück sich zugetragen habe, so sollten sie wißen, daß verschiedene Indianer ihn und seine Kameraden auf einer Ebene angetroffen und daß sich, nachdem sie gesehen, daß ihrer nur sieben zu Fuße wären, von dem Haufen eine gleiche Anzahl abgesondert, sich ihnen genähert und sie herzhaft angegriffen hätten, während dem, daß die übrigen von dem Gefechte Zuschauer geblieben wären; daß, da seine Gefährten, so wenig, als er, weder Armbrust, noch Flinte gehabt hätten, um sie von sich abzuhalten, die sieben Indianer sich ihnen nach ihrem Gefallen genähert und auf sie nicht anders, als auf Thiere, die man in Schlingen gefangen, geschoßen und zulezt in einen erbarmungswürdigen Zustand versetzt hatten; weil er aber doch das Leben nicht eingebüßt habe, so verzeihe er ihnen die an ihm verübten Gewaltthätigkeiten, und aus Furcht eines andern ungünstigen Zufalls, denke er nicht daran,

sie

sie heraus zu fodern und wolle sogar ihnen die ihn verspotteten, gerathen haben, nicht ohne Waffen aus dem Lager zu gehen, weil sie sonst übel behandelt werden und hinwiederum andern zur Belustigung dienen möchten. Die, welche den Aguilera dieses erzählen hörten, geriethen hierüber in Bestürzung; Denn niemals hätten sie geglaubt, daß die Indianer es wagen würden, sich mit den Spaniern in gleicher Anzahl zu schlagen. Allein diese Begebenheit gab ihnen die Kühnheit dieser Völker zu erkennen, die, wenn sie keine Pferde gewahr werden, sich so sehr auf ihre Herzhaftigkeit verlaßen, daß sie sich einbilden, den tapfersten Christen weder an Muthe, noch an Geschicklichkeit etwas nachzugeben.

Zweytes Kapitel.

Ankunft in den Provinzen Altapaha und Aschalaké.

Der General reiste von Apalasché ab und begab sich auf die Grenze der Provinz

Altapaha. Er erkundschaftete sie selbst mit hundert und funfzig Mann, so wohl Kavallerie, als Infanterie; uud rückte am dritten Tage seines Marsches in die erste Stadt dieser Landschaft ein. Die meisten Einwohner hatten sich aus diesem Platze geflüchtet, so daß man nicht mehr, als sechse darinnen gefangen nahm, unter welchen sich zwey Hauptleute befanden, die, um den letztern zur Flucht behülflich zu seyn, zurück geblieben waren.

Man brachte sie zu dem Generale, um von dem Lande einige Wißenschaft zu bekommen. Allein kaum waren dieselben in seiner Gegenwart, als diese Indianischen Chefs ihm unerschrocken fragten, ob er käme, um Krieg zu führen, oder ein Bündniß zu schließen. Darauf ließ er ihnen sagen, daß er nichts, als den Frieden verlange, nebst einigen Lebensmitteln um weiter zu gehen. Sie antworteten, daß man sie nicht aufhalten werde, daß, da ihr Begehren billig wäre, dasselbe ohne Schwierigkeit erfüllt werden sollte, und

daß

daß die Truppen in der ganzen Provinz günstig aufgenommen werden würden. Sie schickten alsobald zwey von ihren Leuten an den Kaziken ab, um ihn von alle dem, was vorging, zu benachrichtigen, und befahlen ihnen, denen, welchen sie begegnen würden, anzudeuten, daß sie die Spanier nicht anfallen, sondern einander zu wißen thun möchten, daß diese Völker die Landschaft blos durchzögen, ohne darinnen eine Verwüstung anzurichten. Der General, welcher sich diesen Befehl verdolmetschen ließ, fing an zu hoffen, daß alles nach seinem Verlangen erfolgen werde, und befahl, daß man die beyden Officiere in Freyheit setzen und beschenken sollte. Unterdessen gaben die Indianer, die bey dem Genetal waren, demselben den Rath, nach einem Flecken, welcher beßer, als die Stadt wäre, worinnen sie sich befänden, zurück zu gehen, und erboten sich, ihn auf einer angenehmen Straße dahin zu führen.

Soto ließ sich überreden und schickte seine Befehle an den Obristen, um sich nach diesem Flecken zu begeben. Er selbst marschirte mit dem, was er noch von Truppen bey sich hatte, eiligst dahin und wurde mit großen Freudensbezeugungen darinnen aufgenommen. Der Kazike hiervon benachrichtiget, kam, den General zu grüßen, welcher über seine Ankunft sehr erfreut zu seyn schien; und die Einwohner die daraus geflüchtet waren, kehrten in ihre Häuser wieder zurück. Mittlerweile kam der Ueberrest der Armee an, wovon sich ein Theil in den Flecken, der andere außer demselben einquartirte, und während der drey Tage, welche sie sich daselbst aufhielten, lebten sie mit den Barbaren friedlich. Hierauf marschirten sie zehn Tage längst dem Flusse hinaufwärts wo sie schöne Maulbeerbäume sahen und, daß die Gegend fruchtbar und das Volk sanft und gesellschaftlich war, bemerkten. Da man nun von beyden Seiten den Frieden unverletzlich beobachtete, so bekamen die Indianer keine Ursache zum Mißvergnü-

gnügen; weil man sich blos mit dem, was nöthig war, begnügte. Hierauf reisten die Christen von Altapaha ab und gingen nach Aschalaké, eine arme und unfruchtbare Provinz, wo man nichts, als Greise fand, von welchen die meisten ein schwaches Gesicht hatten, oder gar blind waren. Da man aus der Menge dieser Alten auf die Anzahl der jungen Leute schloß und man doch die letztern nirgends antraf, so glaubten die Spanier, daß sie sich versteckt hätten und im Hinterhalte auf sie lauerten. Allein, nachdem sie sich sorgfältig darnach erkundigt hatten, so erfuhren sie, daß nichts zu befürchten wäre, und daß sich zu Aschalaké in der That keine jungen Leute befänden; welches sie noch mehr in Verwunderung setzte. Demungeachtet gaben sie sich keine Mühe, die Ursache davon zu erfahren, und waren nur darauf bedacht, sich nach Kofazicki zu begeben, wo sie sich zu bereichern hofften. Auch machten sie große Tagereisen, und da das Land schön ist und weder Fluß, noch Wald hat, so durchzogen sie es in

fünf Tagen. Als der General von Aschalaké abreiste, gab er dem Kaziken, nebst mehrern Sachen, zwey Schweine. Er hatte das nehmliche Geschenk dem Herrn von Altapaha und einigen andern gemacht, die mit ihm in ein Bündniß getreten waren; Denn er hatte mehr, als hundert solcher Thiere mit nach Florida gebracht, welche die ganze Reise über bey verschiedenen Gelegenheiten nützlich waren. Weil sie sich aber bisweilen unter Weges verliefen und der General immer eben so viel vom männlichen, als weiblichen Geschlechte weggab, so ist es wahrscheinlich, daß, wenn die Barbaren sie nicht, aus Haß gegen die Christen, getödtet haben, es gegenwärtig viel dergleichen in Florida, welches ein zur Nahrung derselben sehr geschicktes Land ist, geben müße.

Drit-

Drittes Kapitel.

Von dem Kaziken Kosa und seiner Provinz.

Wenn der General aus einer Provinz in die andere zog, so hatte er die Gewohnheit, selbst auf die Entdeckung auszugehen, oder seine Ankunft ansagen zu laßen. Deßwegen fertigte er an den Kaziken von Kosa Eilboten ab, die ihn bewegen sollten ein Bündniß mit ihm einzugehen, und ihm versichern musten, daß er die Völker durch Sanftmuth zu gewinnen suche, daß er gegen die, welche den Frieden wollten, großmüthig verführe, welches die Einwohner von Aschalaké, ihre Nachbarn, denen die Spanier allerley gute Behandlungen hätten angedeihen laßen, bezeugen könnten, und daß er, für seine Person, wenn er ihre Freundschaft annähme, nicht weniger zufrieden, als die andern, mit ihnen seyn sollte. Kosa und seine Unterthanen antworteten, daß der General ihnen viel Ehre erwiese; daß er und seine

Truppen mit Freuden aufgenommen werden würden, und daß man niemals ihn weder bald genug sehen, noch er bald genug ins Land kommen könnte. Die Spanier über diese Antwort entzückt, verdoppelten ihren Marsch und kamen, den vierten nach ihrer Abreise von Aschalaké, an die erste Stadt des Kosa, wo der Kazike, um als ein großer Herr zu erscheinen, mit seinen ansehnlichsten Vasallen, die er aus seiner ganzen Provinz versammelt hatte, sie erwartete. Da er nun erfuhr, daß die Christen sich näherten, so ging er ihnen eine Viertel-Meile entgegen, wo die Armee, nachdem er den Soto gegrüßt, ihm sein Versprechen bestätigt und einer dem andern seine Zufriedenheit bezeugt hatte, in sehr guter Ordnung in die Stadt einrückte. Der Kazike beherbergte den Soto, theilte die Quartiere aus und begab sich in einen Flecken, welcher von den Truppen ohngefähr zwey Flinten-Schüsse entfernt lag.

Die

Die Spanier, über diese Aufnahme erfreut, verblieben fünf Tage in dieser Landschaft und gaben bey ihrer Abreise den Kaziken die einzige Kanone die sie hatten, aufzuheben. Und um ihm durch die Wichtigkeit der Sache, die sie ihm anvertrauten, die Achtung zu zeigen, welche sie gegen ihn hätten, befahl der General, mit dieser Kanone wider eine große Eiche zu schießen, welche auf den zweyten Schuß über den Haufen geworfen wurde. Der Kazike und seine Unterthanen, über eine Wirkung, die ihnen so auserordentlich schien, erstaunt, versicherten, daß dieß in der That ein großes Merkmal von Achtung und Zutrauen wäre, daß man ihnen eine so wichtige Sache in Verwahrung geben wollte. Hierauf nahmen die Truppen ihren Weg nach der Provinz Kofazifi, und der Kazike mit seinen Leuten begleitete sie. Allein, nachdem sie einen Tag marschirt waren, bat man denselben, daß er nicht weiter gehen möchte. Er nahm also, unter tausend Glückversicherungen, Abschied von den Spaniern,

befahl denen von seinem Gefolge, sie zu umarmen, und fertigte an seinen Bruder Kosacki Eilboten ab, die ihm zu wißen thun musten, daß die Armee sich seiner Landschaft nähere und günstig aufgenommen zu werden verdiene. Soto sendete zu gleicher Zeit an den Kosacki, um mit ihm ein Bündniß zu schließen, und verließ, nach einer Reise von sechs Tagen, die Provinz Kosa, welches ein für Viehheerden taugliches, an Hirsen sehr fruchtbares und überhaupt höchst angenehmes Land ist. Man trift darinnen große Wälder, schöne Flüße, Ebenen, Gebürge und vornehmlich sehr gesellige Völker an.

Viertes Kapitel.

Kosacki nimmt die Spanier auf.

Nachdem Kosacki erfahren hatte, daß die Christen in seine Landschaft kämen ließ er alles, um sie anständig aufzunehmen, in Bereitschaft setzen, und fertigte

an

an den General vier seiner vornehmsten Vasallen, in Begleitung vieler andern, ab, die ihn von seinem Gehorsam versichern musten. Soto, sie zu sehen erfreut machte ihnen viele Liebkosungen und kam mit ihnen bis an die erste Stadt, welche, nach dem Namen des Herrn und der Provinz, Kosacki hieß. Als er sich diesem Platze näherte, erhielt der Kazike, der darinnen war, Nachricht davon und ging in Begleitung verschiedener seiner Unterthanen, die mit Bögen, Federn und Mänteln von Marderfellen geschmückt waren, heraus ihm entgegen. Kosacki grüßte ihm ehrerbietig und bestätigte ihm nach einigen Komplimenten das, was man ihm in seinem Namen gesagt hatte. Der General empfing ihn seiner Seits auf eine sehr verbindliche Weise und versprach ihm aus Erkenntlichkeit für die ihm geschehene Aufnahme, alle Arten von Freundschaftsbeweisen. Nach ihrem Beyspiele bezeugten die spanischen und indianischen Officiere einander ebenfalls große Höflichkeiten, und unsre Leute kamen voller Freude und

Zufriedenheit in die Stadt. Zu gleicher Zeit vertheilete Kosacki die Quartiere und aus Furcht, seinen neuen Gästen beschwerlich zu fallen, begab er sich mit den Seinigen in ein benachbartes Dorf. Des andern Morgens aber kam er wieder, dem Generale seine Aufwartung zu machen, und bat denselben, ihm zu sagen, ob er sich hier länger auf zuhalten, oder weiter zu gehen gedächte, damit er seine Maaßregeln desto besser darnach einrichten und ihm alle Arten von Dienstleistungen erweisen könnte. Soto antwortete, daß er seinen Weg nach Kosaziki nehmen und sich, bis er zuvor in dieser Landschaft gewesen seyn würde, nirgends aufhalten werde. Hierauf erwiederte ihm der Kosaziki, daß selbige von der Provinz Kosacki blos durch eine Wüste von sieben Tagereisen abgesondert wäre, daß er ihm dazu Lebensmittel, nebst Kriegsleuten, anböte, und daß, wenn es ihm gefiele, seine Befehle auszustellen, er sie pünktlich vollziehen lassen wolle. Der General bezeugte ihm dafür seine Verbindlich-

keit

keit und beschwor ihm bey dieser Gelegenheit zu thun, was er zum Marsche nöthig erachten werde. Auf diese Art werde, wie er hoffe, den Truppen nichts mangeln und er glücklich nach Kosazicki kommen.

Der Kazike, vergnügt, daß der General ein Vertrauen auf ihn setzte, verordnete, daß man schleunig Truppen werben sollte; und in vier Tagen waren vier tausend Mann zur Bedeckung der Armee, und eine gleiche Anzahl zu Wegführung der Bagage und der Lebensmittel *) auf den Beinen. Unterdessen befahl der General, aus Furcht eines Ueberfalls, weil die Menge der Indianer so groß war, seinen Leuten, mehr als gewöhnlich, auf ihrer Hut zu seyn. Allein die Barbaren waren weit entfernt, etwas zu unternehmen. Sie dachten dagegen an nichts, als, die Freundschaft der Spanier zu gewinnen, damit sie ihnen hülfen, sich an den Völkern von Kosazicki, mit welchen sie

Krieg

*) Hirsen, gebackene Pflaumen, Nüsse, Rosinen u. dergl. A. d. V.

Krieg führten, zu rächen. Aus dieser Ursache ließ einst vor der Abreise der Christen der Kazike den Patosa, seinen General-Lieutenant, rufen und sagte zu ihm, daß sich jetzt eine schöne Gelegenheit anböte, das Unrecht zu ahnden, welches die Einwohner vom Kosazicki ihnen allen zugefügt hätten. Um sie deswegen zur Genugthuung zu nöthigen, wolle er ihn mit der Armee der Spanier, deren Freundschaft er durch alle Arten von Dienstleistungen klüglich beyzubehalten suchen müsse, in ihr Land senden, weil er durch Hülfe dieser unüberwindlichen Truppen ihm öffentlich an seinen Feinden rächen werde. Zudem werde ihm dieses Gelegenheit geben, sich um seinen Fürsten und um sein Vaterland wohl verdient zu machen, und seinen guten Ruf zu vermehreren. Da er seine Begierde nach Ruhme, seinen Eifer für das Vaterland und seine Tapferkeit bey allen Vorfällen kenne, so wolle er ihm hiervon weiter nichts sagen, überzeugt, daß er der Erwartung

wartung, die man von ihm habe, rühmlich entsprechen werde.

Nachdem Patosa, der von Person wohlgestaltet war und deßen Gesicht etwas großes anzeigte, diesen Befehl erhalten hatte, legte er einen Mantel von Katzenfellen, den er auf den Schultern trug, ab, nahm einen Palmen-Zweig, den ihm einer von seinen Knechten brachte, und machte vor seinem Herrn verschiedene Kapriolen und Sprünge mit so vieler Anmuth, daß er bewundert wurde. Hierauf trat er mit dem Palmenzweige in der Hand vor seinem Kaziken, grüßte ihn auf eine, von der unsrigen unterschiedene Weise, und versicherte ihn, daß er sich für seinen Dienst aufopfern wolle. Weil sein Arm von den Spaniern unterstützt werde, so gebe er ihm sein Wort, das er ihn an seinen Feinden rächen wolle. Diese Rache werde sogar glänzend und ihm das Andenken an die empfangenen Beleidigungen zu benehmen, fähig seyn. Er fügte noch hinzu, daß, wofern das Glück seinen Muth

täuschen und er die Erwartung, die man von ihm gefaßt habe, nicht erfüllen sollte, sein widriges Schicksal dem Tod zur Folge haben werde. Bey diesen Worten umarmte der Kazike seinen General und sagte zu ihm, daß er ihn in der Versicherung, daß sein Unternehmen einen glücklichen Ausgang haben werde, dafür zum voraus belohnen wolle. Und hiermit nahm er einen Mantel von Marderfellen, den er trug und den unsre Leute auf 2000. Dukaten schätzten, und bekleidete damit den Patofa; welches bey den Indianern das größte Ehrenzeichen ist, welches ein Unterthan jemals empfangen kann.

Fünftes Kapitel.

Begebenheit mit einem Indianer.

In der Nacht da die Spanier nach Kosazicki abreisten, fing ihr Wegweiser, einer von den Indianern, den sie in Apalaschée gefangen bekommen, und ungeachtet sie ihn nicht getauft hatten, Peter nennten

ten, um Hülfe zu rufen, weil man ihn umbringen wolle. Die Truppen griffen alsobald nach den Waffen und stellten sich in der Besorgniß einiger Verrätherey in Schlachtordnung. Da sie aber nichts sahen und nach der Ursache des Lerms sich erkundigt hatten, so erkannten sie, daß er von ihrem Führer herrührte, welchen sie ganz erschrocken und beynahe halb todt fanden. Als der General ihn fragte, was ihn bewogen habe, so heftig zu schreyen, so antwortete er, daß der Teufel *) mit

*) Ob die floridanischen Indianer, (denn von vielen andern Ost- und Westindischen Völkern ist es ohnedem etwas bekanntes:) wirklich einen Teufel geglaubt haben, läßt sich wenigstens aus dieser Geschichte nicht beweisen. Man möchte vielleicht behaupten, daß, da derjenige, von welchem hier die Rede ist, schon einige Zeit mit den Spaniern herum gezogen wäre, ihm selbige, nebst andern christlichen Lehren, auch die von den bösen Geistern beygebracht hätten. Indessen wird man doch im II. Theile, im 3. Buche, im XI. Kap. ausdrüklich angezeigt finden, daß die heidnischen Einwohner in Florida einen Himmel und eine Hölle, wovon sie jenem Hamampascha und diese

mit einem abscheulichen Gesichte und in der Gesellschaft verschiedener kleiner bösen Geister sich ihm dargestellt und ihn mit dem Tode bedrohet habe, wofern er die Christen nach Kosazicki führte. Und hiermit sey er ihm auf den Leib getreten, habe ihn durch die Stube geschleppt und so viel Schläge gegeben, daß er sich nicht bewegen könne. Ja; wären ihm nicht zwey Spanier zu Hülfe gekommen, so hätte ihn der Teufel ums Leben gebracht; allein so bald er dieselben wahrgenommen, sey er mit seinem ganzen Gefolge davon geflohen. Da nun also die bösen Geister sich vor den Christen fürchteten, so bäte er inständig, daß man ihm unverzüglich taufen möchte, damit der Teufel ihn nicht noch einmal mißhandelte. Der General und seine Officiere, welche aus den Schlägen von der Wahrheit der Sache urtheilten, ließen Priester holen, die diesen armen Indianer, nachdem sie ihn geprüft hat-

diese Ukupascha nenneten, wie auch einen Teufel glaubten, dem sie den Namen Kupai gäben und von ihm sagten, daß alle böse Menschen mit ihm gehen müsten. A. d. U.

hatten, tauften, und den noch übrigen Theil der Nacht und den folgenden Tag bey ihm blieben. Er war in einem so erbärmlichen Zustande, daß er genöthigt war, sich zu erholen. und die Armee konnte nicht eher aufbrechen, als den andern Morgen, wo dieser Indianer gleichwohl noch zu Pferde steigen muste. Kosacki begleitete den General zwey Meilen und machte ihm hierauf einige Komplimente über das Mißvergnügen, welches er habe, ihn zu verlaßen. Er befahl dem Patosa von neuem, den Spaniern in allem zu gehorchen, und erinnerte ihn, daß er sich zu großen Dingen verpflichtet habe, und daß man von dem Verdienste der Menschen blos aus der Schönheit ihrer Handlungen zu urtheilen pflege. Hierauf kehrte er in die Stadt zurück, und die Truppen wendeten sich gegen Kosazicki wo sie anzulangen, begierig wünschten.

Sechstes Kapitel.

Marsch der Truppen.

Die Indianer und Spanier formirten zwey von einander abgesonderte Heere, und marschirten auch auf diese Weise den ganzen Tag. Patosa und der General befanden sich jeder an der Spitze seiner Truppen, und die Bagage, nebst den zum Dienste gehörigen Personen, in der Mitte. Da die Nacht einbrach, vertheilten die Indianer Lebensmittel unter die Spanier. Die Armeen kampirten, stellten Schildwachen aus und waren gegen einander dergestallt auf ihrer Hut, daß man sie für Feinde hätte halten sollen. Vornehmlich waren die Christen immer in Bewegung, das Verhalten der Barbaren auszuspähen, welche ihrer Seits blos zeigen wollten, daß sie sich auf den Krieg verstünden. Da nun die Spanier eben das Ansehen haben wollten, so beobachtete jeder die Kriegszucht um die Wette und so kam man, nach zween Tagereisen,

in der schönsten Ordnung an eine Wüste, zwischen der Provinz Kofaki und Kofazicki. Die Spanier marschirten sechs Tage ohne große Mühe durch diese Wüste, weil die Wälder und die Wege leicht und gebahnt waren. Außer einigen Bächen, setzten sie über zwey Flüße, die zwar nicht tief, aber sehr breit und so reißend waren daß sie sich genöthigt sahen, verschiedene Pferde fodenweise zu stellen, um den Ungestüm des Wassers zu brechen und den Fußgängern, welche sich ohne die Unterstützung der Pferde nicht aufrechts erhalten konnten, den Durchgang zu erleichtern. Am siebenden Tage gegen Mittag befanden sie sich am Ende des Weges, welchem sie bisher gefolgt waren, und trafen nichts als Fußsteige an, die da und dort in den Wald hinein gingen und sich fast eben so bald wieder verlohren. Daher der General, welcher nicht wuste, was für einen Weg er nehmen sollte, anfing, einigen Verdacht wieder die Barbaren zu schöpfen. Er sagte zu dem Patosa, daß er unter dem Scheine der Freund-

schaft sie umkommen laßen wolle, daß es nicht glaublich sey, daß unter acht tausend Indianern, die er befehlige, nicht ein einziger Wegkundiger anzutreffen seyn sollte, da sie doch mit den Völkern von Kosazicki immer Krieg geführt und Streifereyen gegen einander angestellt hätten. Patosa antwortete, daß weder er noch einer von seinen Begleitern jemals so weit gekommen wäre. Die Scharmützel, die sie und ihre Feinde unter einander gehabt hätten, könne man eigentlich gar nicht Krieg führen nennen. Man habe sich blos in der Wüste, wenn man einander auf der Jagd oder beym Fischfange angetroffen, geschlagen und dabey von beyden Theilen entweder umgebracht, oder gefangen genommen. Da die Einwohner von Kosazicki jederzeit die Oberhand behalten, so fürchteten sie sich vor ihnen, und hätten es nicht gewagt, in ihre Landschaft zu kommen. Weil nun also weder er, noch seine Leute wüsten, wo sie wären, so bäte er gar sehr, daß man gegen sie andere Gesinnungen, als die, die man

zu

zu haben bezeugte, faßen möchte. Die Kofakischen Völker wären keiner Niederträchtigkeit fähig. Ueberdem hätten der Kazike und er zu viel Herz, als daß sie durch eine schändliche Verrätherey die gute Aufnahme, die sie den Spaniern erwiesen hätten, widerlegen sollten. Zur Versicherung seiner Treue könne man solche Geißeln und in so großer Anzahl nehmen, als man wolle. Er böte sogar seinen Kopf und die Köpfe seiner Soldaten an, welche sich alle blindlings, um die Ehre ihres Kaziken und ihren besondern Ruhm zu erhalten, aufopfern würden.

Von dieser Rede gerührt, befürchtete Soto, dieser Befehlshaber möchte etwa, um die Unschuld seines Verhaltens zu beweisen, auf eine Ausschweifung gerathen und erwiederte ihm daher, daß, weit entfernt, zu glauben, er habe die Spanier boshafter Weise irre geführt, er nun vielmehr von dem Gegentheile versichert sey, und daß die Art, auf welche er geredet habe, ihn hinlänglich rechtfertige. Man

rief hierauf den Indianer Peter, der sie so sicher geführt hatte, daß er allemal den Abend zuvor den Weg des folgenden Tages anzeigte. Allein er gestund, daß er die Straße gänzlich verlohren habe, und entschuldigte sich damit, daß er seit langer Zeit nicht nach Kosazicki gekommen wäre. Darauf fuhren die Spanier, welche sich einbildeten, daß er noch einmal von dem bösen Geiste gemißhandelt zu werden befürchtete, und ihn daher vergebens bitten würden, den noch übrigen Tag fort, durch die lichtesten Oerter des Waldes, zu marschiren, und langten bey Sonnen-Untergange an dem Ufer eines großen Flußes, der keine Durchfahrt hatte, an. Da sie nichts hatten, um überzufahren und ihre Lebensmittel aufgezehrt waren, so verdoppelte dieses ihre Noth und sie befanden sich die ganze Nacht hindurch in einer großen Bestürzung. Beym Anbruche des Tages versprach ihnen der General, um ihnen wieder Muth zu machen, den Marsch nicht eher fortzusetzen, als bis man zuvor einen gewißen Weg gefunden haben würde.

Er beorderte daher den Gußmann, den Vasconzello, den Aniasko und Tinoko, Kapitäne der Infanterie und Kavallerie, ihre Leute zu nehmen, mit dem Befehle an einige, den Fluß aufwärts, an andere den Fluß hinabwärts und an alle übrige, eine Meile ins Land hinein zu marschiren, in fünf Tagen aber ins Lager wieder zurück zu kommen, und von dem, was sie entdeckt haben würden, Bericht zu erstatten. Aniasko ging, mit dem Generale der Barbaren, dem Wegweiser Petern und tausend Indianern, an dem Strome hinauf. Die andern Anführer hatten jeder eben so viel Leute, um sich mitten durch den Wald zu zerstreuen, und desto leichter eine Straße finden zu können. Unterdessen erwartete sie Soto an dem Ufer des Flusses und ertrug von dem Hunger was man nur ertragen kann. Er und seine Soldaten assen gewöhnlich nichts, als das, was ihnen die vier tausend zurück gebliebenen Barbaren zutrugen. Diese Indianer reisten des Morgens, um Lebensmittel zu suchen, aus dem Quartiere ab, und ka-

men nicht eher, als des Nachts wieder zurück, die einen mit Kräutern, Wurzeln und einigen Vögeln, welche sie schoßen, und die andern mit Fischen, und kurz mit alle dem, was sie antrafen, und was sie ganz den Spaniern zustellten, welche sich in drey Tagen zum Theil blos von den Lebensmitteln, die ihnen die Indianer verschaften, ernährten. Da ihnen aber unsere Leute den besten Theil davon überließen und Soto sahe, daß man sich doch nicht länger erhalten konnte, so ließ er einige Schweine schlachten, und jedem Spanier ein halb Pfund Fleisch austheilen; welches jedoch den Hunger mehr reizte als befriedigte. Nichtsdestoweniger, um den Indianern ihre Erkenntlichkeit zu zeigen, theilten sie mit ihnen, was sie hatten. Der General, der sie hierzu bewegte, litt, wie der geringste Fußgänger, verhehlte seine Noth, liebkoßte die Soldaten und munterte sie mit einer Heiterkeit auf, die sie bezauberte und einen Theil ihrer Plagen vergeßen machte, so daß sie hinwiederum ein eben so zufriedenes Ge-

sicht zeigten, als ob sie an allen Dingen einen Ueberfluß hätten.

Siebendes Kapitel.

Verfolg dessen was sich in der Wüste zutrug.

Den fünften Tag, seit dem die Armee in der Wüste marschirte, entfloh ein Indianer *) von denen, welche für die Lebensmittel Sorge tragen musten; es sey nun, daß er seine Frau wieder zu sehen verlangte, oder Hungers zu sterben befürchtete Patosa, der davon benachrichtiget wurde, schickte viere von seinen Leuten hinter ihm her, die ihn, nachdem sie ihn eingeholet hatten, mit gebundenen Händen wieder ins Quartier brachten und ihm denselben übergaben. Alsdenn fing er an, ihm seiner Feigheit wegen Vorwürfe zu machen. Er stellte ihm den Nachtheil vor, den seine Flucht den Indianern zufüge, die wenige Achtung, die

er

*) Man nennt sie Tameme. A. d. V.

er für die Befehle seines Kaziken habe, und betheuerte ihm, daß sein Verbrechen nicht ungestraft bleiben, sondern für die andern zum Beyspiele, um selbige bey ihrer Schuldigkeit zu erhalten, dienen solle. Und hiermit ließ er ihn an einen Bach führen und da alles, was ihn bedeckte bis auf ein paar kleine Hosen, abnehmen. Er gebot, daß man verschiedene Baumzweige von zwey Ellen in der Länge herbey bringen und das Wasser damit trübe machen, dem Ausreißer aber, befahl er, daß er sich hinein legen und es ganz austrinken solle. Viere der stärksten Indianer erhielten den Auftrag, die Ruthen zu nehmen und aus allen Kräften auf diesen Unglücklichen, wenn er zu trinken aufhören würde, zuzu schlagen. Dieser arme Indianer trank anfänglich so viel, als ihm möglich war; so bald er aber Athem schöpfen muste, gab man ihm so viel Schläge, daß man ihn zwang, fortzufahren. Unterdeßen liefen einige von seinen Freunden zum Soto, warfen sich zu seinen Füßen und beschworen ihn mit

Thrä-

Thränen, von dem Patosa die Begnadigung dieses Unglücklichen zu verlangen.

Soto, welcher wuste, daß man nicht eher aufhören werde, den Indianer zu martern, als bis er das Leben verloren hätte, bat den Patosa, sich mit der Quaal die der Ausreißer bereits erlitten habe, zu begnügen. Er willigte darein und sogleich zog man den armen Indianer ganz aufgeschwollen vom eingeschluckten Wasser, mit einem Worte, halbtodt aus dem Bache.

Es trug sich auch zu, daß an einem von den Tagen, an welchem man den meisten Hunger in der Wüste litte, viere der herzhaftesten Soldaten und der rechtschaffensten Leute von der Armee sich entschlossen, das, was ihnen von Lebensmitteln noch übrig war, gemeinschaftlich zu theilen. Da sie nichts als eine Hand voll Hirsen fanden, so ließen sie ihn kochen, damit er quellen möchte, theilten ihn unter sich und bekamen davon jeder achtzehn

Kör-

Körner. Dreye *) aßen ihren Antheil; nur Silvester nicht, der den seinigen in ein Snupftuch wickelte. Hierauf fragte ihn ein anderer Soldat, welcher Trosche hieß, ob er nichts zu essen habe? Ja, versetzte jener scherzhaft, man hat mir von Sevilla guten Marzepan geschickt.

Trosche fing an zu lachen. Mittlerweile kam ein anderer von ihren Kameraden dazu, welcher sie bat, ihm etwas zu eßen zu geben; Silvester antwortete ihm ebenfalls auf eine angenehme Art, daß er einen sehr vortreflichen Kuchen habe und selbigen mit ihm theilen wolle. Da letzterer hieraus einen Scherz machte, so erwiederte Silvester, daß er nichts behaupte, als was wahr sey, und zog sein Schnupftuch heraus, worinne die achtzehen Hirsenkörner waren. Hiervon gab er jedem seiner Kameraden sechse und behielt den Rest für sich. Sie bewirtheten sich hiermit geschwind, ehe jemand dazu kam, gingen hierauf an den Bach

*) Karillo, Nioron und Peschado. A. d. V.

Bach zu tri. · und brachten auf diese Art den Tag un egessen zu. Sehet! solchen Hunger stunden auch die übrigen Soldaten aus, und durch dergleichen Mühseligkeiten hat man die neue Welt gewonnen, aus welcher man jährlich 12 bis 13 Millionen an Gold und Silber, nebst einer großen Menge Edelgesteinen, zieht. Wenn ich hiernächst bedenke, daß es vornehmlich von Peru ist, woher den Spaniern diese Reichthümer kommen, so halte ich es für einen sehr großen Ruhm, der Sohn eines der Eroberer dieses Reichs zu seyn.

Achtes Kapitel.

Was die, auf Entdeckung ausgeschickten Hauptleute ausgerichtet haben.

Während dieser Zeit litten die Officiere, die man ausgeschickt hatte, einen Weg zu suchen, nicht weniger vom Hunger, als der General. Von fünf Tagen,

die

die sie auf dem Marsche waren, brachten sie dreye ungegessen zu. Zudem waren sie auch in ihrer Entdeckung nicht glücklich, ausgenommen Aniasko, welcher an dem Ufer eines Flußes, den er zur Seite hatte, ein Dorf antraf. Es waren wenig Leute in diesem Dorfe, aber so viel Vorräthe, daß man in einer einzigen Wohnung fünf hundert Maaß Hirsenmehl, außer eine Menge Hirsen in Körnern fand. Die Leute des Patofa und Aniasko, über dieses Glück erfreut, durchsuchten die übrigen Häuser, stiegen auf die höchsten und sahen diß und jenseit des Flußes verschiedene Wohnungen und bestellte Aecker. Hierauf fütterten sie wieder, und gegen Mitternacht fertigten die Spanier an dem Soto eiligst vier Reuter ab, welcher, um ihm das, was sie ihm sagen würden noch mehr zu bekräftigen, Hirsenproben und einige Kuhhörner mit nahmen. Bisher hatten sie keine Kühe in Florida gesehen, ob sie gleich frisches Kuhfleisch gefunden hatten. Dieses hatte sie oft bewogen, in

die

die Indianer zu bringen, ihnen die Oerter, wo man dergleichen Vieh anträfe, zu entdecken; allein sie konnten, weder durch Bitten, noch durch Drohungen jemals etwas von diesen Barbaren herausbringen

In der nehmlichen Nacht, in welcher die Reuter an den General abgeschickt wurden, erfuhren die Leute des Patosa, daß sie in einem Dorfe der Provinz Kofazicki wären, und plünderten dasselbe. Sie beraubten auch den Tempel, wo die Reichthümer des Orts waren, und tödteten, ohne Ansehen des Geschlechts und des Alters, alle die, welche sie gefangen nehmen konnten, und hieben ihnen die Hirnschädel ab, um sie ihrem Kaziken zu bringen und selbigen die Rache zu zeigen, die sie an seinen Feinden ausgeübt hätten. Da aber gegen Mittag Aniasko und Patosa, nebst ihren Begleitern besorgten, daß sich, wenn sie länger im Dorfe blieben, die Leute aus der Gegend in großer Anzahl versammeln, über sie herfallen,

und sie insgesamt niedermachen möchten, so entschloßen sie sich, aufzubrechen und wieder zum Soto zu gehen.

Neuntes Kapitel.

Ankunft des Generals in Kofazicki, nebst der Entdeckung des Landes.

Nachdem der General die besondern Umstände von der Entdeckung des Aniasko erfahren hatte, so brach er auf und nahm die Reuter, die man an ihm abgefertigt hatte, zu Führern. Weil aber die Truppen, die ihn begleiteten, vielen Hunger litten, so dachten sie an nichts, als sich dahin zu begeben, wo Lebensmittel wären. Daher, ohne in ihrem Marsche einige Ordnung zu halten, beschleunigten sie denselben dergestallt, daß, nachdem sie in anderthalb Tagen mehr, als zwölf Meilen zurückgelegt hatten, sie bey ihren Gefährten anlangten. Sie erholten sich da sieben Tage, während welchen die drey

üb-

übrigen Hauptleute, die man auf die Entdeckung ausgeschickt hatte, an den Ort zurück kamen, von welchem sie ausmarschirt waren, ohne daß sie ein einziges Dorf angetroffen, noch einen einzigen Indianer gefangen bekommen hätten, ob sie gleich verschiedene hatten vorbey paßiren sehen. Da sie aber den Soto nicht mehr fanden, so folgten sie dem Wege, den er genommen hatte, und begaben sich in das Dorf, in welches er vorgerückt war. Daselbst erzählten sie ihm ihre Streiferey umständlich, sie erholten sich wieder und hatten es auch sehr nöthig; denn sie waren von den Strapatzen ganz entkräftet, und hatten seit acht Tagen nichts, als Wurzeln gegeßen. Inzwischen verbreiteten sich Patosa und seine Leute vier Meilen um das Quartier herum, tödteten ohne Unterschied Männer und Weiber, plünderten die Dörfer und beraubten die Tempel, in welche sie kommen konnten. Der General der hiervon benachrichtigt wurde und erfuhr, daß die Barbaren ihre Empfindlichkeit noch weiter treiben wollten, glaub-

te, daß es sein Vortheil erfordere, diesen Unfug zu verhindern, weil derselbe seinem Vorhaben, die Völker durch Sanftmuth zu gewinnen, zuwider war, und sich hierdurch, grausame und mächtige Feinde in Zukunft über den Hals zu ziehen, besorgen muste. Er ließ also den Patosa bitten, seinen Leuten Einhalt zu thun. Dieser Anführer gehorchte und Soto gab ihm, als derselbe von der Verfolgung der Feinde zurück kam, für seinen Kaziken und für sich seidene Stoffe, Leinwand, Meßer, Spiegel und andere dergleichen Dinge; und nachdem er ihm für seine guten Dienste gedankt hatte, so ersuchte er denselben nicht weiter zu gehen, sondern den Rückweg in seine Provinz wieder anzutreten.

Patosa, über die ihm gemachten Geschenke entzückt, ging mit einer desto größern Freude wieder nach Hause, da er seinen Herrn öffentlich gerächt hatte. Nach seiner Abreise blieb Soto noch zwey Tage im Lager. Sobald er aber seine Leute im

Stans

Stande sahe, nahm er seinen Marsch längst dem Fluße hinauf, wo er viel Lebensmittel und verschiedene ermordete Indianer fand, welches die andern Einwohner dieser Gegenden genöthigt hatte, sich in die Wälder zurück zu ziehen und nach Verlauf von drey Tagen kampirte derselbe an einem Orte, wo viele Maulbeer- und andere Bäume waren, die voller Früchte hingen. Als sie sich einquartirt hatten, befahl er den Aniasko mit dreyßig Fußgängern auf der Straße, welche sie bisher gezogen waren, fortzugehen und sich Mühe zu geben, einen Indianer zu fangen, von welchem sie einige Kenntniß des Landes und des Kazicken der Provinz erlangen könnten. Auf alle Fälle möchte er Sorge tragen, alles, was er sehen werde, zu bemerken, damit die Armee ihren Marsch mit Sicherheit fortsetzen könnte. Er verlaße sich ganz auf sein gutes Verhalten, und hoffe, daß das Glück, welches ihn jederzeit begleitet habe, ihn auch bey dieser Gelegenheit nicht verlaßen werde. Kurz vor Nachts gingen Aniasko

und seine Gefährten heimlich aus dem Lager, und folgten dem ihnen angezeigten Wege, der nach und nach sich erweiterte. Nach zwey Meilen aber hörten sie ein verwirrtes und dem ähnliches Getöse, welches man in einem Dorfe macht. Als sie hiermit ihren Weg bis zu einem Walde hinaus, worinne sie sich befanden, fortsetzten, sahen sie Licht, hörten Hunde bellen, Kinder schreyen und Personen reden, woraus sie merkten, daß sie nicht weit von einem Flecken wären. Sie setzten sich also in Bereitschaft, einige Indianer zu erwischen, und schlichen sich in diesem Vorhaben sachte und gleichsam um die Wette gerade nach dem Dorfe zu.

Sie waren nicht lange gegangen, als sie den Flecken über dem Fluße, an welchem sie herauf gekommen waren, gewahr wurden. Sie wendeten sich bald da, bald dorthin, um einen Durchweg zu entdecken. Da sie aber keinen fanden, so blieben sie an einem offenen Orte bey dem Ufer des Flusses eben an der Stelle, wo

die

die Fahrzeuge zu landen pflegen, stehen. Sie ruheten da eine Zeitlang aus und begaben sich hernach vor Tage wieder zurück. Sie erzählten dem Generale ihre Entdeckung, welcher, so bald die Sonne aufgegangen war, hundert Pferde und eben so viel Fußgänger nahm und den Flecken rekognoscirte. Als er bey der Durchfuhrt des Flußes angekommen war, schrien Ortis und der Indianer Peter den Einwohnern zu, daß man käme, mit ihrem Kaziken ein Bündniß zu machen; und daß die Leute, welche sie sähen, das Gefolge des Gesandten wäre. Die Barbaren, die über das, was sie sahen, erschracken, zogen sich schleunig mit dieser Nachricht in das Dorf zurück.

Zehendes Kapitel.

Betragen der Frau von Kofazicki.

Nachdem die Ankunft der Spanier in dem Flecken ruchtbar geworden war, stiegen sechs der Vornehmsten des Orts,

Leute von gutem Ansehen, jeder ohngefähr fünf und vierzig Jahr alt, nebst andern Indianern, in ein Fahrzeug und fuhren an das Ufer gegen über. Da sie vor den General getreten waren, wendeten sie sich erstlich gegen Morgen, um der Sonne ihre Ehrerbietung zu bezeugen, alsdann gegen Abend um dem Monde ein gleiches zu thun, hierauf gegen den Soto, welcher gravitätisch auf einem Stuhle saß, den man beständig für ihn bereit hielt, um die Gesandten, welche man an ihn abfertigte, zu empfangen. Sie fragten ihm sogleich, nach der Gewohnheit aller Einwohner von Florida, ob er Friede oder Krieg wollte. Er antwortete: den Frieden nebst ihrem Bündnisse, und einigen Fahrzeugen, um über den Fluß zu setzen. Er ersuchte sie auch, ihm auf ihren Ländereyen einen Durchzug zu gestatten, und einige Lebensmittel zu geben, um weiter zu gehen. Es thäte ihm leid, sagte er, daß er ihnen beschwerlich fallen müste, allein die Nothwendigkeit zwänge ihm dazu. Daher werde ihm die Gewogenheit, die sie

ihm

ihm gewähren sollten, äuserst angenehm seyn. Er werde dafür erkenntlich zu seyn suchen und sich so betragen, daß sie eben so viel Ursache haben würden, seine Aufführung zu rühmen, als er, ihre Großmüthigkeit. Die Indianer erwiederten ihm hierauf, daß sie den Frieden annähmen, daß sich aber wenig Lebensmittel im Lande befänden, weil die Pest die Provinz, bis auf ihrem Flecken verwüstet habe. Die meisten Einwohner wären von dieser Krankheit hingerißen worden, und die übrigen, welche sich in die Wälder begeben, hätten nichts gesäet. Ja! auch nach geendigter Pest wären sie in ihre Häuser noch nicht wieder zurück gekehrt. Nichtsdestoweniger sollte er alles hoffen, weil sie Unterthanen einer jungen, eben so klugen, als großmüthigen Dame wären, der sie von allen Rechenschaft ablegen, und mit ihrer Antwort, die allem Vermuthen nach günstig ausfallen werde, zurück kommen wollten. Und hiermit nahmen sie von dem Generale Abschied, kehrten in ihr Dorf wieder zurück und er-

statteten ihrer Prinzeßin von alle dem, was sie, ihr zu sagen, den Auftrag hatten, einen getreuen Bericht ab. Kaum hatten sie ausgeredet, und in Betreff der bey dieser Gelegenheit zu nehmenden Maaßregeln, ihre Meynung gesagt, als ihre Gebieterin, ein Fahrzeug bereit zu halten und es aufs beste auszuschmücken, Befehl gab. Sie stieg hierauf in selbiges, nebst acht der vornehmsten Frauen ihrer Provinz. Dieses Fahrzeug wurde durch ein anderes gezogen, worein sich die sechs Indianer, die wieder mit zu den Spaniern zurück gingen, ingleichen verschiedene Ruderer setzten, welche die Fahrzeuge lenkten und nach dem Ufer, wo der General war, zu fuhren.

Sobald die junge Dame sich dem Generale näherte, machte sie ihm ihr Kompliment und nachdem sie sich auf einen Stuhl, den man ihr mitgebracht, niedergelassen hatte, erzählte sie das, was ihr ihre Leute gesagt hatten. Hierzu fügte sie noch, daß, ob ihr gleich das Un-

glück

glück des Jahres das Mittel, dem Soto nach Wunsche zu helfen, entzogen habe, so biete sie ihm doch sechs hundert Maaß Hirsen an, welche man in zwey Häusern des Fleckens, die ihr zugehörten, finden werde. Sie habe diese Lebensmittel für diejenigen von ihren Unterthanen gesammelt, die vor der Pest bewahrt worden wären. Und daferne ihr der General, wegen Armuth des Landes, nur die Hälfte von ihren Vorräthen laßen wollte, so wolle sie ihm die andere herzlich gern abtreten. Sie wolle auch, falls er noch etwas mehreres verlangen sollte, verordnen, daß man die Kornböden eines benachbarten Fleckens aufthun möchte. In diesem habe sie noch zwey tausend Maaß Hirsen liegen, woraus er so viel, als er benöthigt wäre, nehmen könnte. Um auch dem Generale und seinen Officieren die Wohnung desto bequemer zu machen, so wolle sie aus ihrem eigenen Hause ziehen und ihnen die Hälfte des Fleckens überlassen. Für die Soldaten aber wol-

le sie Hütten bauen lassen. Ja, und wenn dieß alles noch nicht hinlänglich seyn sollte, so wolle sie den Einwohnern befehlen, sich in ein benachbartes Dorf zu begeben. Endlich werde sie, um seiner Armee die Ueberfahrt über den Fluß zu erleichtern, Sorge tragen, daß den andern Morgen Fähren und Kähne bereit gehalten würden, um dem Generale zu zeigen, mit welchem Eifer sie ihm gute Dienste zu leisten suche.

Soto antwortete, daß er ihr unendlich verbunden wäre, daß die Anerbietungen, die sie ihm thäte, über sein Verdienst gingen und ihm um desto beträchtlicher zu seyn schienen, da ihre Unterthanen, wegen des unglücklichen Jahres, welches sie gehabt, Noth litten, und sie, um ihn zu verbinden, sich vieles abbräche. In Rücksicht dessen, werde er die Lebensmittel sorgfältig sparen und so wenig, als möglich, Unbequemlichkeiten verursachen lassen. Was die Wohnungen anbelange, so sey alles klüglich eingerichtet und

er

er von ihrer Großmuth so bezaubert, daß er nur darum, von dem Glücke begünstigt zu werden, verlange um ihr einstens seine Erkentlichkeit für die den Spaniern erwiesenen Gnadenbezeugungen zu erkennen zu geben. Hierauf lenkte Soto das Gespräch mit guter Manier auf die Provinz Kosazicki und die benachbarten Gegenden, und sie antwortete auf eine Art, die viel Verstand und Klugheit anzeigte. Man beobachtete auch, daß die Völker von Kosazicki und der beyden letztern Provinzen etwas sanfteres, freyeres und redlicheres hätten, als die Einwohner der andern Landschaften. Denn obgleich die letztern zum Theil auch den Frieden begehrten, und sogar hielten, so bemerkte man doch in ihrem Betragen, ich weiß nicht, was für rauhes, gezwungenes und wenig aufrichtiges. Allein die von Kosazicki und ihre Nachbarn schienen ihr ganzes Leben hindurch mit den Spaniern Umgang gehabt zu haben. Außer daß sie gegen sie viel Hochachtung bezeugten, so gehorchten sie ihnen auch in allem und bestrebten sich,

durch

durch alle nur mögliche Mittel ihre Gewogenheit gegen sie an den Tag zu legen, welches gar wohl verdiente, daß man ihre Freundschaft mit vieler Geschicklichkeit zu schonen suchte.

Eilftes Kapitel.

Die Armee gehet über den Fluß Kofazicki.

Während dem, daß die Besitzerin von Kofazicki mit dem Soto redete, lößte sie nach und nach eine Schnur von großen Perlen auf, die ihr dreymal um den Hals herum ging und ihr bis auf den Gürtel reichte. Hierauf winkte sie dem Ortis, sie zu nehmen und dem Generale zu überreichen. Da er sie nun versicherte, daß ihre Perlen, wofern sie solche selbst überreichte, dadurch einen neuen Glanz erhalten würden, so sagte sie zu ihm, daß die Zurückhaltung der Personen ihres Geschlechts ihr diese Freyheit untersagte. Als Soto erfuhr, was sie ge-

spro-

sprochen hatte, ließ er ihr zur Antwort geben, daß wirklich ihre Hand den Werth ihrer Perlen erhöhen werde, und daß, da sie dieselben blos in der Absicht überreiche, Friede zu machen, solches weder dem Wohlstande, noch ihrer Ehre zuwider laufe Diese Worte flößten ihr eine anständige Dreistigkeit ein. Sie stund alsobald auf und gab die Perlen dem Generale, welcher sich aufs höflichste näherte, sie zu empfangen. Er zog sogar einen sehr schönen Rubin vom Finger und machte ihr damit, zum Zeichen des Friedens, ein Geschenk. Sie nahm ihn an und steckte denselben mit einer besondern Anmuth an den Finger. Hierauf nahm sie Abschied von dem Generale und begab sich, nachdem sie die Spanier mit Bewunderung gegen sich erfüllt hatte, in den Flecken zurück. Ihre Schönheit und ihr Verstand hatte dieselben dermaaßen eingenommen, daß sie nicht einmal daran gedacht hatten, nach ihren Namen zu fragen. Unterdessen blieb der General um zur Ueberfahrt der Armee Befehl zu

geben, an dem Ufer des Flusses, welchen die Matrosen für den nehmlichen hielten, welcher an der Küste der Sankt Helenen-Fluß genennet wird, und ließ dem Obristen sagen, daß er die übrigen Truppen schleunig anrücken lassen und sich damit zu ihm verfügen sollte.

Mittlerweile machten die Indianer auch eine große Anzahl Fähren und brachten viele Kähne herbey, so daß man den andern Morgen den Fluß paßirte. Einige erzählen, den Spaniern wären dabey vier Pferde ertrunken, andere sagen, sieben. Welches ihnen ein desto empfindlicheres Mißvergnügen verursachte, da dieses Unglück aus Versehen derer geschehen war, welche diese Pferde führten. In der That trieben sie dieselben so unvorsichtig queerdurch den Fluß, daß sie in einen Schlund geriethen, worinnen sie umkamen. Da die übrigen mit der Armee glücklich durchgingen, so quartirte sich der eine Theil in das halbe Dorf, welches die Indianer ihnen überlassen hatten, der

andere aber in Hütten von Baumzweigen. Denn die Landschaft ist voller Wälder, fruchtbarer Obst- und Maulbeer-Bäume, die noch schöner, als diejenigen sind, von welchen wir bisher geredet haben.

Zwölftes Kapitel.

Man sendet an die Mutter der Frau von Kofazicki.

Den Tag darauf, da die Truppen hinüber gegangen waren, erkundigte sich Soto sorgfältig nach der Provinz Kofazicki, und erfuhr, daß der Erdboden zum Feldbau und zur Viehzucht sehr gut wäre. Er hörte überdiß, daß die Mutter der Besiegerin des Landes eine Wittwe wäre, welche zwölf Meilen von dem Quartiere wohnete. Deßwegen ersuchte er ihre Tochter, dieselbe holen zu lassen. Sogleich fertige diese zwölf der vornehmsten Indianer an sie ab, welche sie, ins Lager zu kommen, um da bewundernswür-

dige Fremdlinge und sogar unbekannte Thiere *) zu sehen, bitten sollten. Allein nichts konnte die Mutter dazu bewegen, welche vielmehr ihre Tochter des Leichtsinns beschuldigte und über ihre Aufführung viel Empfindlichkeit bezeugte. Sie nahm es auch sehr übel, daß die Abgeordneten sich ihrer Gebieterin nicht wiedersetzt hätten, und gab durch ihre Manieren eine große Verachtung gegen die Spanier zu erkennen. Auf diese Nachricht befahl der General dem Aniasko, mit dreyßig Fußgängern längst an dem Fluße zu einem Orte, welcher von der Gemeinschaft mit den Dörfern entfernt war, hinunter zu gehen. Daselbst würden sie die Mutter der Frau von Kofazicki antreffen, welche er mit vieler Sanftmuth, (weil er das Land auf diese Art gern gewinnen möchte, um sich dereinst ohne Mühe darinnen festsetzen zu können,) ins Quartier bringen sollte. Aniasko reiste mit seinen Kameraden ab und hatte einen jungen Indianer von Stande bey sich, welchen ihm die

Be-

*) Die Pferde. A. d. V.

Besitzerin der Provinz zum Begleiter gegeben hatte. Diesem Indianer folgten einige seiner Bedienten, und er hatte den Auftrag, wenn man nahe bey dem Orte, wohin man reisen wollte, angelangt seyn werde, voraus zu gehen, um die Ankunft der Spanier zu melden und die gute Mutter, im Namen der Tochter und der Einwohner des Landes, zu beschwören, sich in das Lager zu begeben, in welchem sie Vergnügen und Ehre genießen und mit einem Worte, mit vieler Freude und Gewogenheit aufgenommen werden würde. Die Frau von Kosazicki hatte diesen jungen Herrn darum abgefertiget, weil, nachdem er durch ihre Mutter erzogen worden war, er zärtlich von ihr geliebt wurde, und man daher Grund hatte, zu glauben, daß er sie gegen die Spanier geneigt machen werde. Er war auch ausserdem vermögend, dieses Vorhaben ganz allein zu Stande zu bringen. Denn er besaß Geschicklichkeit, eine gute Leibesgestallt, eine vortheilhafte Gesichts-

bildung, war, nach Art des Landes, prächtig gekleidet, trug Federn von vielerley Farben auf dem Kopfe, einen schönen Pelzmandel *) einen gemahlten Bogen in der Hand, nebst einen, mit Pfeilen angefüllten Köcher auf der Schulter. So ging dieser junge Indianer, der nur darauf bedacht war, die Freundschaft der Spanier zu gewinnen, und der sie bey allen Gelegenheiten versicherte, daß es seine größte Zufriedenheit seyn werde, wenn er sich dieselben verbinden könnte.

Dreyzehendes Kapitel.

Tod des indianischen Herrn, nebst der Zurückkunft der Abgeordneten.

Nachdem Aniasko und seine Gefährten ohngefähr drey Meilen in der Hitze marschirt waren, ruheten sie unter grossen Bäumen aus. Indessen fing, der indiani-

*) Dieß war wider die Gewohnheit. Die Indianer tragen selten Pelzwerk im Sommer. A. d. f. U.

dianische Herr, der in der Mitte des Truppes war und sie bisher von Kosazicki und den benachbarten Gegenden angenehm unterhalten hatte, auf einmal an, nachdenkend zu werden. Er stützte seinen Kopf nachläßig auf seinen Ellbogen und stieß einmal über das andre tiefe Seufzer aus. Gleichwohl wagte man es, aus Furcht, ihn noch mehr zu betrüben, nicht, ihn um die Ursache zu befragen. Hierauf, als er ein wenig zu seufzen aufhörte, nahm er seinen Köcher und that fast alle Pfeile, einen nach den andern, heraus. Sie waren ausnehmend schön, weil die vornehmsten Einwohner von Florida eine Ehre in der Schönheit dieser Art von Waffen suchen, vornehmlich in solchen, die ihnen zugleich zur Zierde dienen. Da es manchem vielleicht angenehm seyn möchte, die Art, wie selbige gemacht sind, zu wissen, so will ich von den Pfeilen des Indianers reden, der die Spanier begleitete. Die Pfeile dieses Herrn waren von Rohr, mit Federn besetzt, und hatten alle etwas besonders. Verschiedene

waren mit Hirschhorne oder mit Fischgrä-
ten bewafnet, andere waren von Palmen-
baumholze, vorne geschärft, und an den
Seiten zackigt oder wie Zähne gekerbt,
und das alles mit so vieler Zierlichkeit,
daß man vom Stahle nichts besseres hät-
te verfertigen können.

Auch fanden die Spanier sie so sauber
gearbeitet, daß sie einige davon in die
Hand nahmen, um sie in der Nähe zu be-
trachten, und alle gestanden, daß in die-
ser Art nichts vollkommneres anzutreffen
wäre. Unterdessen zog der Indianer,
welcher sahe, daß unsere Leute nicht auf
ihn Acht hätten, sachte einen Pfeil aus
seinem Köcher, deßen Spitze von Feuer-
steine und derjenigen eines Dolchs ähnlich
war, stach sich damit in die Kehle, und
fiel tod nieder. Die Spanier, über die-
sen Zufall erstaunt, und daß sie einem so
unglücklichen Streiche nicht hatten zuvor-
kommen können, unwillig, ruften den
Knechten des Indianers und frayten sie
nach der Ursache dieses Unglücks. Sie

ant-

antworteten mit thränenden Augen, daß sie dafür hielten, ihr Herr habe sich den Tod in der Einbildung gegeben, daß der Dienst, welchen er den Christen erwiese, der Dame, zu der er sie führte, höchst unangenehm seyn werde. Denn weil sie nicht aufs erste mal gekommen wäre, so wäre es glaublich, daß sie sich hierdurch für beleidigt halten möchte, und daß er also die Liebe, die sie für ihn hegte und die Sorge, die sie für seine Erziehung getragen habe, schlecht erkennte. Sie setzten hinzu, daß er sich vielleicht überredet habe, daß, woferne er den Befehlen der jungen Dame nicht nachkäme, er sich bey ihr in Mißkredit setzen und am Ende genöthigt seyn werde, sich auf die Seite zu begeben. Kurz, sie versicherten, daß, weil er eingesehen habe, er könne es nicht vermeiden, sich entweder bey der Mutter, oder bey der Tochter übel verdient zu machen, so habe er ihnen auf eine großmüthige Art zeigen wollen, daß er den Tod dem Unglücke, ihnen zu mißfallen, vorzöge. Die Spanier fanden diese Muthmaßungen

ziemlich wahrscheinlich und setzten ihren Marsch fort. Nach drey Meilen aber erkundigten sie sich bey den Bedienten des Indianers, ob sie den Zufluchtsort der Dame, die sie suchten, und wie weit sie noch davon entfernt wären, wüßten. Sie antworteten, ihr Herr habe dieses allein gewußt; nichts destoweniger wollten sie sich, denselben zu finden, Mühe geben. Unsere Leute marschirten also weiter und wurden, nach einen Wege von vier Meilen, einige Indianer gewahr. Sie legten sich alsobald in den Hinterhalt und fingen einen Mann, nebst drey Weibern, welche sie ersuchten, ihnen den Weg, der zur Mutter der Frau von Kosazicki führte, zu zeigen. Diese Barbaren erwiederten, die Rede gehe, sie habe ihre gewöhnliche Wohnung verlassen, und sie wüsten selbst nicht genau, wohin sie sich begeben habe. Doch wollten sie sich, wenn sie Lust hätten, ihnen zu folgen davon unterrichten und, ohne sie weit zu suchen, wäre sie vielleicht ganz nahe. Da nun auf diese Antwort die Spanier, in Betreff des-

Ent-

Entschlusses, welchen sie fassen sollten, sehr zweifelhaft waren, so sagte einer von ihren Kameraden, daß, nachdem die ersten abgeordneten von ihrem Unternehmen einen so schlechten Erfolg gehabt hätten, so sey ganz und gar kein Anschein vorhanden daß sie glücklicher seyn würden. Die Dame, die sie suchen wollten, bezeuge gegen die Spanier einen besondern Widerwillen. Da sie sich zu kommen hartnäckig geweigert habe, so habe sie vielleicht Truppen versammelt, um sie sämtlich nieder zu machen, im Fall sie selbige mit Gewalt entführen wollten; und ohne Pferde könnten sie sich weder vertheidigen, noch etwas unternehmen. Und überhaupt sey ihnen diese gute Frau zu ihrer Eroberung sehr unnütz, und es sey genug, ihre Tochter zu haben, mit welcher man einen dauerhaften Frieden schliessen müsse. Uebrigens wüsten sie nicht, welchen Weg sie gehen sollten, um bis zur Wohnung der Mutter zu kommen, weil es ihnen an getreuen Wegweisern fehle; und ohne von dem jungen Herrn zu reden, dessen Tod

von einer übeln Vorbedeutung für sie sey, so müsten schon ihre Strapazen sie nöthigen, zu dem Generale wieder umzukehren. Dieser Meynung fielen sie einstimmig bey und nahmen ihren Weg wieder nach dem Lager zu, woselbst sie von ihrem Abentheuer Rechenschaft ablegten. Drey Tage hernach bot sich ein Indianer an, sie dahin, wo die Mutter der Frau von Kofazicki wäre, zu Wasser zu bringen. Aniasko nahm daher zwey Fahrzeuge, nebst zwanzig seiner Kameraden, und folgte seinem Führer.

Sie fanden den ersten Tag die vier Pferde, welche beym Uebergange über den Kofazickischen Fluß ertrunken waren; welches bey ihnen das über diesen Verlust gehabte Mißvergnügen erneuerte. Die fünf übrigen Tage, an welchem sie ihre Reise fortsetzten, stieß ihnen nichts auf, und sie kamen nach vieler Mühe mit der Nachricht ins Quartier zurück, daß die Dame, welche sie suchen wollten, nachdem sie erfahren, daß man wieder zu ihr

umkehre, sich in einen Walde verborgen habe, woraus man, sie zu ziehen, gar kein Mittel wiße. Der General ließ hierauf alle Hoffnung, sie in seine Gewalt zu bekommen, fahren und richtete seine Gedanken auf etwas anderes.

Vierzehndes Kapitel.

Metall, welches man in Kosazicki fand.

Während der Streifereyen des Aniasko erkundigten sich die übrigen Spanier welche alle in Kosazicki ihr Glück zu machen hoften, sorgfältig nach den Reichthümern, die darinnen zu finden wären. Der General gab zugleich Befehl, daß man die zwey jungen Indianer, die man von Apalasché mitgebracht hatte, rufen sollte, und schickte sie an die Frau von Kosazicki, selbige zu bitten, Perlen und von den gelben und weißen Metallen, womit die Kaufleute handelten, denen sie gedient hätten, holen zu lassen, mit der Versiche-

rung,

rung, daß, wenn sie den Spaniern hierinnen willfahrte, so werde sie dieselben mit ihren Gnadenbezeugungen vollends ganz überhäufen. Diese Dame fertigte alsobald einige von ihren Unterthanen ab, die von diesem Metalle holen musten, und sie brachten sowohl goldfarbichtes Kupfer, als auch gewiße weisse Platten zurück, die wie Silber aussahen und eine Elle lang, eine breit, drey bis vier Finger dicke und gleichwohl sehr leichte waren. Wenn man sie aber angriff, so verwandelten sie sich in Staub, nach Art eines sehr trocknen Erdenkloses. Hierauf ließ sie den Spaniern sagen, daß am Ende des Dorfs, in einem Tempel, worein man die Vornehmsten des Orts beerdigte, allerley Perlen im Ueberfluße wären. Sie möchten davon so viel nehmen, als sie für gut befänden, und wollten sie noch mehr haben, so würden sie dergleichen, eine Meile von dem Quartiere, in der Hauptstadt der Landschaft finden. Diese Stadt, der Aufenthalt ihrer Vorfahren, habe einen Tempel, worinnen sie eine große Menge Perlen

len; die sie der Willkühr des Generals und seiner Truppen überlasse, sehen würden. Und sollten sie auch hiermit noch nicht zufrieden seyn, so könnten sie, vermittelst des Fischfanges, der im Lande gehalten werde, noch mehr bekommen. Diese Nachrichten trösteten die Spanier darüber, daß sie in Kofazicki weder Gold, noch Silber, womit man ihnen geschmeichelt hatte, antrafen. Sie hörten auch mit Vergnügen, daß verschiedene glaubten, es sey Gold in dem Kupfer befindlich. Da sie aber weder Scheidewaßer, noch Probierstein hatten, so konnten sie keinen Versuch damit anstellen.

Funfzehendes Kapitel.

Tempel, in welchem man die vornehmsten Einwohner von Kofazicki begräbt.

Nachdem man von den Reichthümern des Tempels, in welchen die angesehensten Einwohner von Kofazicki begraben worden waren, Wis-

sen-

senschaft bekommen hatte, so ließ man denselben bewachen, und, nach der Zurückkunft des Aniasko, verfügten sich der General und seine Kapitäne hinein. Sie fanden darinnen große hölzerne Koffer, woran nichts als die Schlösser fehlten, und erstaunten, daß die Indianer ohne Werkzeuge sie so gut hatten machen können. Diese Koffer stunden an den Mauern auf Bänken, zwey Fuß von der Erde und enthielten die Todten, die auf solche Art einbalsamirt waren, daß sie nicht im mindesten übel rochen. Außer diesen großen Koffern, waren auch noch kleinere da, ingleichen sehr schön gemachte Rohr-Körbe. Diese letztern Koffer waren voller Manns- und Weibes-Kleider, und die Körbe mit allerhand Arten von Perlen angefüllt. Die Spanier hatten über so viele Reichthümer eine Freude; denn es befanden sich da über tausend Maaß Perlen. Sie wogen zwanzig Maaß ab, und nahmen nur zwey davon, nebst eben so vielen Perlen-Saamen, um sie nach der Havana zu senden, wo man den Preis

der-

derselben kennen werde. Wirklich wollte der General nicht haben, daß man sich mit so vielen Sachen schleppen sollte, und er hätte sogar die übrigen Perlen wieder in die Körbe schütten lassen, wofern man ihm nicht, sie auszutheilen gebeten hätte. Er gab also den Soldaten und Officieren ganze Hände voll, mit Befehl, Rosenkränze, worzu sie bequem wären, davon zu verfertigen. Hierauf verließen die Soldaten den Tempel, und Soto nahm, zwey Tage hernach, drey hundert Mann von den Vornehmsten seiner Truppen und ging mit ihnen nach Talomeko.

Der Weg aus dem Lager bis in diese Stadt war von beyden Seiten mit Bäumen besetzt, die zum Theil Früchte trugen, und es war nicht anders, als wenn man in einem Obstgarten spatzierte. Daher kamen unsere Leute mit Vergnügen und ohne Mühe nach Talomeko, welches sie, aus Ursachen der Pest, verlaßen fanden. Talomeko ist eine schöne Stadt und giebt genugsam zu erkennen, daß sie der

Auffenthalt der Kaziken gewesen ist. Sie liegt auf einer kleinen Anhöhe bey einem Fluße und besteht aus fünf hundert wohlgebauten Häusern. Das herschaftliche erhebt sich über die Stadt und ist von weitem zu sehen. Es ist auch größer, fester und angenehmer, als die übrigen. Diesem Hause gegen über steht der Tempel, wo sich die Särge der Herren der Provinz befinden. Er ist mit Reichthümern angefüllt und auf eine sehr prächtige Art gebauet. Da ich mir keine Hoffnung mache, denselben gut zu beschreiben, so beschwöre ich alle rechtschaffene Leser dieser Geschichte, den Mangel meines Ausdrucks, durch Faßung einer großen Idee von den Dingen, womit ich sie unterhalten will, zu ersetzen.

Sechs-

Sechzehendes Kapitel.

Beschreibung des Tempels von Talomeko.

Der Tempel zu Talomeko, wo das Begräbniß der Kaziken ist, hat über hundert Fuß in der Länge und über vierzig in der Breite. Die Mauern sind nach Proportion hoch und das Dach sehr erhaben, um den Mangel der Ziegel zu ersetzen und dem Regen-Waßer mehr Abfluß zu geben. Die Bedeckung ist von sehr dünnem und gespaltenem Rohre, wovon die Indianer Matten, die den von Binsen geflochtenen Tapeten der Mohren gleichen verfertigen; welches sehr schön anzusehen ist. Fünf bis sechs dieser Tapeten, eine über die andere gelegt, dienen dazu, um den Regen abzuhalten, daß er nicht durchdringt und die Sonne, daß sie nicht hineinscheint; welches die Privatpersonen der Landschaft und ihre Nachbarn in ihren Häusern nachahmen.

Auf dem Dache dieses Tempels lagen Muscheln von verschiedener Größe und allerhand Fische, die auf das schönste geordnet waren. Da aber diese Völker so weit vom Meere wohnen, so begreift man nicht, woher sie dieselben genommen haben können, es müste denn seyn, daß sie selbige aus den Flüssen und Bächen, welche die Provinz bewäßern, hergeholt hätten. Alle diese Muscheln sind so gelegt daß das Inwendige herauswärts steht, damit sie mehr Glanz von sich geben, wobey immer ein großes Muschelwerk von Meerschnecken zwischen zwey kleinen Auster-Schaalen liegt, und die Zwischen-Räume der einen von der andern mit vielen Perlen-Schnuren, von verschiedener Dicke, und die, in Gestallt der Festons, eine Muschel mit der andern verbinden, ausgefüllt sind. Diese Bänder von Perlen, welche von der Höhe herunter hengen, verbunden mit dem lebhaften Glanze der Perlenmutter und der Muscheln, thun, zumal wenn die Sonne darauf scheinet, eine sehr herrliche Wirkung.

Der

Der Tempel hat Thüren, die seiner Größe angemessen sind. Man sieht am Eingange zwölf hölzerne Bildsäulen in Riesengröße. Sie sind mit einer so wilden und drohenden Mine vorgestellt, daß die Spanier sich lange bey der Betrachtung dieser, der Bewunderung des alten Roms würdigen Figuren aufhielten. Man sollte fast sagen, daß diese Riesen darum hergestellt wären, um den Eingang der Thüre zu vertheidigen. Denn sie stehen in Reihen zu beyden Seiten und nehmen je mehr und mehr an Größe ab. Die ersten haben acht Fuß, und die andern immer etwas weniger, nach Art der Orgelpfeifen.

Sie haben Waffen, die ihrer Größe gemäß sind. Die vordersten auf jeder Seite tragen mit Kupfer belegte Keulen, welche sie in die Höhe halten und im Begriff zu seyn scheinen, auf diejenigen, die sich erkühnen, hinein zu gehen, wütend zu zuschlagen. Die zweiten haben Streithämmer; die dritten eine Art von Ruder;

die vierten, kupferne Aexte, woran die Schneiden von Feuersteine sind; die fünften halten den Bogen gespannt und den Pfeil zum Schuße bereit. Nichts ist sonderbarer anzusehen, als diese Pfeile, deren unterstes Ende aus einem sauber gearbeiteten Stücke Hirschhorne oder einem, wie ein Dolch, zugespitzten Feuersteine besteht. Die letztern Riesen haben lange Picken, die an beyden Enden mit Kupfer eingefaßt sind, in drohender Stellung, wie die übrigen, doch alle auf eine verschiedene und sehr natürliche Weise.

Der Obertheil der Mauern des Tempels von innen ist dem äußern des Dolchs gemäß gezieret; Denn es ist da eine Art von Kranze *), der aus großen und sehr schön geordneten Muscheln von Meerschnecken verfertigt ist, und zwischen welchen man Festons von Perlen sieht, welche vom Dache herabhengen. In dem Zwischenraume der Muscheln und der Perlen bemerkt man in der an die Decke befe-

*) Corniche.

befestigten Vertiefung eine Menge Federn von allerley Farben, die sehr wohl geordnet sind. Außer dieser Ordnung, die über dem Kranze herrscht, hangen von allen übrigen Oertern des Dachs verschiedene Federn uud verschiedene Perlenschnüre herab, die durch so unmerkliche oben und unten angebundene Fäden gehalten werden, daß es scheinet, als wenn diese Werke so eben herunter fallen wollten.

Unter diesem Plafond und diesem Kranze befinden sich um diesen Tempel herum, auf allen vier Seiten zwey Reihen Bildsäulen eine über die andere, eine von Manns- und die andere von Weibspersonen, von der Höhe der Einwohner des Landes. Jeder hat seine Nische, eine neben der andern, und lediglich in der Absicht, um die Mauer zu zieren, welche sonst zu bloß gewesen seyn würde. Die Männer haben alle Waffen in den Händen, woran Rollen von Perlen von vier bis fünf Reihen Quasten am Ende, die aus einen sehr dünnen Faden gemacht

und von verschiedenen Farben sind. Was die weiblichen Bildsäulen anbetrift, diese tragen nichts in ihren Händen.

Unten an diesen Mauern stehen sehr gut gearbeitete hölzerne Bänke, worauf man die Särge der Herrn der Provinz und ihrer Familien gestellt hat. Zwey Fuß über diesen Särgen sieht man in Nischen, so in der Mauer sind, die Bildsäulen der Personen, die daselbst begraben liegen. Sie stellen dieselben so natürlich vor, daß man daraus urtheilen kann, wie sie zur Zeit ihres Todes ausgesehen haben. Die Weiber haben nichts in Händen; die Männer haben Waffen.

Der zwischen den Bildern der Todten und den beyden Reihen Bildsäulen, die sich unter dem Kranze anfangen, befindliche Raum ist mit Schildern von verschiedener Größe besäet, welche aus so stark gewebten Rohre verfertigt sind, daß weder ein Schuß von einer Armbrust, noch sogar von einer Flinte durchdringen kann.

Die-

Diese Schilder sind alle mit Perlen und bunten Quasten gezieret, welches zur ihrer Schönheit sehr viel beyträgt.

In der Mitte des Tempels sind drey Reihen Kasten auf abgesonderten Bänken. Die grösten derselben dienen den mittlern und diese wieder den kleinen zur Grundlage. Und gewöhnlich bestehen dergleichen Pyramiden aus fünf bis sechs Kasten. Da von einer Bank zur andern Räume sind, so hindert dieses nicht, daß man von beyden Seiten gehen und im Tempel alles, was man will, in Augenschein nehmen kann.

Alle diese Kasten sind dergestalt mit Perlen angefüllt, daß die grösten die dicksten Perlen enthalten, und so fort bis auf die kleinsten, die nur voller Perlen-Saamen sind Uebrigens war die Menge der Perlen so groß, daß die Spanier gestunden, daß, ob sie gleich mehr; als neun hundert Mann stark gewesen wären und drey hundert Pferde bey sich gehabt

hätten, sie gleichwohl alle zusammen die Perlen dieses Tempels auf einmal nicht hätten fortbringen können. Man darf sich jedoch hierüber nicht zu sehr verwundern, wenn man betrachtet, daß die Indianer der Provinz seit mehrern Jahrhunderten alle Perlen, die sie fanden, ohne eine einzige davon zurück zu behalten, in diese Kasten trugen. Und hieraus kann man vergleichungsweise urtheilen, daß, wenn alles Gold und Silber, das man von Peru nach Spanien gebracht hat, nicht anders wohin geschaft worden wäre, die Spanier heute zu Tage verschiedene Kirchen mit Golde und Silber bedecken könnten.

Außer dieser unzähligen Menge Perlen, fand man einen Haufen Paquete mit Gemsenfellen, einige von dieser und andere von einer andern Farbe, ohne viele Pelzkleider zu rechnen, woran die Haare verschiedentlich gefärbt waren, ingleichen viele Kleidungen von Katzen-Marder- und andern Thierfellen, eben so gut zuge-

zugerichtet, als an dem besten Orte von Deutschland und Moskau.

Um diesen Tempel, der durch und durch sehr reinlich war, ist ein großes Zeug- oder Vorraths-Haus, das in acht Säle von gleicher Größe eingetheilt ist, welches seine Zierde nicht wenig vermehret. Die Spanier gingen in diese Säle hinein und fanden sie voller Waffen. In dem ersten lagen lange Picken, die mit einem sehr schönen Kupfer beschlagen und mit drey bis vierfachen Perlen-Schnuren garnirt waren. Der Ort an diesen Picken, welcher die Schulter berühret, war mit bunten Gemsenfellen reich geschmückt und an den äussersten Enden hingen Quasten, nebst Perlen, welche zu ihrer Schönheit viel beytrugen.

In dem zweyten Saale lagen Keulen die den Riesen ihren ähnlich und mit Ringen von Perlen, auch hin und wieder mit bunten und ringsherum mit Perlen besetzten Quasten eingefaßt waren. Im

dritten fand man Streithämmer, eben so reich geschmückt, wie die übrigen; im vierten, mit Quasten am Eisen und am Griffe gezierte Spiesse; im fünften, Arten von Rudern, die mit Perlen und Franzen gezieret waren; im sechsten, Bogen und sehr schöne Pfeile. Einige waren mit Feuersteinen bewafnet, die am Ende so scharf, wie eine Pfrime, Degen- Picken- oder Dolch-Spitze waren, und hatten zwey Schneiden. Die Bogen waren mit verschiedenen Farben emaillirt, glänzend und an einigen Stellen mit Perlen verschönert. Im siebenden Saale lagen mit Perlen und bunten Quasten besetzte Rondaschen (kleine runde Schilder,) die von Holz und von weit hergebrachten Kuhleder verfertigt waren; und im achten sehr künstlich gewebte und mit Quasten und Perlen-Saamen geschmückte Rohrschilder.

Dieß ist die Beschreibung des Tempels und des Zeughauses zu Talomeko, welche die Spanier, die in Peru und in an-

dern

dern Gegenden von Amerika gewesen wa-
ren, als ein Wunder der neuen Welt be-
trachteten. Hierauf fragten sie die India-
ner, was sie bewogen habe, so viele Reich-
thümer zusammen zu häufen? Sie ant-
worteten, daß alle Herren des Landes
und vornehmlich die ihrer Provinz ihre
Größe in die Pracht ihres Tempels setzten.
Die Unsrigen begnügten sich mit dieser
Antwort, und alsobald berathschlagten sich
die Intendanten des Kaisers, welche,
um den fünften Theil aller der Reichthü-
mer zu empfangen, die man antreffen
würde, im Gefolge der Armee waren, ob
sie sich der Rechte ihres Herrn bedienen
sollten. Allein Soto sagte ihnen, daß
man sich mit nichts beschweren müste,
daß man mit den Waffen und den Vor-
räthen, die man trüge, genugsam belä-
stigt wäre, daß man sich nach der Erobr-
rung von Florida darein theilen wolle,
und daß der, welchem die Provinz Kofa-
zicki zu fallen werde, dem fünften Theil
der im Tempel von Talomeko befindlichen
Schätze bezahlen möchte. Jedermann
billig-

billigte diesen Ausspruch und man nahm seinen Weg wieder nach dem Quartiere.

Siebzehendes Kapitel.

Abreise von Kofazicki, nebst dem, was sich auf dem Marsche bis nach Schovala zutrug.

So bald der General im Quartier angekommen war, so wendete er zehen Tage an, um von den benachbarten Provinzen Erkundigung einzuziehen, und auf die Versicherung, daß sie fruchtbar und bevölkert wären, befahl er seinen Leuten, sich zur Abreise bereit zu halten, und ging mit seinen Officierern hin, von der Frau von Kofazicki und den vornehmsten Indianern Abschied zu nehmen. Er dankte ihnen für die verbindlichste Aufnahme, und besonders der jungen Prinzeßin, der er alle Arten von Erkenntlichkeit für die viele Güte, die sie gegen die Spanier gehabt habe, versicherte. Hierauf brachen die Truppen auf; weil sie aber nicht

Lebensmittel genug hatten, um mit einander zu gehen, so theilen sie sich. Der General beorderte drey seiner Kapitäne*), daß sie hundert Reuter, nebst zwey hundert Fußgängern nehmen, und damit zwölf Meilen in das Land, auf der Seite der Straße, nach Schovala, wo man hin wollte, vorrücken sollten. Hier würden sie in einem Flecken sechs hundert Maaß Hirsen finden; und nachdem sie, so viel sie könnten, davon genommen haben würden, sollten sie auf dem Marsche wieder zur übrigen Armee stoßen. Diese Kapitäne reisten unvorzüglich ab, und der General nahm den Weg, den er beschlossen hatte. Er kam in acht Tagen in Schovala, welches an die Provinz Kosazicki grenzt, und seine Officere in dem Dorfe an wohin sie sich zu begeben, Befehl hatten. Sie fanden darinne eine grosse Menge Hirsen, wovon sie zwey hundert Maaß erhoben und sich dann wieder auf die Straße des Generals wendeten, welcher indessen vorbey passiert war.

*) Gallego, Tinoko, Silvester. A. d. V.

war. Die meisten unter ihnen, welche nicht wußten, wie weit sie von ihnen entfernt waren, und die in dieser Ungewißheit an Lebensmittel Mangel zu leiden befürchteten, empörten sich, und verdoppelten, ohne gehorchen zu wollen, ihre Schritte, um ihn einzuholen. Die Kapitäne, welche wegen drey kranker Pferde sachte gehen wollten, suchten diese Aufrührer durch die Erwägung der Dienste, die ihnen diese Thiere leisteten, zurück zu halten. Allein sie antworteten trotzig, daß man nicht drey Pferde dem Leben dreyer hundert Menschen vorziehen müßte; und hiermit fingen sie an stärker und in größter Unordnung zu marschiren, als vorher. Hierauf sagte einer von denen, an der Spitze befindlichen, Kapitänen zu ihnen, daß er sich über die Eilfertigkeit, mit welcher sie gingen, wundern müsse; sie würden längstens in zwey Tagen in Schovala wieder zu dem Generale stoßen; derselbe habe zu viel Ehre und verstehe den Krieg zu wohl, als daß er sie in einem feindlichen Lande zurücklassen sollte;

man

man müßte also nicht aus einer lächerlichen Furcht, an Mundvorrath Mangel zu leiden, Pferde verlassen, die wieder die Barbaren so nützliche Dienste leisteten; ohne Zweifel werde ihre Aufführung sie mit Schande bedecken und dem Soto, der sie liebte, ein empfindliches Mißvergnügen verursachen; sie sollten also vielmehr daran denken, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren und als brave Soldaten zu sterben als ungehorsam zu seyn und ohne Ruhm zu leben.

Diese Worte hielten sie ein wenig zurück, und als sie den Morgen drauf marschirten, zog sich in der Luft mitten am Tage ein Ungewitter zusammen, welches mit Stürmen, Donner und einem so verderblichen Hagel begleitet war, daß, woferne sie nicht einige große Bäume angetroffen hätten, sie alle ums Leben gekommen seyn würden. Denn der Hagel war sehr stark; aber zum Glücke dauerte er nicht lange, so daß sie ihren Weg fortsetzten und am dritten Tage ihres Marsches

sches an kleine Dörfer kamen, welche man Schalacken nennte, woraus die Einwohner sich retirirt hatten, ausgenommen einige Greise, wovon die meisten das Gesicht verloren hatten.

Drey Tagereisen von da kamen sie wieder zum Generale, welcher sie seit zwey Tagen in einem Thale der Provinz Schovala erwartete, das von der Hauptstadt ohngefähr fünf Meilen entfernt war. Sie fanden den Weg dahin sehr schön. Denn sie marschirten fast immer durch ein ebenes Land, das aller drey bis vier Meilen von kleinen Bächen, die durch die Fluren angenehm hinflossen, durchschnitten wurde. Sie trafen auch einige Gebürge an, die eine sehr sanfte Abhängigkeit hatten und mit sehr nahrhaften Kräutern für das Vieh bewachsen waren, und sahen, so lange ihr Zug währte, treffliche Ländereyen.

Uebrigens war von Apalaschè bis Schovala der Weg ohngefähr sieben und

funf-

funfzig Tagereisen lang, und ging fast immer nach Norden, oder nach Nord-west zu. Ziemlich merkwürdig war es, daß die Spanier in den Dörfen, welche von der Frau von Kofazicki abhingen, verschiedene indianische Sklaven aus andern Gegenden fanden, welche die, so auf die Jagd und den Fischfang gingen, zu Gefangenen machten. Diese Sklaven wurden zum Feldbaue gebraucht, und man hatte sie, um sie an Entfliehen zu verhindern, sehr gemißhandelt. Einigen hatte man die Flechsen unten am Fuße; andern die Flechsen, die über der Ferse sind, abgeschnitten. — Wenn ich noch etwas von der Frau von Kofazicki gesagt haben werde, so werde ich das vornehmste, was man in diesen Provinzen gesehen und sich da zugetragen hat, erzählt haben.

Achtzehendes Kapitel.

Großmuth der Frau von Kofazcki.

Die Spanier hielten sich vierzehn Tage in der Hauptstadt von Schovala auf.

welche zwischen einem Flecken und einem kleinen, sehr reißenden Fluße lagen. Sie wurden darinnen sehr wohl aufgenommen, weil die Provinz von der Frau von Ko, fazicki abhing. Hierauf brachen sie auf, und marschirten den ersten Tag durch Saatfelder, und die fünf übrigen auf unbewohnten Gebirgen, worüber man zwanzig Meilen zu gehen hatte. Sie waren voller Eichen; Maulbeerbäume, guten Viehweiden und kleinen Bächen, welche zwischen sehr frischen und angenehmen Thälern hinfloßen.

Um wieder auf die Frau von Kofazicki zu kommen, so war dieselbe nicht blos damit zufrieden, daß sie die Spanier bis Schovala hatte bringen lassen, sondern sie befahl auch den Einwohnern dieser Provinz, ihnen soviel Lebensmittel, als sie haben wollten, zu verschaffen und ihnen sogar Indianer mit zu geben, die ihnen während der zwanzig Meilen auf dem Gebürge, welche sie, ehe sie nach Guaschulé kamen, paßiren mu-

mußten, dienen sollten. Und damit alles desto besser zugehen möchte, so trug sie auch Sorge, daß die zum Dienst verordneten Indianer durch vier der Vornehmsten des Landes befehligt wurden, und ließ diese Ordnung, so lange die Spanier auf ihrem Gebiete marschirten, beobachten Aber man sehe nur, wie sich dieselbe gegen sie betrug, da sie aus dem, ihr unterworfenen Gegenden heraus gingen. Sie gebot nehmlich den vier indianischen Befehlshabern, daß, so bald sie in das Land Guaschulé, das an ihre Provinzen grenzt, gekommen seyn würden, sie vorausgehen und, in der Eigenschaft ihrer Abgesandten, den Kaziken bitten sollten, die Spanier in seinem Staate günstig aufzunehmen. Im Weigerungsfalle sollten sie ihm den Krieg ankündigen und ihm drohen, alles in seiner Landschaft mit Feuer und Schwerdt zu verheeren. Der General erfuhr nicht eher etwas von diesem Befehle, als bis man über die Gebirge hinweg gegangen war. Alsdann entdeckten ihm erst die vier Indianer, in-

dem sie ihn um die Erlaubniß baten, vorauszugehen, dies Geschäft, welches man ihnen aufgetragen hatte. Unsere Leute, über eine so großmüthige Aufführung erstaunt, wurden hierdurch in der Meynung, daß die Frau von Kofazicki ihnen eifrigst zu dienen suche, bestärkt. In der That, so oft sie selbige in ihrer Provinz mit Wärme verpflichtete, so bat sie dieselben jederzeit, ihr zu verzeihen, wenn sie ihnen nicht alle die guten Dienste leistete, welche sie ihnen zu leisten wünschte. Die Spanier, um sie von dem Gegentheile zu versichern, sagten ihr über ihre Art zu handeln viel verbindliches. Diese Dame war nicht nur gegen unsere Leute freygebig, sondern auch gegen ihre Unterthanen, welche sie mit Gnadenbezeugungen überhäufte. Auch verdienete sie über ganze Königreiche zu herrschen, und es fehlte ihr zu einer vollkommenen Fürstin weiter nichts, als von dem Lichte des Glaubens erleuchtet zu seyn.

Neunzehendes Kapitel.

Was den Truppen in der Wüsten begegnete.

Den Tag, da die Spanier aus Schovala gingen, vermißten sie drey Sklaven, von welchen zweye Negern und der dritte ein Mohr war. Die Liebe zu den Weibern mochte sie wohl mehr, als eine üble Behandlung zu entfliehen und unter den Indianern zu bleiben, bewogen haben, welche dermaaßen erfreut waren, sie zu haben, daß man sie, so vielen Fleis man auch anwendete, doch niemals wieder ausfindig machen konnte. Da die Negern ihre Herren liebten und für gute Christen gehalten wurden, so war man über ihren Fehler erstaunt; niemand aber verwunderte sich über die Aufführung des Mohren, der verschlagen und boshaft war.

Zwey Tage nach dieser Flucht, als die Truppen durch die Wüsten marschirten, zog Juan Terron, einer der stärksten Soldaten von der Armee, aus seiner Al-

sorge *) gegen Mittag ohngefähr sechs Pfund Perlen und drang in einen Reuter, der sein Freund war, sie anzunehmen. Der Reuter dankte demselben und sagte zu ihm, daß er sie behalten, oder vielmehr, da die Rede gehe, daß der General Willens sey, ein Schiff nach der Havana abzufertigen, sie mit dahin schicken sollte, um Pferde dafür zu kaufen, damit er nicht weiter zu Fuße gehen dürfe. Ueber diese Antwort empfindlich versetzte Terron: So sollen denn diese Perlen nicht weiter kommen! und hiermit streuete er sie auf beyden Seiten in das Gras und in die Büsche. Man gerieth über diese Thorheit in Erstaunen; denn die Perlen waren von der Größe der Haselnüße und von einem sehr schönen Wasser, und weil sie nicht durchlöchert waren, galten sie über 6000 Dukaten. Man las ohngefehr dreyßig derselben wieder auf, welche so schön aussahen, daß man den Verlust der übrigen um destomehr bedauerte und aus Scherz diese Worte sagte, welche unter

ih-

*) Eine Art von Tasche, wie sie die Falkenierer tragen, oder ein Reut-Queer-Sack. A. d. f. U.

K. F. Schmidt.

ihnen zum Sprichworte wurden: Das sind keine Perlen für Juan Terron.

Terron wollte niemals den Ort entdecken, wo er so viel große Perlen angetroffen habe, und da seine Kameraden sich oft über seine Aufführung lustig machten, so bat er sie einstmals, ihn zu verschonen; denn so oft er sich seiner Thorheit erinnerte, so oft käme ihm auch die Lust an, sich zu erhenken. — So sind die Verschwender; sie bringen thörichter Weise ihr Vermögen durch und fallen darüber hernachmals in Verzweiflung. Dagegen haben die, welche freygebig sind, gewisse heimliche Freuden, die sich besser empfinden, als ausdrücken lassen.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

X VII.86

65

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vega, Garcilaso de la, / Soto, Hernando <<de>>, / Richelet, Pierre,

Avthentische Geschichte der Eroberung von Florida durch Ferdinand von Soto

Leipzig 1794

Am.b. 5051 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10254106-1
VD18 14728907